LD 5520

. Hoicter Jos.

. Theolog. jrae. 1829.

Du hast dich tapfer überwunden, einem Du-
katen zu lieb: thu es hinfür Gott zu lieb.

§. 3. Geschichte.

F. B. Schmon del. A. Schön sc.

Ein
rechtschaffenes
Exempelbuch
für unstudirte Leute,
welche
bey müßigen Stunden eine unschuldige
und nützliche Ergötzung suchen.

Verfasset
von
einem katholischen Geistlichen in Schwaben,
am Argenfluße,
Joseph Reebmann,
K. z. R.

Begnehmigt vom hochwürdigsten Ordinariat.

Augsburg, 1791.
In der Joseph: Wolffischen Buchhandlung.

1973,335

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorrede,
oder
Erklärung des Titels,
und
deutlicher Bericht von der Beschaffenheit dieses Buchs.

Sey von mir gegrüßet, unstudirter, aber nichts desto minder schätzbarer Leser, der Du bey müßigen Stunden eine unschuldige und nützliche Ergötzung suchest!

Gegenwärtiges Buch wird schon beym ersten Anblicke manchen hochgelehrten und halbgelehrten Leuten misfallen, weil es einen so einfältigen Namen, Exempelbuch,

führet. Aber das thut nichts. Das Buch ist nur für unstudirte, Deines gleichen Leute bestimmet, und diese haben den Namen Exempelbuch, schon vor alten Zeiten gern gehöret, und hören ihn noch heutiges Tages gern. Wenn man sie fraget, was für Bücher ihnen am besten gefallen, pflegen sie insgemein zu antworten: die Exempelbücher.

Ich nenne dasjenige, so ich Dir zum Lesen anbiethe, ein rechtschaffenes Exempelbuch. Du mußt deswegen keinen Argwohn eines Stolzes oder einer Vermessenheit auf mich werfen. Mit dem bemeldten Beynamen will ich nichts anders andeuten, als das Buch sey nach Deinem Wunsche und Geschmack also eingerichtet, daß es Dir bey müßigen Stunden eine Ergötzung, und zwar eine unschuldige, und eine nützliche Ergötzung verschaffen könnte. Warum? weil darinn lauter wahrhafte; lauter seltsame; lauter nicht nur ganz unanstößige, sondern auch

sehr nutzbare Geschichten, auf eine leicht verständliche, und kurzweilige Art erzählet werden. Das ist alles, was ich Dir verspreche.

Erstens, lauter wahrhafte Geschichten. Solche sind Dir die liebsten. Wenn man Dir etwas neues und unerwartetes erzählet, pflegest Du zu fragen: Ist es aber auch wahr? und wenn Du höreſt, oder sonst vermerkest, es sey nur ein Hirngespinst, ein Gedicht, eine Fabel, ein Mährlein, eine Romanze oder Romane, so macht die Erzählung einen viel schwächern Eindruck auf Dein Gemüth, als wenn die Wahrheit dabey wäre. Ich habe dieses öfters beobachtet, sonderbar da ich einstens einem unstudirten, aber recht vernünftigen und in der Landwirthschaft wohl erfahrnen Menschen eine artige Fabel erzählet, und am Ende gefraget, ob er auch merke, was für eine gute Lehre in dieser Fabel enthalten sey. Er gab mir ganz kaltsinnig zur Antwort: Es ist ja alles erlogen.

Jedoch verlangest Du nicht, daß die Begebenheiten, die man Dir erzählet, so unfehlbar wahr seyen, wie die Geschichten der heiligen Schrift; oder so gewiß wahr, wie die Begebenheiten, die Du mit eignen Augen gesehen, oder von lebendigen Augenzeugen gehöret hast. Du nimmst auch andere Erzählungen für wahrhaft an, wenigstens solche, in welchen nichts übernatürliches und nichts unnatürliches, von Mirakeln und Wunderzeichen, von Erscheinungen guter und böser Geister, von Zauberkünsten, Hexereyen, und dergleichen, gemeldet wird, wenn man Dir nur einen oder einige unverdächtige Schriftsteller benamset, welche bezeugen und versichern, das erzählte sey nicht erdichtet, sondern habe sich in der That selbsten zugetragen. — Dabey hast Du nichts darwider, wenn man bisweilen einige Nebenumstände hinzusetzet, welche zwar nicht ausdrücklich von den angezogenen Schriftstellern gemeldet werden, aber doch wahrscheinlich sind, und zu

besse-

besserer Erklärung der Hauptgeschichte taugen. — In diesem Verstande dann sind alle Geschichten, die Du in gegenwärtigem Buche lesen wirst, wahrhafte Geschichten.

Zweytens, lauter seltsame Geschichten, das ist, lauter solche, welche schon an sich selbsten also beschaffen sind, daß derjenige, der sie niemal gelesen, noch gehöret, beym Anfange der Erzählung aufmerksam; und bey der Fortsetzung begierig wird den fernern Hergang zu vernehmen; zuletzt aber bekennen muß, solche Begebenheiten ereignen sich selten, und eben darum hätte er den endlichen Erfolg nicht leicht sich zuvor einbilden oder errathen können. — Die Erfahrung hat mich gelehret, daß eine einzige so beschaffene Geschichte unstudirten Lesern besser gefalle, als zwanzig andre, bey denen die eben beschriebene Seltsamkeit abgeht.

Drittens, lauter nicht nur ganz unanstößige, sondern auch sehr nutzbare Ge-

schichten. Du kannst als ein vernünftiger Mensch und guter Christ, kein Belieben tragen über jenen anstößigen Erzählungen, durch welche die unordentlichen Neigungen des Menschen zu sinnlichen Wollüsten erwecket und gestärket; oder gar die Grundsätze der wahren Religion und reinen Sittenlehre bestritten, oder beschimpfet werden. Sey aber auch versichert, daß nichts solches in diesem Buche enthalten. Ich habe sogar eine gewisse Gattung von Erzählungen, welche nach meinem Gutdünken für einige Leser nützlich, für andre aber gefährlich seyn könnten, gänzlich hinweggelassen. Auch junge, unschuldige Leute, auch jene, die ein so zartes und ängstiges Gewissen haben, daß sie über dem bloßen Namen gewisser Laster erröthen, dürfen das ganze Buch durchlesen, ohne Gefahr geärgert zu werden, oder mit dem Honig etwas Gift einzuschlucken.

Ich wäre aber nicht zufrieden, wenn es den Lesern keinen Schaden, aber auch keinen Nutzen brächte, oder doch keinen größern Nutzen, als daß sie dadurch ergötzet, aufgeheitert, bisweilen in Verwunderung gesetzet, bisweilen zum Mitleiden, bisweilen zum Lachen beweget würden. Mein Hauptabsehen geht auf den größten Nutzen, der aus den Exempelbüchern entstehen kann, auf die Sittenbesserung. Darum habe ich nur solche Geschichten gewählet, die schon in sich selbsten eine deutliche, dem Leser gleichsam in die Augen fallende Sittenlehre enthalten, durch welche er zum Hasse der Laster und sittlichen Fehler, und zur Liebe der Tugenden und sittlichen Vollkommenheiten angetrieben werden sollte.

Was meine Art zu erzählen anbelangt, hoffe ich, sie werde für Dich leicht verständlich seyn, wegen zwey Ursachen. Erstens, weil eine jede Geschichte in der natürlichen

Ordnung aller dazu gehörigen Theile vorgetragen wird, ohne künstliche Entwicklungen, Verhüllungen, Umsetzungen, mit welchen einige Gelehrten jede Erzählung, gleich einem für die Schaubühne bestimmten Lust- oder Trauerspiele auszieren, aber eben deswegen den Begriff des ganzen Zusammenhangs unstudirten Lesern erschweren, oder gar unmöglich machen. — Zweytens, weil ich alle aus fremden Sprachen entlehnte; ja auch alle deutsche Wörter, welche in einigen Gegenden Deutschlands dem gemeinen Volke noch unbekannt sind; und noch vielmehr alle hohe, schwülstige, verblümte, den Poeten oder Dichtern eigenthümliche Redensarten zu vermeiden getrachtet. Du wirst mich gewiß leichter verstehen, wenn ich anstatt griechisch Anekdoten und Ephemeriden; sage geheime oder unbekannte Merkwürdigkeiten, und Tagebücher oder tägliche Verzeichnisse: anstatt französisch Scheniren und Amüsiren; sage Belästigen und Ergötzen;

zen: anstatt ausländisch, Buden, Fluren, Hayne; sage Kramläden, grünende Felder, Waldungen: anstatt poetisch, Aurora hatte mit ihren Rosenfingern den Himmel noch nicht bemalet, und Morpheus hielt noch die Augenlippen der Sterblichen bezaubert; sage die Morgenröthe war noch nicht angebrochen, und die Menschen waren noch nicht vom Schlafe erwachet ꝛc. So oft ich ein Wort gebrauchen müssen, von dem ich zweifelte, ob Du es verstehest, habe ich eine Erklärung beygesetzet. Ich habe sogar mit Fleiß, nur allein Dir und Deines gleichen Lesern zu Liebe, die neue Schreibart nicht gänzlich angenommen, sondern in mehrern Stücken die ältere, in unserm Oberdeutschlande noch ziemlich gewöhnliche beybehalten. Ich schreibe nicht Hündchen, Sächʼlchen; sondern Hündlein, Sächlein und dergleichen. Ich will lieber von studirten Sprachmeistern getadelt, als von unstudirten Leuten nicht leicht verstanden werden.

End.

Endlich, wenn ich mich nicht gewaltig irre, soll meine Art zu erzählen, Dir nicht nur leicht verständlich, sondern auch kurzweilig vorkommen. Denn erstens, nachdem ich oftmals bemerket, daß manche, sonderbar unstudirte Leute lange Weile bekommen, wenn man ihnen etwas erzählet, und bey jedem Theile der Erzählung wieder abbricht, und lange Nebenanmerkungen, ausgedehnte Sittenlehren, halbe Predigten einmischet, so habe ich Sorge getragen, daß alle und jede in diesem Buche enthaltene Geschichten, ohne dergleichen Unterbrechungen und Einmischungen, vom Anfange bis zum Ende, in einem beständigen Zusammenhange fort und fort erzählet werden. — Zweytens, weil die Erfahrung lehret, daß einem Unstudirten das Zuhören minder langweilig vorkommt, wenn mehrere Personen wechselweise nach einander reden, als wenn eine allein immerdar fortredet, so erzähle ich die Geschichten nicht in meinem Namen, sondern

lasse

lasse sie von einem wohlbelesenen und gut-
herzigen Pfarrer; auch bisweilen eine von
seinem Bruder, einem unstudirten, aber
sehr vernünftigen und ehrlichen Hand-
werksmanne erzählen, und setze am Ende je-
der Erzählung ein kleines Gespräch zwischen
beyden hinzu, worinn die Zweifel, so einem
Unstudirten bey Anhörung der Geschichte hät-
ten einfallen können, kürzlich aufgelöset; oder
sonst schickliche und nutzbare Anmerkungen
gemacht werden.

Verzeichniß von Geschichten.

Erste Geschichte. Seite 1
Zweyte Geschichte. 29
Dritte Geschichte. 43
Vierte Geschichte. 56
Fünfte Geschichte. 83
Sechste Geschichte. 101
Siebente Geschichte. 120
Achte Geschichte. 148
Neunte Geschichte. 177
Zehente Geschichte. 201
Eilfte Geschichte. 216
Zwölfte Geschichte. 238
Dreyzehente Geschichte. 262
Vierzehente Geschichte. 281
Fünfzehente Geschichte. 298
Sechszehente Geschichte. 322
Siebenzehente Geschichte. 338
Achtzehente Geschichte. 355
Neunzehente Geschichte. 383
Zwanzigste Geschichte. 404

Erste

Erste Geschichte.

Von der Habsucht, oder unmäßigen Begierde reich zu werden.

— Der Mensch, der die Habsucht oder unmäßige Begierde reich zu werden, in seinem Herzen einwurzeln läßt, wird dadurch zur Vergessenheit Gottes, und zur Uebertretung der göttlichen Gebothe, sonderbar des siebenten und des zehnten, verleitet, und eben darum gerathet er in große Gefahr, sein zeitlich- und ewiges Heil zu verscherzen.

Der Pfarrer.

Ja, lieber Bruder, versprechen macht halten. Weil Ihr so gern schöne Exempel erzählen höret, will ich Euch bisweilen, da Ihr mich an den Sonn- und Feyertagen auf den Abend besu-

chet, mit Erzählung solcher Exempel eine unschuldige und nützliche Ergötzung verschaffen.

Der Handwerksmann, Bruder des Pfarrers.

Großen Dank, Ehrwürdiger Herr Bruder! Das ist mir manchesmal lieber, als im Wirthshause trinken, oder mit Karten spielen. Wenn es Ihnen beliebet, fangen Sie gleich jetzt an. Sollte ich etwas nicht recht verstehen, oder sonst einen Zweifel bekommen, werde ich ja fragen dürfen?

Pfarrer. So oft Ihr wollet. — Die erste Geschichte, die ich Euch erzählen werde, handelt von der Habsucht, oder unmäßigen Begierde reich zu werden, und von den leidigen Folgen, welche daraus entstehen.

Vor ohngefähr dritthalbhundert Jahren hatte zu Paris, der weltberühmten Hauptstadt in Frankreich, ein junger Mensch, mit Namen Johann Baumaurin, von seinem allda verbürgerten Vater ein gutes und einträgliches Handwerk gelernet, und nach dessen Ableiben ein ansehnliches Vermögen sammt dem väterlichen Hause geerbet. Er verheirathete sich mit einer Bürgerstochter, und trieb sein wohl erlerntes

lerntes Handwerk fort. Ich sage mit Fleiß nicht, was es für ein Handwerk oder für eine Profession gewesen, damit Ihr nicht etwan, bey Anhörung seines Uebelverhaltens unbilliger Weise gedenken oder sagen möchtet: So machen es alle, oder die meisten von diesem Handwerke. Man lobte ihn überall als einen guten Arbeiter; man machte auch bey ihm so viele Bestellungen, daß er mit seinem ehrlichen Gewinne gar wohl sich und die Seinigen hätte erhalten können. Aber in andern Stücken wollte ihn niemand loben. Sonderbar hatte man ihn hin und wieder gewaltig im Verdachte, als ob er mit seinen Kunden nicht ehrlich und redlich umgehe, und durch gewisse, bey seinem Handwerke gar wohl mögliche Schelmereyen sich selbsten einen unerlaubten Gewinn verschaffe.

Endlich ist ein unläugbarer Beweis seiner schändlichen Habsucht an den Tag gekommen. Man hatte einen Dieb auf frischer That ertappet, und in das Gefängniß gebracht: dieser gestund in den gerichtlichen Verhören, daß er mehrere Diebstähle begangen, und zeigte zugleich an, er habe einen großen Theil der gestohlenen Waaren dem Bürger und Handwerker Vau-

maurin zu verbergen und aufzubehalten gegeben. Auf seine Aussage wurden unverzüglich einige Gerichtsdiener in die Behausung des besagten Mannes gesandt, welche dann bey genauer Durchsuchung, sonderbar in einigen Strohsäcken mehrere von dem Diebe benamste Silbergeschirre und andre verdächtige Waaren gefunden. Hierüber wird der Bürger Baumaurin in gefängliche Haft genommen, gerichtlich verhöret, und endlich überwiesen, daß er etlichen Dieben Unterschlauf gegeben, und durch Verwahrung der geraubten Sachen, die Fortsetzung ihres unerlaubten Handwerks erleichtert. Nach den Landesgesetzen hätte er, als Hehler, wie der Stehler zum Tode verurtheilet werden sollen: doch ward ihm diesesmal das Leben geschenkt, und eine andre, wiewohl nicht viel mildere Strafe zuerkannt, wie Ihr gleich hören werdet. —

Zu eben derselben Zeit war eine Schwester Heinrichs des zweyten, Königs in Frankreich, Margarethe, mit dem Herzoge von Savoyen, Emmanuel, vermählet worden, und der König, ihr Bruder, hatte in dem Seehaven oder Meerporte zu Marsilien eine Galeere ausrüsten lassen, welche er zu Bezeigung seiner Freude, dem Herzoge als eine Verehrung nach

Nizza

Nizza übersenden wollte. Bey dieser Gelegenheit ergieng das Urtheil über den diebischen Hehler Vaumaurin, daß er lebenslänglich als ein Ruderknecht auf bemeldter Galeere dienen sollte. — Vielleicht wisset Ihr schon, was eine Galeere, ein Ruder, und ein Ruderknecht ist. Nach der Beschreibung, die ich in mehrern Büchern gelesen, heißt eine Galeere so viel als eine gewisse Gattung von Schiffen oder Fahrzeugen auf dem Meere, beyläufig zwey und zwanzig Klafter lang, und in der Mitte drey Klafter breit, in welchen man sowohl Seegel als Ruder gebrauchet. Das Ruder ist ein hölzernes, einer langen Stange ähnliches Werkzeug, mit welchem man auf eine mühsame Art das Wasser fortzuschieben scheint, in der That aber das Schiff fortschiebt. Die Leute, welche die Ruder führen oder ziehen müssen, werden Ruderknechte genannt. Es befinden sich in der Galeere auf jeder von beyden Seiten zwanzig oder noch mehrere Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis sechs Ruderknechte: diese Unglücklichen haben neben dem Verlust ihrer Freyheit, viele und schwere Ungemächlichkeiten auszustehen: Insgemein ist ihre Kost überaus schlecht; die Liegerstatt auf harten Brettern; wenn sie nicht aus

allen Kräften arbeiten, werden sie unbarmherzig geschlagen.

Einen solchen Ruderknecht mußte Vaumaurin zur Strafe seines schelmischen Verfahrens abgeben. Was ihn bey seiner Abreise am meisten geschmerzet, war nicht der Abschied von seinem Weibe, mit dem er bisher im Unfrieden gelebet; sondern der Abschied von seinem einzigen jungen Söhnlein, Michael, welches noch nicht gar das zweyte Jahr seines Alters erreichet hatte. — In der letzten mit seinen Blutsverwandten gepflogenen Unterredung, die dem Verurtheilten aus sonderbarer Gnade verwilliget worden, bath er dieselben auf das wehmüthigste, sie möchten sich doch um das Kind annehmen, und Sorge tragen, daß es bald von seiner Mutter und von Paris hinwegkomme: die Verwandten aber trösteten ihn, so gut sie konnten, und gaben ihm unter andern das Versprechen: sie wollen gewiß seinen Vatersbruder, einen frommen und gelehrten, in der Stadt Burdo (nach französischer Schreibart Bourdeaux) wohnenden Priester bereden, daß er den Knaben, so bald dieser ein wenig erwachsen, zu sich nehme, und auf das beste auferziehe und unterweise.

Der

Der Geistliche ließ sich auch bereden. Auf sein Verlangen mußte ihm der junge Michael schon im siebenten Jahre seines Alters überliefert werden. Dieses kam zwar die Mutter hart an; aber sie konnte es nicht verhindern. Bisher hatte sie dem Söhnlein immerdar gesagt, der Vater seye gestorben: jetzt sagte sie ihm, es werde anstatt des Verstorbenen, ein naher Anverwandter, ein ehrwürdiger Priester, die Stelle und die Pflichten eines Vaters auf sich nehmen, ihr lieber Michael müsse demselben, wie bisher der Mutter, recht gehorsam seyn, fleißig lernen, und sich vor allen Lastern, sonderbar vor dem Betrügen und Stehlen hüten. Alles dieses versprach der gute Knabe, und ließ sich ganz willig nach der Stadt Burdo, welche hundert und dreyßig französische Meilen von Paris entlegen, zu seinem neuen Nährvater und Lehrmeister überbringen.

Er hätte nicht leicht einen bessern bekommen können. Der gutthätige Priester trachtete zuvörderst das Herz seines Lehrjungen zu bilden, und ihm die kindliche Furcht Gottes, die Hochschätzung der Tugend, und den Haß des Lasters

beyzubringen. Dabey aber gab er ihm auch im Lesen, Schreiben, Rechnen, und sonderbar in der Tonkunst oder Musik gründlichen Unterricht. Es giebt Jünglinge, welche eine außerordentliche Fähigkeit und ungemeine Neigung zur Musik haben: unter einem guten Lehrmeister werden sie durch fleißige Uebung große Meister in dieser Kunst. Ein solcher war **Michael Baumaurin**. In dem achtzehnten Jahre seines Alters gab man ihm überall den seltenen Namen eines **Virtuosen**, das ist, eines vortrefflichen, meisterlichen, bewunderungswürdigen Musikanten. Weil er sich zugleich ehrbar und tugendhaft aufführte, gewann er in der ganzen Stadt die Gewogenheit hoher und niederer Standespersonen. Der Erzbischof selbst ließ ihn öfters zu sich kommen, und an seiner Tafel speisen: was noch mehr, als diesen Herrn wichtige Geschäffte nöthigten, eine Reise nach **Rom** zu machen, erwieß er dem tugendhaften und kunstreichen Jüngling die Gnade, denselben, als einen Reisegefährten, mit sich zu nehmen.

So kam dann **Michael Baumaurin** aus **Frankreich** in **Italien** oder **Wälschland** bis nach **Rom**, der ehemaligen Hauptstadt des römischen

mischen Reiches, und nunmehrigen Residenzstadt des Pabstes, welcher von der ganzen katholischen Kirche als ihr geistliches Oberhaupt verehret wird. — Die Geschäffte des Erzbischofs waren allda innerhalb etlichen Wochen berichtiget: es wurden schon die gehörigen Anstalten zur Rückreise gemacht. Inzwischen würdigte sich ein Kardinal, das ist, einer von jenen vornehmen Geistlichen, welche dem Pabste in seinen wichtigsten Geschäfften Hülfe zu leisten verordnet sind, den Virtuosen **Vaumaurin** einzuladen und zu ersuchen, er solle noch länger in **Rom** verbleiben, und seine Wohnung in dem Pallaste des Kardinals, als eines sonderbaren Liebhabers der Musik nehmen, mit Versicherung, daß ihm nicht nur eine gute Kost, sondern auch eine ansehnliche jährliche Besoldung werde gereichet werden. Wie hätte diese gütige Einladung dem Jünglinge nicht gefallen sollen, indem ihm zugleich die erwünschte Gelegenheit angebothen ward, bey längerm Aufenthalt in **Rom** die wälsche Sprache gründlich zu erlernen, und in der Tonkunst den größten Meistern noch einige Kunstgriffe abzuborgen? Er begehrte, und erhielt die Einwilligung des Erzbischofs, aber unter der Bedingung,

daß er nach ein paar Jahren wieder in Frankreich zurückkommen sollte.

Es hätte ihn bald hernach schier gereuet, daß er dieses Versprechen von sich gegeben. Er ward von Tage zu Tage mehr beliebet, und hin und wieder von hohen Standspersonen reichlich beschenket. Doch ließ ihm seine Redlichkeit nicht zu, wider das gegebene Versprechen zu handeln. Nach zwey Jahren, da er eben das zwey und zwanzigste seines Alters erreichet, nahm er von dem Kardinale, seinem großen Gutthäter, Abschied: dieser aber ermahnte den Abreisenden, mit Darreichung eines schönen Reisegelds, er solle nicht den geraden Weg nach Frankreich nehmen, sondern durch einige Umwege die berühmtesten und schönsten Städte Wälschlands besuchen, und was in jeder sonderbar merkwürdig, beobachten; denn solche Reisen haben schon manchen jungen Leuten großen Nutzen verursachet.

Der rechtschaffene Jüngling läßt sich den gegebenen Rath gefallen; reiset anfänglich dem angränzenden Königreiche zu, und kommt glücklich in der Hauptstadt, von welcher dasselbe den Namen hat, zu Neapel an. Was ihm allda

be-

begegnet, wird Euch, lieber Bruder, recht seltsam vorkommen.

Nach besehenen Merkwürdigkeiten der ganzen Stadt, gieng Michael Vaumaurin auch dem Seehaven oder Meerporte zu, um die viele und unterschiedliche allda befindlichen Schiffe in Augenschein zu nehmen. Bey einer Galeere, wo er still hielt, hörte er nicht ohne Verwunderung, daß die Schiffleute untereinander, wider die Gewohnheit des Landes, nicht wälsch, sondern französisch redeten. Er steigt hinein, und wünschet einem ziemlich alten und halb ergrauten Ruderknechte, der ihm zuerst begegnet, in französischer Sprache einen guten Abend, wofür ihm der andere in gleicher Sprache freundlich danket.

Wie ich vermerke, mein Freund, sagt Michael, so seyd ihr ein Franzos?

Ja, mein Herr, antwortet der Alte, ich bin ein Franzos; aber leider! von meinem Vaterlande schon so lang abwesend, daß ich mir dasselbe kaum mehr einbilden kann.

Wie lang ist es schon?

Es sind wirklich zwanzig Jahre. Die-

se ganze Zeit habe ich in dieser Galeere, erstens zwar dem Herzoge von Savoyen; hernach aber, als die Galeere einem spanischen Seefahrer verkaufet worden, eben diesem als meinem Herrn dienen müssen.

Indem der Ruderknecht also redete, sah er dem jungen Fremdlinge starr in das Angesicht, und holte einen tiefen Seufzer.

Ihr seufzet, lieber Alter, sprach der Jüngling, euer Unglück geht mir auch recht zu Herzen.

Ach, mein Herr! diesen Seufzer hat mir das Angedenken meines Sohns ausgepresset, meines einzigen Sohns, den ich zu Paris verlassen müssen, da er noch nicht das zweyte Jahr seines Alters vollendet hatte. Er wird sich jezt, wenn er noch lebet, ohngefähr in eurem Alter befinden; und wenn ich ihn bey meiner Abreise recht betrachtet habe, so wird seine Gesichtsbildung der eurigen nicht ungleich seyn.

Wie heißt dann dieser euer Sohn?

Er heißt Michael Vaumaurin.

Es ist nicht zu beschreiben, wie sehr der gute Jüngling ab dieser Antwort erstaunet. Seine Mutter und sein Lehrmeister hatten ihn allzeit auf der irrigen Meynung gelassen, als seye sein Vater schon vorlängst gestorben. Er wußte nicht, was er gedenken oder reden sollte. Der Alte sah ihm seine Verwirrung an, und fragte:

Ist euch vielleicht dieser Jüngling bekannt?

Ich kenne einen Vaumaurin, und habe ihn vor einigen Jahren in der Stadt Burdo gesehen.

In der Stadt Burdo? o gütiger Gott! das ist eben mein Sohn. Man hat mir versprochen, er werde allda von meinem Vatersbruder, einem guten Geistlichen, auferzogen und unterrichtet werden. So lebet dann mein lieber Michael noch? Lebet er noch?

Der Vaumaurin, von dem ich rede, hat vor wenigen Jahren noch gelebet, und sich ganz gesund befunden. Er führet sich ehrlich auf, und verstehet die Musik so wohl, daß er damit sein Brod gar leicht gewinnen kann. Aber ich habe selbst aus

seinem

seinem Munde gehöret, sein Vater seye schon vor langer Zeit gestorben: folglich kann dieß nicht euer Sohn seyn.

Ey! er ist es doch. Seine Mutter und seine Freunde werden ihm mit Fleiße mein trauriges Schicksal verborgen haben. — Ich danke euch tausendmal für die gute Nachricht, die ihr mir von seinem Wohlverhalten gegeben.

Bey diesen Worten schoß dem Ruderknechte das Wasser in die Augen; der Jüngling aber, ganz verwirret, nahm auf einmal Abschied, mit vermelden, er habe noch ein kleines Geschäfft zu verrichten: aber morgen wolle er wieder in das Schiff kommen, und ein gutes Frühstück mit sich bringen: alsdann wollen sie miteinander noch von mehrern Neuigkeiten reden. — Hiemit verließ er den Mann, der ihm noch, so weit er konnte, mit seinen Blicken nachfolgte. Als er in seiner Herberge angekommen, konnte er weder essen, noch ruhig schlafen. Tausend unterschiedliche und wider einander streitende Gedanken beschäfftigten seinen Geist. Bald gedünkte ihn, dieser Ruderknecht müsse wahrhaftig sein Vater, der ehemalige Bürger und Handwerker in Paris,

Johann

Johann Baumaurin seyn: Bald schien ihm, er seye es nicht, und könne es nicht seyn. Endlich ward ihm doch das erste viel wahrscheinlicher, ja fast gewiß, weil er sich nach und nach einiger Reden erinnerte, die er vormals, ohne viel darauf Acht zu geben, von dem Uebelverhalten seines Vaters gehöret hatte.

So bald der Tag angebrochen, macht er sich auf, versieht sich mit einer Flasche Wein und einigen Eßwaaren, und eilet dem bekannten Schiffe zu. Der Alte wartete seiner mit Begierde, ließ ihn das mitgebrachte Frühstück niederstellen, fieng an zu weinen, und sprach: O guter Freund, seyd mir willkommen! diese Nachr hat es mir immerdar von meinem Sohne geträumet; und jezt, je mehr ich euch ansehe, desto mehr gedünket mich, ich sehe meinen lieben Michael vor mir.

Ja, lieber Vater! antwortet dieser, im Herzen sehr gerühret und halbweinend, ich kann auch nicht mehr daran zweifeln. Da habet ihr euren Sohn Michael in euren Armen. Wie freuet es mich, daß ich euch gesunden! und wie schmerzet es mich, daß ich euch so spat, und in so elendem Zustande gefunden!

Sie umarmen einander; Freudenthränen fließen aus ihren Augen; mit gebrochenen Worten bezeiget einer dem andern sein Vergnügen. — Nach diesem ersten Ausgusse der väterlich- und kindlichen Liebe setzen sie sich nieder. Der Vater erzählet aufrichtig, was die Ursache seines Unglücks gewesen, und wie übel es ihm seit zwanzig Jahren bis auf diese Stunde ergangen. Der gute Sohn Michael höret mitleidig zu, und ruft öfters klagend auf: **Ach! hätte ich es nur früher gewußt!**

Er bleibt aber nicht lang sitzen; sondern überläßt den größten Theil des Frühstücks dem Vater, und eilet fort, um den Inhaber der Galeere, den spanischen Hauptmann aufzusuchen. Bey diesem hält er mit den beweglichsten Worten und fußfällig um die Loslassung seines Vaters an: aber wider all sein Verhoffen wird ihm die Bitte rund abgeschlagen. Er wiederholet sie noch eifriger den folgenden Tag: aber wieder umsonst. Er waget es noch einmal am dritten Tage: wird aber mit Drohungen abgewiesen. Was Raths? Er läßt doch den Muth nicht sinken; tröstet seinen Vater mit Versprechung aller möglichen Hülfe; und

entschließt

entschließt sich, in größter Eile bis nach Turin, der Residenzstadt des Herzogs von Savoyen, dem einstens die Galeere sammt den Ruderknechten zugehöret hatte, fortzureisen.

Da schickte es sich bald, daß der wackere Jüngling dem Herzog auf dem Kirchwege zu Füßen fallen, und um die Gnade bitten können, bey der herrschaftlichen Tafel, in Gesellschaft einiger Tonkünstler mit einer Musik aufzuwarten. Diese Gnade wird ihm zugesagt. Seine Kunst gefällt dem Herzog so wohl, daß er sich würdiget, denselben um seinen Namen und um seine Lebensumstände zu fragen. Was hätte dem guten **Vaumaurin** erwünschter seyn können? Mit wehmüthigen Ausdrücken, und unter hervorbrechenden Zähren erkläret er umständlich seines Vaters traurigen Zustand, und seine eigne Verlegenheit, und bittet eines Bittens, der gnädigste Herr möchte sich eines lange Zeit in seinen Diensten gestandenen Sklaven und dessen unglücklichen Sohns erbarmen. — Recht glücklich erhielt er das Jawort. Auf herzoglichen Befehl ward ohne Verzug dem treuen Sohne ein nachdrückliches Empfehlungsschreiben an den spanischen Schiffshauptmann ausgefertiget, und

noch dazu eine Summe Gelds von hundert Thalern, als ein Lösegeld für den armen Vater, dargereichet.

So viel auf einmal hatte dem Jüngling seine Musik noch niemal eingetragen. Jetzt reiset er recht getröstet nach Neapel zurück, und hat da, nach Ueberlieferung des Schreibens und des Lösegelds, noch ein größeres Glück. Der spanische Befehlshaber der Galeere, voll Verwunderung über die Großmuth des Herzogs von Savoyen, wollte sich nicht minder großmüthig erzeigen. Er nahm von den angebothenen hundert Thalern nicht mehr als dreyßig an: ließ dem alten Ruderknecht die Fesseln abnehmen, und gab ihm völlige Freyheit mit seinem Erretter fortzuziehen, wohin er wollte.

Mit was Freuden alle beyde, so bald der Vater neu gekleidet war, den Weg nach Frankreich angetreten, könnet Ihr Euch leicht einbilden. Aber dasjenige werdet Ihr Euch gewiß nicht einbilden, was gleich darauf erfolget ist, und einen Haupttheil dieser Geschichte ausmachet. — In der ersten Herberge, in welcher sie auf den Abend die Einkehr genommen, ward einem jeden eine besondere Schlafkammer angewiesen.

wiesen. Michael, bevor er sich in die seinige begab, henkte seinen Ueberrock, in dessen Taschen sich etliche Thaler befanden, an einem Nagel in der Schlafkammer des Vaters auf: des andern Tags aber, als er wieder dahin gekommen, und den Ueberrock angezogen, vermerket er, daß zwey oder drey Thaler aus den Taschen herausgekommen, und zweifelsohne entwendet worden seyen. Auf wen wollte er einen Verdacht werfen? Der Vater hatte den vorigen Abend die Kammerthüre verriegelt, und bis in der Frühe keinen Menschen hineingelassen. Um die Wahrheit zu ergründen, stecket der Jüngling den zweyten und dritten Abend eine gewisse Anzahl Thaler zu den übrigen in eben dieselbigen Taschen, und läßt den Reiserock unachtsamer Weise nächst bey dem Ruhebette des Vaters liegen. In der Frühe waren allzeit einige Thaler verschwunden; folglich konnte er nicht mehr zweifeln, wer der Thäter sey.

Traurigkeit und Kummer überfielen sein Herz, nicht wegen dem Verlust des Geldes, sondern wegen der handgreiflichen Ueberzeugung, daß der alte Vater die unordentliche Begierde nach fremdem Gute, und die böse Gewohnheit

zu stehlen noch nicht abgeleget habe. O Vater! spricht er mit einem tiefen Seufzer, was gedenket ihr doch? Nach eurem eigenen Geständnisse hat euch die Theilnehmung an etlichen Diebstählen beynahe das Leben gekostet: ihr habet zwanzig ganze Jahre bey mühsamen Ruderziehen, in Schande und Verachtung, in Hunger und Durst, unter Streichen und Schlägen fast verschmachten müssen. Jezt fanget ihr bey der ersten Gelegenheit an, nach fremdem Gute zu greifen, und euren besten Freund zu bestehlen. Ist dieses vernünftig und ehrlich gehandelt? Was würdet ihr für einen Nutzen; was würde ich für eine Ehre von eurer Auslösung haben, wenn ihr euch auf eine solche Weise in eurem Vaterlande aufführen wolltet? — Nehmet es mir nicht übel auf: ich muß euch meine Entschließung sagen, zu der ihr mich genöthiget habet. Ich gehe mit euch keinen Tritt mehr weiter, bevor ihr mir aufrichtig und ernstlich mit einem Handschlage versprechet und angelobet, hinfüro die Habsucht und Begierde nach fremdem Gute aus allen Kräften zu unterdrücken, und

nim-

nimmermehr eine wider das siebente und zehnte Geboth Gottes laufende That zu wagen: du sollst nicht stehlen; du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. — Wollet ihr diese Bedingung nicht eingehen: so nehme ich auf mein Lebenlang von euch Abschied; Erfüllet ihr aber mein Verlangen: so verspreche ich hingegen für euch zu sorgen, und euch lebenslänglich einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen.

Der bösartige Mann war zwar mit diesem Zuspruche übel zufrieden; bequemte sich aber doch, wenigstens mit dem Munde das verlangte Versprechen von sich zu geben. Hingegen begehrte er, sein Sohn solle ihm die siebenzig Thaler, so er an seinem Lösegeld ersparet, gleich jetzt einliefern, und dann aus eignem Beutel alle Reisekösten bis nach Paris bezahlen. Ein unverschämtes Begehren, welches doch von dem gutherzigen Jüngling ohne Anstand bewilliget worden.

Als sie endlich in besagter Stadt angekommen, wurden sie, wider ihr Vermuthen, auf zweyerley ganz verschiedene Arten empfangen. Die ehemalige Hausfrau des Johann; und

Mutter des Michael Vaumaurin hatte sich unterdessen in der Meynung, ihr erster Mann werde schon gestorben seyn, zu einer neuen Heirath entschlossen: jetzt weigerte sie sich, mit Beyhülfe ihres, obwohl ungültig angenommenen zweyten Mannes, diese unerwartete Gäste, sonderbar den alten übel aussehenden Ruderknecht anzunehmen, und in ihr Haus einzulassen. Hieraus ist bald ein großer Lärmen, und endlich ein ernstlicher Gerichtshandel entstanden. Hingegen andre Befreundte und Verwandte nahmen den Sohn sammt dem Vater freundlich und liebreich auf, und giengen ihnen mit Rath und That an die Hand; sonderbar einer der vermöglichsten Bürger, von welchem sie auch öfters zum Mittagessen eingeladen wurden.

Eines Tags ließ eben dieser Bürger eine prächtige Mahlzeit zubereiten, und den alten und jungen Vaumaurin sammt vielen andern Gästen dazu einladen. Man ward munter und frölich, wie es bey dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. — Nach geendigter Mahlzeit, als wirklich einige Gäste sich bey dem Hausherrn beurlauben und heimkehren wollten, vermerket eine Magd beym Abräumen, daß einer von den

silber-

silbernen Bechern, welche nach damaligem Gebrauche bey der Gasterey als Trinkgeschirre gedienet hatten, abgehe und verschwunden sey. — Sie zeiget es öffentlich an, mit dem freymüthigen Zusatze, es liege ihre und der übrigen Dienstbothen Ehre daran; daß man niemand aus dem Hause lasse, bevor der verlohrne Becher zum Vorschein gekommen wäre. Alle Gäste versichern, sie wissen nichts davon: alle erbiethen sich, ihre Säcke und Taschen aussuchen zu lassen. Nur allein der alte Baumaurin will sich zu dieser Aussuchung nicht verstehen; aber eben darum macht er sich selbsten also verdächtig, daß die Magd sich nicht enthalten kann, mit Unwillen zu sagen: Dieser wird wohl der Dieb seyn! Er war es auch in der That, und mußte auf ernstliches Zureden aller Gegenwärtigen, den eingeschobenen Becher aus seiner Tasche hervorziehen und zurück geben.

Diese neue Missethat seines Vaters kam dem guten Michael so gräulich vor, daß er fast in Ohnmacht gefallen. Aus Mitleiden, versprach ihm der Hausherr, er wolle den Schuldigen verschonen, und dessen Vergehen wie einen Spaß oder Scherz ansehen. Aber zum Unglücke befand sich

unter den Gästen einer von jenen Gerichtsbeamten, welche in Frankreich Polizeyaufseher oder Kommissäre genannt werden, und verpflichtet sind, für die allgemeine Ruhe und Sicherheit zu sorgen, hauptsächlich aber alle offenbaren Uebelthäter, wo sie solche immer antreffen, auf der Stelle handfest zu machen. Auf seinen Wink kamen etliche Soldaten aus dem nächsten Wachthause, und führten den Dieb in das Gefängniß fort. — Jetzt schwebt er in größter Gefahr sein Leben zu verlieren. Weil es in der Stadt Paris wegen ungeheurer Menge der Inwohner gar viele Gelegenheiten und Versuchungen zum Stehlen giebt, werden allda auch kleine vorsätzliche Diebstähle weit schärfer, als an manchen andern Orten abgestrafet. Die Richter machten dem Uebelthäter Vaumaurin einen kurzen Prozeß. Nachdem es sich in der gerichtlichen Untersuchung gezeiget, daß er schon einmal durch sein schelmisches Betragen den Tod verdienet, und nach erhaltener Gnade sich nicht gebessert, sondern abermal auf frischer That ertappet worden, ward er zum Tode, und zu der für solche Fälle bestimmten Todesart, zum Strange verurtheilet.

Welche Bestürzung verursachte nicht dieser richterliche Ausspruch in dem Herzen des guten Sohns! Was that er nicht, um mit Bitten und Flehen, mit Versprechen und Anerbieten, seinen obwohl schuldigen, doch noch lieben Vater auch diesesmal zu erretten! — Alles umsonst. — Die Richter sind unbeweglich; das gefällte Urtheil gelangt am bestimmten Tage zur Vollziehung; der Verurtheilte wird auf dem gewöhnlichen Richtplatz in Gegenwart vieler tausend Zuschauer aufgeknüpfet.

Aber zur Zeit dieser gräulichen Hinrichtung war **Michael**, der tugendhafte Sohn des lasterhaften Vaters, nicht mehr in **Paris**; er hatte sich schon am Vorabend, nachdem alle Hoffnung dem Vater das Leben zu fristen verschwunden, heimlich, ohne von jemanden Abschied zu nehmen, aus der Stadt hinweg, und fortgemachet. Wohin? Man weis es nicht, und hat gar nichts mehr von seinem übrigen Lebenslaufe erfahren können.

Diese Geschichte ist von einem gleichzeitigen französischen Schriftsteller, **Franz Rosset**, aufgezeichnet worden, in dem Buche, welchem er den Titel gegeben: **Trauergeschichten unsrer Zeit** ꝛc. Unter diesen steht sie, der Zahl nach die neunte.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Der gute Michael! wie schlecht ist ihm seine kindliche Liebe vergolten worden! Für seinen Vater, den Schelmen, empfinde ich gar kein Mitleiden: er hat den Strick wohl verdienet. Aber an den ehrlichen Jüngling kann ich nicht ohne herzliche Erbarmung gedenken. Wie wird es ihm nach seiner Flucht ergangen seyn?

Pfarrer. Ich vermuthe, es werde ihm in seinem übrigen Lebenslaufe, der uns unbekannt ist, wohl ergangen seyn. Wir wissen aus vielen Beyspielen, daß die göttliche Fürsicht jene junge Leute, welche ihre Pflichten gegen die Aeltern so vollkommen erfüllen, schon auf dieser Erde mit zeitlichem Glücke und Segen zu belohnen pflege.

Handw. Vielleicht ist doch dieser Mensch, wiewohl unschuldig, wegen dem Uebelverhalten und schändlichen Lebensende seines Vaters hin und wieder verachtet und beschimpfet worden.

Pfarr. Von ehrlichen und rechtschaffenen Leuten ist ihm gewiß nichts dergleichen widerfahren;

ren; denn diese wissen wohl, daß ein Kind, welches an den Lastern seiner Aeltern keine Schuld hat, und keinen Antheil nimmt, sondern im Gegenspiele dieselben zu verhindern und abzustellen trachtet, nicht Verachtung und Beschimpfung; sondern Hochschätzung und Ehre verdiene.

Handw. Aber wie ist es möglich gewesen, daß der alte Böswicht nach einer zwanzig jährigen Strafe, und nach dem eindringlichen Zuspruche seines Sohns, sich nicht bekehret, und ernstlich gebessert?

Pfarr. So viel vermag eine böse eingewurzelte Gewohnheit. Er wird in seiner Jugend anfangs nur einen kleinen Diebstahl gewaget haben: da ihm dieser gelungen, wird er zum zweyten und dritten, und zu noch mehrern und größern geschritten seyn. Aus öftermaligen Wiederholungen entstund nach und nach eine lasterhafte Gewohnheit: eine solche Gewohnheit aber, wenn sie einmal recht überhand genommen, ist nach dem alten Sprichworte, wie eine andere Natur. Sie gleichet einem Regenbache, welcher anfangs klein ist, und sanft daher fließt: aber wenn immerdar mehrere Gewässer dazu kommen, schwillt er auf; wird gewaltsam; läßt

sich

sich nicht mehr aufhalten; reißt Dämme und Brücken hinweg; stürzt Mauern und Häuser zu Boden. — Hätte der Mensch, von Jugend auf, die unordentliche Begierde nach fremdem Gute im Zaum gehalten, und sich vor allen, auch kleinen Diebstählen gehütet, so wäre er nicht von der bösen Gewohnheit überwältiget; wider alle Vorstellungen seines Gewissens und seiner Freunde verhärtet; zu schweren Verbrechen fortgerissen, seiner Ehre und Freyheit beraubet; und endlich in die Hände des Scharfrichters geliefert worden.

Handw. Vermeynen Sie, Herr Bruder, dieser angewöhnte Sünder habe noch selig werden, und in den Himmel kommen können? Er wird doch nach angehörtem Todesurtheil in sich selbsten gegangen seyn, und sich bekehret haben?

Pfarr. Wenn er sich recht von Herzen bekehret, hat er ja selig werden, und in den Himmel kommen können. Aber wer will uns versichern, er habe sich recht von Herzen bekehret? Gott allein sieht das Innere des Menschen. Die äusserlichen Zeichen, die wir sehen, sind betrüglich; sonderbar betrüglich in Ansehung der angewöhnten Sünder, welche erst am Lebensende aufhören zu sündigen, da sie nicht mehr sündigen können.

Zweyte Geschichte.

Von der lasterhaften Gewohnheit übermäßig zu trinken, und sich zu berauschen. — Die Volltrinker würden sich eher bekehren und bessern, wenn sie ernstlicher bedächten, was üble Folgen aus der Fortsetzung ihrer Unmäßigkeiten entstehen werden.

Pfarrer.

In dem Margräflich Badenschen Gebiete, unweit der schweizerischen Stadt Basel, wo guter Weinwachs ist, hatte ein gewisser Bauer von seinen Aeltern ein ganz geringes Vermögen ererbet, und mußte seine Unterhaltung meistentheils mit mühsamer Bearbeitung der Weinreben gewinnen. Es war für ihn ein Glück, daß er eine sehr wohlgesittete Weibsperson zur Ehe bekommen; für sie aber ein Unglück, daß sie einen Mann geheirathet, der die böse Gewohnheit unmäßig zu trinken und zu spielen an sich genommen hatte. — Der Geschichtschreiber meldet nicht, ob der Bauer schon vor der Heirath in seiner Jugend angefangen, die

ersten

ersten zu dieser schlimmen Gewohnheit verleitenden Fehler zu begehen: doch ist solches sehr wahrscheinlich. Vielleicht hatte auch sein Vater einige Schuld daran, weil er entweder dem jungen Sohn mit bösem Exempel vorgegangen, oder doch denselben nicht zeitlich und ernstlich genug gewarnet, und in den Schranken gehalten. Es kann aber auch seyn, daß der Vater keine Schuld gehabt. Manchesmal fragen die Bauernsöhne, so bald sie erwachsen sind, und selbsten mit der Handarbeit ein Stück Geld gewinnen können, ihren bestgesinnten Aeltern wenig nach, und lassen sich, ungeachtet alles Ermahnens und Verbiethens, von nichtswerthen Kameraden verführen, und zu den schädlichsten Ausschweifungen verleiten. Der Mann hätte wenigstens nach geschlossener Heirath an die Unterdrückung seiner bösen Gewohnheit denken sollen: aber er ließ sie von Tag zu Tag mehr überhand nehmen. Man sah ihn oft halbe Tage und halbe Nächte in den Wirthshäusern zubringen, und bey den Trink- und Spieltischen alles versaufen und verlieren, was er zuvor durch seine Arbeit gewonnen hatte. — Was wollte die gute Hausfrau thun? Es wäre nicht klug gewesen, wenn sie ihm zur Zeit, da er berauscht nach Hause kam, Vorwürfe

würfe und Zusprüche gemacht hätte; der Trunkenbold wäre dadurch noch mehr erhitzet, und nicht zur Reue; sondern zum Zorne, zum Fluchen und Schwören, oder gar zum Drohen und Zuschlagen verleitet worden. —

Bisweilen war er des andern Morgens wegen seiner Unmäßigkeit matt und krank: dann getrauete sie sich eher, ihm mit einem freundlichen Zuspruch die betrübten Folgen seiner unordentlichen Lebensart vorzustellen. Aber er ließ ihre Reden, wie man zu sagen pflegt, zu einem Ohr hinein, und zum andern hinausgehen.

Unterdessen läßt sich leicht gedenken, in was schlechten Zustand das Hauswesen gerathen. Es waren manche Tage weder genugsame Lebensmittel, noch Geld zum Einkaufen vorhanden: bey den Freunden etwas zu entlehnen und auf die Borge zu nehmen, kam das ehrliche Weib hart an, weil sie billig zweifelte, ob sie es jemals werde zurück geben können: Sie mußte oft Hunger leiden, und was noch schmerzhafter, auch ihr kleines Kind Hunger leiden lassen. Hätte die arme Tröpfinn dieses Elend vorgesehen, würde sie gewiß nicht in die eheliche Verbindung mit einem so ungerathenen Menschen eingewilli-

get

get haben: aber jetzt kam die Reue zu spat. Wenn man seinen Stand nicht mehr ändern kann, muß man sich mit christlicher Geduld in alle darinn vorkommende Beschwernissen schicken. Das that sie auch, und tröstete sich immerdar mit der Hoffnung, der gütige Gott werde sich doch einmal ihrer und des unschuldigen Kindes erbarmen, und auf eine ihm beliebige Art ihre Leiden erleichtern.

An einem Morgen macht sich der Bauer in aller Frühe auf, um mit seiner Arbeit in dem Weinberg den Taglohn zu verdienen. Beym Hinweggehen befiehlt er seiner Ehegattinn, sie solle ihm nach einigen Stunden das Mittagessen dahin bringen. — Lieber Mann, sagte sie, du hast ja gestern all dein Geld im Wirthshause gelassen! ich habe weder Geld noch Lebensmittel: wo soll ich ein Mittagessen hernehmen?

Mache mir den Kopf nicht toll! antwortet er, wenn ich arbeite, muß ich meine Nahrung haben. Es ist deine Schuldigkeit, daß du mir ein Mittagessen bringest.

Sie will ihn nicht erzörnen, und spricht mit sanfter Stimme: Nun ja, ich will dir eines brin-

bringen. — Aber wie kann sie dieses Versprechen halten? Wie will sie ihm ein Mittagessen geben, da sie selbst keines hat? Ihr werdet es bald vernehmen.

Da allbereit die Mittagszeit angerücket, kommt die Ehegattinn in den Weinberg, wie gewöhnlich, mit einem zugedeckten Korbe, und stellet diesen zu den Füßen des schon ermüdeten und hungrigen Ehemanns hin. Er setzet sich darneben nieder, und vergißt nicht, nach dem löblichen Gebrauch, den er von seinen Aeltern erlernet, und noch immerdar beobachtet hatte, ein kurzes Tischgebeth zu verrichten. Ohne Zweifel war in diesem Gebethe auch eine demüthige Anrufung des himmlischen Vaters enthalten, daß dieser die vorgesetzten Speisen segnen, und zum Nutzen des Bethenden angedeyen lassen wolle. Die Bitte ist nicht fruchtlos abgelaufen: Gott hat die vorgesetzte Speise außerordentlich gesegnet, und zum größten Nutzen des Bethenden angedeyen lassen; aber auf eine ganz andere Weise, als es dieser gemeynet.

Jetzt öffnet er den Korb, um sein Mittagmahl einzunehmen. Sein Weib steht gegenüber, und beobachtet ihn mit ängstigem Herzen. Es

befindet sich in dem Korbe nichts von den gewöhnlichen Speisen, die der Bauer erwartet hatte; sondern anstatt derselben, sein Kind, sein kleines unschuldiges Kind, welches eingeschlummert ist, und ganz bleich, mager und kränklich aussieht.

Bey diesem unerwarteten Anblick entsetzet sich der Mann; starret das Kind eine Zeitlang an; und wendet hernach seine Augen auf die Mutter, als wollte er fragen, was dieses bedeuten solle. Sie hatte sich schon zum antworten bereitet. Ihr Angesicht war mit den Zügen des innerlichen Schmerzens, der tiefesten Traurigkeit, der gänzlichen Muthlosigkeit gezeichnet. Mit gebrochener Stimme und in kläglichem Tone sprach sie: **Iß nur, mein lieber Mann! iß nur, was du vor dir siehst. Das ist alles, was ich dir geben kann.** In dem ganzen Hause habe ich sonst nichts gefunden. Verzehre nur dein halb verhungertes Kind; es muß ja doch bald darauf gehen. Du bist Herr und Meister darüber, es gehöret dir. Ich kann seinen Hunger nicht mehr stillen. Brauche es zur Stillung deines Hungers; so kommt es bald

seiner

seiner Marter ab. — Bey diesen Worten nimmt sie das Kind aus dem Korb, und legt es dem Vater in die Arme.

Er hatte stillschweigend zugehöret, und saß eine Weile da, ohne ein Wort zu reden. Aber sie merkte es ihm in dem Angesichte an, daß dasjenige, was sie gethan und geredet, einen heftigen Eindruck auf sein Herz gemacht habe. Nach ihrem Wunsche, setzten ihm eines theils die natürlichen Triebe der väterlichen Liebe gegen das arme Kind, und andern theils die bittere Vorwürfe seines gerührten Gewissens gewaltig zu. Ein himmlischer, vielleicht durch sein oder seines Weibs Gebeth erhaltener Gnadenstrahl erweichte sein verstocktes Gemüth.

Plötzlich steht er auf, legt das Kind mit einem wehmüthigen Blick wieder in den Korb; fällt seiner Ehegattinn um den Hals, bittet sie unter hervorschießenden Zähren um Verzeihung, und verspricht und schwöret ihr, von dieser Stunde an, seine bisherige Lebensart gänzlich zu ändern. — Sie danket ihm, und nimmt sein Versprechen mit Vergießung häufiger Freudenthränen an.

Das merkwürdigste ist, daß er dasselbe nicht nur einige Tage, oder einige Wochen, sondern

sein ganzes Lebenlang treulich erfüllte. Man konnte ihn, was billig zu bewundern, nimmermehr bereden, auch nur ein einzigesmal das Wirthshaus wieder zu besuchen; die häuslichen Tugenden der Mäßig- oder Sparsamkeit, die er zuvor kaum den Namen nach kannte, ließ er sich jetzt auf das genaueste angelegen seyn: seine Ehegattinn hatte von einem Tage zum andern neue Freude und neue Ursache, mit einem so glücklich gebesserten Ehemann und Hausvater allerdings zufrieden zu seyn.

Was großen Herzenstrost wird er selbst manchesmal empfunden haben! wie freudig wird ihm, sonderbar auf dem Todbette, das gute Zeugniß seines beruhigten Gewissens vorgekommen seyn, das gute Zeugniß, er habe recht und wohl gehandelt, weil er noch bey Zeiten seinen lüderlichen Lebenswandel gebessert, und hiemit nicht nur seinem Weibe und seinem Kinde den zugefügten Schaden nach aller Möglichkeit ersetzet, sondern auch noch etwas ehrliches für ihre fernere Erhaltung zusammen gesparet habe!

Bey annahendem Lebensende ließ er den Geistlichen des Orts berufen; gab ihm umständlichen Bericht von allem dem, was bisher gemeldet

meldet worden; bereitete sich mit dessen Hülfe zum Hinscheiden; und beschloß sein Leben im Frühling des Jahres 1779. —

Der Geistliche hat bey der Beerdigung des entseelten Leichnams eine Anrede an die versammelten Pfarrkinder gehalten, und darinn den ganzen Verlauf dieser seltsamen Bekehrung erzählet, wie er ihn aus dem Munde des Sterbenden vernommen hatte. — Das folgende Jahr 1780. ist die Geschichte in der benachbarten Stadt Basel durch den Druck bekannt gemacht worden, in den sogenannten Ephemeriden der Menschheit.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Hat der Geistliche nicht gefehlet, daß er öffentlich in der Leichenpredigt dasjenige erzählet, was ihm der Sterbende ingeheim anvertrauet hatte?

Pfarrer. Glaublich hat er von dem Sterbenden die Erlaubniß, oder gar den Auftrag bekommen, solches offenbar und bekannt zu machen. — Es war auch die ehemalige lüderliche Aufführung des Bauers ohnehin schon jeder-

Stadtbibliothek Augsburg

mann bekannt: seine Bekehrung aber, und die Umstände seiner Bekehrung gereichten ihm und seiner Ehegattinn zu keiner Schande, sondern zu einer recht großen Ehre. Die Zuhörer werden das schöne Beyspiel bewundert, und daraus eine gute Lehre geschöpfet haben.

Handw. Es will mir doch nicht recht gefallen, daß die Mutter zum Manne gesagt, er soll das Kind essen. Man darf ja seinem Nebenmenschen nichts Böses rathen.

Pfarr. Ihr solltet Euch wohl einbilden, daß es ihr nicht Ernst gewesen, und daß sie wohl vorgesehen, der Ehemann werde diesen Antrag mit großem Abscheu verwerfen. Sie suchte mit ihrer eindringlichen Rede nichts anders zu bewirken, als daß er in sich selbsten gehen, und gedenken sollte: **Wenn es dir abscheulich vorkommt, dein Kind zu essen, soll es dir nicht auch abscheulich vorkommen, dasselbe vom Hunger aufzehren zu lassen?** Deine Vaterspflichten erfordern ja nicht nur allein, daß du dem Kind das Leben lässest, sondern auch, daß du ihm die nothwendigen Mittel zur Erhaltung des Lebens verschaffest.

Handw. Aber wenn der Mann in einen jähen Zorn gerathen wäre, und ihr zum Trotze, dem armen Kind einen Finger oder ein Händlein abgebissen hätte?

Pfarr. Sie wußte wohl, daß ihr Mann, wie die meisten Vollsäufer, nur im wirklichen Rausche wild und brutal werde; sonst aber, so lang er nüchtern, eine gewisse Ehrlich- und Gutherzigkeit erzeige. Darum erwählte sie zu Ausführung ihres Anschlags eine solche Zeit, wo er nicht betrunken, und folglich nichts gewaltthätiges zu fürchten war. Hat sie es nicht recht getroffen?

Handw. Ja doch. Aber auch der Bauer hat sich wohl gehalten. Nur dieses dünket mich zu viel, daß er gar niemal mehr ins Wirthshaus gegangen. Ich wenigstens könnte mich hiezu nicht entschließen. Gott ist ja unser allgemeiner Vater, und läßt jährlich so viel Wein, nicht nur für unsre weltliche und geistliche Herren, sondern auch für uns gemeine Leute wachsen. Wer sollte es einem Handwerksmann oder einem Bauer verargen können, wenn er nach seinen sauern Arbeiten bisweilen in guter Gesellschaft ein Glas Wein trinket?

Pfarr. Ich wollte einem jeden rathen, er solle zuvörderst untersuchen, ob ihm neben dem Gelde, das er zu standesmäßiger Verpflegung und Versorgung seiner selbsten und aller der Seinigen nothwendig zusammensparen und zurücklegen muß, noch etwas übrig bleibt. Findet sich ein solcher Ueberschuß, so wird ihn niemand verdenken, wenn er einen Theil desselben anwendet, um sich einige nicht allerdings nothwendige Bequemlichkeiten in seiner Wohnung und Kleidung, und etwas besseres Essen und Trinken zu verschaffen.

Aber was das Weintrinken, wie auch den Genuß anderer geldkostenden Getränke anbelanget, haben sogar die heydnischen Weltweisen einen großen Unterschied zwischen dreyerley Gattungen des Trunks gemacht. Der erste Trunk dienet zur Löschung des Durstes: der zweyte stärket die Kräften des ermatteten Menschen, und giebt ihm eine besondere Munter- und Frölichkeit: der dritte berauschet ihn; verfinstert seinen Verstand; verhindert seine Thätigkeit in Verrichtung der Berufsgeschäffte; reizet ihn zur Ausgelassenheit und Unzucht, zum zörnen und wüthen, zu Reden und Thaten, deren er sich schämen würde, wenn er nüchtern wäre. —

Vor

Vor dieser dritten Gattung des Trunkes muß sich ein jeder vernünftiger Mensch, wie vor einem schädlichen Gifte, hüten. Wenn auch einer ganze Kästen voll überflüßigen Geldes hätte, dürfte er nichts davon auf eine so sündhafte Unmäßigkeit verwenden.

Handw. Es giebt doch Vollsäufer, die ihre angewöhnte Trunkenheit nur für eine kleine, oder für gar keine Sünde halten. Der Rausch kommt ihnen lächerlich; aber nicht lasterhaft vor. Ich habe öfters gehöret, daß sie mit einer Gattung von Herzensfreude erzählten, wie sie sich da und dort in lustiger Gesellschaft voll und toll getrunken. Sie zeigen ein sonderbares Wohlgefallen, wenn sie einen Nebenmenschen berauschet sehen, oder wenn sie selbsten jemand einen Rausch anhängen können.

Pfarr. Ich kenne auch einen dergleichen Volltrinker: es grauet mir ab seiner Aufführung. Ich muß fast wider meinen Willen gedenken, er sey kein Christ mehr; er halte alle jene evangelischen Lehren für ein Fabelwerk, in welchen die Trunkenheit so ausdrücklich unter die größten Laster gezählet wird, die den Menschen vom Himmelreich ausschließen. — Wir wollen

setzen, er werde einstens nicht im wirklichen Rausche sterben, wie es doch schon vielen hunderten seines Gleichen geschehen, sondern er werde auf dem Todbette noch Zeit haben, sich auf die Reise in die Ewigkeit zu rüsten, wie entsetzlich hart wird es alsdann mit seiner Herzensbekehrung hergehen? Wie wird er auf einmal dasjenige bereuen und bedauren können, was ihm bisher lachenswürdig geschienen? Wie wird er dasjenige mehr als alle zeitliche Uebel, mehr als den Tod selbsten verabscheuen können, was er für seine größte Freude und Ergötzung gehalten?

Dritte Geschichte.

Von der lasterhaften Gewohnheit, sich unmäßig zu erzörnen, und in dem Zorn in Gotteslästerungen, Flüche und Schwüre auszubrechen. — Auch von dieser bösen Gewohnheit, wie von allen andern, kann man mit Wahrheit sagen: es sey viel daran gelegen, daß man sie ablege; und dieses sey zwar mühsam; aber nicht unmöglich.

Handwerksmann.

Herr Bruder! Ihre Geschichte vom bekehrten Volltrinker habe ich neulich meinem Nachbar, dem alten Müller, erzählet, der eben wie ich, ein großer Liebhaber von Exempeln ist. Darauf hat er mir gesagt, er erinnere sich noch immer einer Christenlehre, die er einstens in seinen jüngern Jahren gehöret. Da habe der Christenlehrer gemeldet, es sey überaus hart die eingewurzelten bösen Gewohnheiten auszureuten, und wenn sie nicht ausgereutet werden, bringen sie dem Menschen den größten Schaden: aber es sey doch mit der Gnade Gottes möglich, daß

man

man sie ausreute. Nun dieses zu beweisen; habe er ein artiges Exempel beygebracht; ja, ein artiges Exempel! Ich bin begierig gewesen, dieses Exempel zu wissen: Der Nachbar hat es mir erzählet, und es hat mir wohlgefallen.

Pfarr. Ich möchte es auch hören.

Handw. Wenn Sie befehlen, will ich es erzählen, so gut ich kann, und wie halt meines Gleichen unstudierte Leute einander zu erzählen pflegen. — Der Christenlehrer sagte, es sey einmal ein Soldat gewesen, und der habe die böse Gewohnheit gehabt, sich wegen jeder schlechten Ursache, oft wegen einer Scherzrede, wegen einem krummen Wort, gewaltig zu erzörnen, und im Zorn entsetzlich zu fluchen; zu schwören; Gott und das heilige Kreuz, und die heiligen Sakramente, und alles, was heilig, zu lästern; ja, so entsetzlich, daß es kein ehrlicher Mensch ohne Schauder anhören können. Wenn man ihm abwehren wollen, habe er es oft nur noch ärger gemacht. — Nun ist eben zu seiner Zeit ein Krieg entstanden. Ich weis nicht, warum, oder wo, oder was für ein Krieg. Es ist aber nichts daran gelegen. Genug, es ist ein Krieg entstanden, und der Soldat hat auch müssen mit vielen andern in das Feld ziehen. Da haben sie

ein

ein Lager und eine Menge Hütten nebeneinander gehabt, die der Christenlehrer Zelter genannt; wie auch einen besondern Pfarrer, den er Feldpater geheißen. Dieser Feldpater soll, seiner Beschreibung nach, ein braver und auferbaulicher Herr gewesen seyn; dabey aber auch munter und frölich, wie es die Soldaten gerne haben. Es hat ihn sehr geschmerzet, da er öfters mit eignen Ohren den zornmüthigen Kerl so gräulich lästern und sakramentiren gehöret. Er hat auch sein mögliches gethan, um demselben mit ermahnen und zusprechen seine böse Gewohnheit zu verleiden. Aber vergebens. So oft er gesagt: **Du mußt dich bessern, du mußt den Zorn bändigen, du mußt deine Zung im Zaum halten**, hat der Wildfang allezeit geantwortet: **Ich kann nicht, ich kann nicht!**

Endlich ist dem Geistlichen eingefallen, er wolle dem verstockten Menschen auf eine recht deutliche Art zeigen, daß er wohl könnte, wenn er nur wollte. Einmal nach dem Mittagessen läßt er den Soldaten zu sich in sein Zelt kommen, und sagte ihm: Hörest du! ich weiß wohl, daß du nicht viel Geld hast. Man schickt dir nichts von Haus, und dein täglicher

Sold

Sold ist ziemlich klein. Darum hätte ich Lust, dieses Goldstück da, so man mir geschenket, dir zu schenken. Es ist ein Dukaten, fünf Gulden werth. — Aber, sagt er, merke wohl: völlig umsonst kriegst du es nicht. Du mußt mir dafür einen Gefallen thun. Du mußt mit mir eine Stunde lang spazieren gehen, und während dieser Zeit nicht schwören, nicht fluchen, nicht lästern, es mag geschehen, was immer will. Wenn du diese Bedingung erfüllest, sagte er, so sollst du den Dukaten gewonnen haben.

Der Soldat besinnt sich nicht lang, und antwortet ganz frölich: Wenn es dem Herrn Ernst ist: so bleibt es dabey. Ich will mit Ihm gehen, wohin er will, und meine böse Goschen halten, so lang ich bey Ihm bin. Aber hernach, sagte er, muß mir der Herr den Dukaten gewiß geben.

Ja, ja, spricht der Feldpater, bey meiner Ehre!

Nun, das war gut. Der Herr nimmt den Dukaten in die rechte Hand, und strecket die rechte Hand in alle Höhe. Jetzt, sagt er,

folge

folge mir eine Stunde lang auf dem Fuße nach, und gieb wohl Acht, daß mir niemand andrer dieses Geld aus der Hand nehme; denn es gehöret dir. Aber dabey, sagt er, vergiß nur nicht, was du mir versprochen hast. — Hierauf geht der Feldpater voran, mit dem Dukaten in der ausgestreckten Hand; der Soldat hinter ihm her, mit begierigen auf das Geld gerichteten Augen. So spazieren sie durch das ganze Lager, bey allen Zeltern vorbey.

Das hat einen rechten Gespaß für seine Kameraden abgegeben. Sie sind von allen Seiten zusammen gelaufen, und haben einander gefragt, was dieses bedeuten soll; ob etwann der Herr beym Mittagessen zu tief in das Glas geschauet, und ein Räuschlein getrunken; ob es dem Burschen im Kopf fehle; er mache ein Paar Augen, als wenn er das Geld durch und durch schauen wollte. Allerley dergleichen spöttische und schimpfliche Reden haben sie mit lautem Gelächter gegen diese seltsamen Spaziergänger ausgestoßen. Einige haben sogar Lust gezeiget, dem Herrn das Geld aus der Hand heraus zu praktiziren.

Der Kerl hätte vor Zorn zerbersten mögen. Er hat die Zähne aufeinander gebissen, und ein

Gefriß

Gefriß gemacht, als hätte man ihm ein Brechpulver eingegeben. Eben dieses ist seinen Kameraden am lächerlichsten vorgekommen. Alle Augenblicke haben sie vermeynet, jetzt werde ein ganzer Hagel von Schwüren, und Flüchen, und Lästerungen hervorbrechen. Aber nein. Der Soldat hat sich meisterlich, ja recht meisterlich wohl gehalten. Er hat sein Versprechen mit gewaltthätiger Ueberwindung seiner selbsten erfüllet; er hat die schlimmen Gesellen lachen und schimpfen lassen; er hat kein einziges Wort, eine ganze Stunde lang kein einziges Wort geredet, bis der Spaziergang vollendet gewesen.

Was geschieht? Als er mit seinem Vorgänger in das Zelt zurückgekommen, drückt ihm der Feldpater den Dukaten, als eine wohlverdiente Belohnung, in die Hand, und wünschet ihm Glück, daß er eine größere Heldenthat verrichtet, als wenn er ein ganzes Land erobert hätte. — Hernach aber macht er ihm noch einen Zuspruch. O das ist ein rechter Zuspruch gewesen! er hat dem Menschen durch Mark und Bein dringen müssen. Ich möchte nur diesen Zuspruch daher sagen können, wie ihn mein Nachbar aus dem Munde des Christenlehrers gehöret, und mir auf mein Verlangen zweymal wiederholet hat.

Den

Den Hauptheil habe ich doch nicht vergessen: er hat beyläufig also geheißen: Jezt mein lieber Freund, sagt der Geistliche, jezt liegt die Wahrheit am Tage. Jezt darfst du nimmer sagen: ich kann nicht, ich kann nicht. Du hast im Angesicht aller deiner Kameraden gezeiget, daß du könntest, wenn du nur wolltest. Gott Lob! der Anfang ist gemacht. Fahr doch fort, wie du angefangen. — Du hast, sagt er, dich tapfer überwunden, einem Dukaten zu lieb: thu es hinfüro Gott zu lieb, deiner Seele zu lieb, dem Himmel zu lieb. Was ist ein Dukaten in Vergleichung mit der Gnade Gottes, und mit der innerlichen Seelenruhe, und mit den ewigen Freuden des Himmels? Dieses alles würdest du verscherzen, wenn du deine sündhafte Gewohnheit nicht ablegen wolltest. Der Hölle würdest du zufahren, und deine vermaledeyte Lästerzunge würde dort ewig gebrennet, und niemal verbrennet werden. — Ey dann, sagt er, folge meinem guten Rathe. Wenn du wieder in eine Gelegenheit kommest, wo man dich zum Zorn anreizet, so gedenke bey dir selbsten:

Ich will mich wieder eine Stunde lang wohl halten. Vielleicht ist es das letztemal; ein Soldat ist ja im Kriege keinen Tag seines Lebens sicher. Wenn schon der Feldpater mein Wohlverhalten nicht sieht, und nicht belohnet: so sieht es doch Gott, und wird es, als mein zukünftiger Richter, belohnen. —

So viel habe ich von dem schönen Zuspruche des Geistlichen in meinem Gedächtniß behalten können. Aber was geschieht weiter? eine seltsame Bekehrung. Der Soldat muß ungeachtet seiner bösen Gewohnheit, doch noch etwas von Religion und Ehrlichkeit im Herzen gehabt haben. Er hat sich den Zuspruch des Geistlichen zu Nutzen gemacht; er hat dem guten Rath gefolget; er hat die sündhafte Gewohnheit abgelegt, und sich gebessert. Das Lachen und Spotten ist seinen Kameraden nach und nach vergangen: zuletzt haben sie ihn bewundern, und sich an ihm erbauen müssen.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Sind Sie mit meiner Erzählung zufrieden, Herr Bruder?

Pfarrer. Warum nicht? Ich wünschte, daß alle eures gleichen Leute dasjenige, was sie in den Predigten und Christenlehren gehöret, oder in guten Büchern gelesen, einander eben so verständlich erzählen könnten, und erzählen möchten. — Dort unter meinen lateinischen Büchern steht eines, worin diese Geschichte für wahrhaft angegeben wird. Es heißt auf deutsch: Kern der Christenlehre, von dem hochwürdigen Herrn Marchant; gedruckt zu Cölln ꝛc.

Handw. Ich möchte Ihnen einen Zweifel vortragen. Dieser Soldat hat nach seiner Bekehrung den ernstlichen Willen und Vorsatz gehabt, nicht mehr zu schwören, zu fluchen und zu lästern. Aber wir wollen setzen, es sey ihm hernach ein oder andersmal in der ersten Zornhitze, wo der Mensch seiner selbst nicht mächtig ist, unbedachtsam und wider seinen Willen ein

Fluch, ein Schwur, oder eine Lästerung herausgepfitzet, so wird er doch nicht wegen diesem allein die Gnade Gottes aufs neue verlohren, und die Höllenstrafe verdienet haben? Gott ist ja unendlich gütig? Wie wollte er einem busfertigen Sünder eine solche unbedachtsame und unfreywillige Vergehung so scharf anrechnen? Das thut ja bey uns nicht einmal ein mitleidiger Hausvater in Ansehung seines Knechts?

Pfarr. Ihr habt nicht völlig unrecht. Ich bin auch eurer Meynung, wenn anders der Soldat nicht nur den guten Willen und Vorsatz sich zu bessern gehabt, sondern auch alle Mittel angewendet, welche nothwendig sind, um eine böse Gewohnheit auszureuten. Wenn er aber diese Mittel verabsäumet hätte: so wären seine Rückfälle schon einigermaßen freywillig, und eben darum sträflich gewesen. Bildet Euch ein, es liege einer am hitzigen Fieber krank, und wünsche zwar von seiner Krankheit befreyet zu seyn; wolle aber die vom Leibarzt vorgeschriebene Mittel nicht gebrauchen. Wäre es nicht seine eigne Schuld, wenn die fieberischen Anfälle nicht aufhörten?

Handw. Was für ein Mittel hat denn der Soldat gebrauchen müssen?

Pfarr.

Pfarr. Er hat den Feldpater, als einen erfahrnen und eifrigen Seelenarzt, um Rath und Hülfe ersuchen müssen. Wenn er es gethan, wie ich nicht zweifle, wird ihm dieser gewiß unter andern Mitteln hauptsächlich folgende zwey vorgeschrieben haben. Erstens, die Vermeidung der nächsten Gelegenheiten und Gefahren zu sündigen; denn es heißt in der heiligen Schrift: **Wer die Gefahr liebet, wird in derselben zu grunde gehen.** Zweytens, das Gebeth; denn unser göttlicher Heiland selbst hat zu seinen Jüngern gesprochen: **Bethet, damit ihr nicht in die Versuchung eingehet.** Er hat uns alle geheissen zum himmlischen Vater rufen: **Führe uns nicht in Versuchung, das ist, versage uns nicht deine Gnadenhülf, ohne welche wir die Anfechtungen weder meiden, noch überwinden können.**

Landw. Nun, das verstehe ich. Aber jetzt fällt mir noch ein Zweifel ein, woher es doch komme, daß bey uns auf dem Lande bisweilen junge Buben schon so zornig werden, und im Zorn so gräulich fluchen und lästern können, als wenn sie bey den Soldaten in die Lehre gegangen wären.

Pfarr. Woher es komme? — Insgemein von dem ärgerlichen und unverantwortlichen Beyspiele erwachsener Leute, bisweilen auch ihrer eignen Aeltern und Vorgesetzten. Es bemühet sich zwar der Seelsorger in der Christenlehre bey Auslegung des zweyten Geboths, **du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen,** nachdrücklich zu erklären, wie billig es sey, daß wir den Namen Gottes, unsers Erschaffers; den Namen Jesu, unsers Erlösers; den Namen des heiligen Kreuzes, an dem er für unser Heil gestorben; den Namen der heiligen Sakramente, die er als Heilsmittel eingesetzet, niemal anders als mit herzlicher Andacht und Ehrerbiethigkeit aussprechen. Ein Knab fasset diese Lehre, und erkennet ihre Wichtigkeit. Aber zu Hause und auf dem Felde höret er, daß erwachsene Leute, vielleicht gar seine eigne Aeltern und Vorgesetzten, das Widerspiel thun, und ihren Zorn mit verächtlicher Beschimpfung und Lästerung dieser heiligen Namen abzukühlen pflegen. Was folget? Der Eindruck, den die christliche Lehre auf das Herz des Knabens gemacht hatte, wird geschwächet, endlich gar ausgelöschet. Der junge Vogel fängt bald an, das abscheuliche Gesang der Alten nachzuzwitzern; er nimmt auch

die

die Gewohnheit an, nicht nur seinem Zorn freyen Lauf zu lassen, sondern auch währender Zornhitze dergleichen Reden auszustoßen. Wenn er erwachsen, fährt er in seiner Gewohnheit fort, und die Jüngern machen es ihm wieder nach. Auf solche Weise wird, leider, dieser Schandfleck einer christlichen Gemeinde niemal vertilget.

Handw. Ja, so geht es, Herr Bruder! Sie haben Ursach sich zu ereifern. Es muß einem Seelsorger wehe thun, wenn seine Bemühungen fruchtlos ablaufen, und sogar aus Schuld der Aeltern und Vorgesetzten fruchtlos ablaufen. — Ich weis mich auch ein wenig schuldig. Wenn mir die Arbeit nicht recht von statten geht, oder ein Fehler im Hauswesen geschieht, erzörne ich mich gar zu stark, und lasse bisweilen nicht zwar Flüche und Schwüre, aber doch unanständige Reden fallen. Aber auf ihre Erinnerung hin, will ich mich hinfüro, sonderbar in Gegenwart meiner Untergebenen, besser in Acht nehmen.

Vierte Geschichte.

Von der Verläumdung. — Der Verläumder hat eine schwere Schuldigkeit, seine falsche Aussage zu widerrufen, und den verläumdeten Nebenmenschen schadlos zu halten.

Pfarrer.

Die Geschichte, die ich Euch erzählen will, hat sich in jener Gegend des französischen Reiches, welches die Provence genannt wird, vor etwa anderthalb hundert Jahren zugetragen, und ist von einem Schriftsteller, der zu eben derselben Zeit, und glaublich in eben gemeldter Landschaft gelebet, durch den Druck bekannt gemacht worden. Ich habe Euch schon einmal seinen Namen und den Titel seines Buches gesagt. Er heißt Franz Rosset; unter seinen Trauergeschichten ist diese, der Ordnung nach, die zwey und dreyßigste.

Zu Marseille oder Marsilien, einer großen und blühenden Handelsstadt in Provence am mittelländischen Meere, wo sich immerdar viele wohlbegüterte Kauf- und Handelsleute befin-

den,

den, lebte einer, mit Namen Johann Beliard, der wegen seiner bekannten Ehrlich- und Redlichkeit, und sonderbar wegen seiner willfährigen Neigung, den nothleidenden Nebenmenschen beyzuspringen, viele Hochschätzung verdienet. — Unter andern kam einmal ein gewisser, in der Stadt wohnhafter, und dem Kaufmann wohl bekannter Handwerksmann, Melüe genannt, in Gesellschaft eines Fremdlings, zu ihm in seine Behausung, und bath ihn um Hülfe. — Ich könnte ein großes Glück machen, sagte er, wenn ihr mir, nur auf ein Jahr lang, fünfhundert Thaler leihen wolltet. Nach Verfluß des Jahres werde ich das vorgestreckte Geld sicher und gewiß mit schuldigster Erkenntlichkeit zurückstellen. — Dieser Herr, den ich mit mir bringe, ist mein Vetter, mit dem Geschlechtsnamen Ventier, und ist mir zu lieb aus der benachbarten Stadt Vanosque, wo er das ansehnliche Amt eines geschwornen Gerichtschreibers verwaltet, bis hieher gereiset, um für mich gut zu stehen, und Bürgschaft zu leisten. — Hierauf nahm eben dieser Gerichtschreiber das Wort, und verpflichtete sich, anstatt seines Vetters, wenn dieser zur be-

stimmten Zeit sein Versprechen nicht halten könnte, die geborgten fünf hundert Thaler zurückzuzahlen. Sie hatten keine große Mühe, den gutherzigen Kaufmann zu bereden. Er zählte ihnen die verlangte Summe Geldes vor, wogegen sie ihm einen schriftlichen Schuldschein einlieferte, und beym Abschiede ihr Versprechen wiederholet haben.

Allein es verfloß nicht nur das erste, sondern auch das zweyte Jahr, ohne daß sich einer von beyden mit der versprochenen Bezahlung sehen lassen. Der Kaufmann Beliard fand sich im dritten Jahre genöthiget, seinen Schuldner, den Handwerksmann Melüe, zu Rede zu stellen, und zur Tilgung der bewußten Schuld anzuhalten. Dieser entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit; zeigte sich aber bereitwillig, in Gesellschaft des Kaufmanns nach Manosque zu seinem Vetter und Bürgen, dem Gerichtschreiber Ventier zu reisen, welcher hoffentlich kein Bedenken tragen würde, anstatt seiner die Schuld zu tilgen. — Sie machen sich dann mit einander an einem schönen Sommertag auf die Reise; kommen zur Abendzeit in gemeldter Stadt an; gehen der Behausung des Gerichtschreibers zu,

und

und vermelden ihm, nach den gewöhnlichen Freundschaftsbezeigungen, sie wollen ihm heut, weil es schon spat, nicht mehr überläſtig seyn, sondern verlangen nur, er möchte ihnen die Stund bestimmen, zu welcher sie morgen in der Frühe wegen einem wichtigen Geschäffte sich bey ihm einfinden därften. —

Dieser Mann war ganz anders, als der Kaufmann Beliard, geartet; geitzig und geldgierig; listig und boshaft. Schon der erste Anblick dieser Gäste beunruhigte sein Gemüth, weil ihm einfiel, sie möchten von ihm Geld begehren wollen. Doch verstellte er sich, so gut er konnte; ersuchte sie in seinem Hause die Nachtherberge zu nehmen, und schaffte alsogleich ein gutes Nachtessen an. — Nachdem sie ein wenig ausgeruhet, ladet er sie ein, unterdessen, bis das Nachtessen zugerichtet wäre, seinen am Hause gelegenen Garten zu besichtigen. — Sie spazieren darinn hin und wieder: da aber der Kaufmann sich ohngefähr von den andern beyden etliche Schritte weit entfernet, um ein seltenes Gartengewächs in der Nähe zu betrachten, sagte der Handwerksmann Melüe mit leiser Stimme zu seinem Vetter Ventier: Die Ursache,

lieber

lieber Herr Vetter, warum ich mit diesem Gaste hieher gereiset, ist keine andre, als daß wir euch ersuchen wollen, ihr möchtet als mein Bürge, die Abzahlung der bewußten Schuld auf euch nehmen, bis ich im Stande bin alles zu ersetzen, welches, wie ich sicher hoffe, bald geschehen soll.

Das hab ich mir eingebildet, war die Antwort des Gerichtschreibers, aber, Vetter, es wird nichts daraus; nein; es wird nichts daraus. Beliard ist reich genug: er kann noch lang auf die Bezahlung warten. Will er nicht gern warten, so läßt sich schon ein Mittel finden, daß er wird warten müssen. Dieß sey aber unter uns geredet.

Bey diesen Worten hielt er inne, weil der Kaufmann wieder näher kam, und sich ihnen beyden beygesellte. Bald darauf ward gemeldet, das Nachtmahl sey bereitet. Sie giengen in das Haus zurück, und setzten sich zu Tische. — Nach manchen Gesprächen, die sie während dem Essen miteinander gehalten, redet endlich der Gastgeber den Kaufmann also an: Ich habe schon vernommen, Herr Beliard, warum ihr mit meinem Vetter hieher gereiset: ihr

möchter

möchtet nämlich bezahlet seyn. Aber es thut mir leid, daß ich diesem Verlangen nicht sogleich willfahren kann. Möchtet ihr nicht uns beyden eine Gefälligkeit erweisen, und noch ein oder anders Jährlein Geduld tragen?

Herr Ventier, antwortet der Kaufmann ganz gelassen, ich kann wahrhaftig nicht länger zuwarten. Ihr wisset selbst, daß bisweilen einem auch wohl bemittelten Kaufmann das baare Geld auf einmal ausgeht.

Bey euch ist nichts solches zu fürchten, erwiederte der Gerichtschreiber. Lasset euch bereden, und williget in den verlangten Verschub ein. Sonst könnte es wohl geschehen, daß euch eure Ungestümmigkeit mehr Schaden als Nutzen brächte.

Diese letzten Worte misfielen billig dem ehrlichen Gläubiger. So wohl? sagte er, will man mich mit Drohungen zwingen, von meiner Forderung abzustehen? das hätte ich nicht erwartet. Es wird mir doch erlaubt seyn, bey der Obrigkeit Schutz und Hülfe zu suchen.

Der Gerichtschreiber hätte es nicht gerne gehabt, wenn die Sache vor die Obrigkeit gekommen wäre. Darum sprach er: O Herr Belliard! meine Rede ist nicht so bös gemeynet gewesen. Wir wollen gute Freunde bleiben. Wenn ihr die Bezahlung kurzum haben wollet, so sollet ihr sie schon morgen haben. Obwohl ich nicht mit so viel baarem Gelde versehen bin, hoffe ich doch gute Freunde zu finden, die mir das ermangelnde vorstrecken werden.

Sie stunden bald nach diesem Wortwechsel von dem Nachtessen auf. Dem Kaufmann ward eine Kammer zur nächtlichen Ruhe angewiesen: der Gerichtschreiber aber blieb fast die ganze Nacht auf. Zuerst unterredete er sich eine zeitlang mit seinem Vetter, dem Handwerksmann: darauf gieng er gegen Mitternacht in aller Stille aus dem Hause. Drey lüderliche, gewissenlose Bürger, die ihm schon öfters zur Ausführung seiner ungerechten Unternehmungen geholfen hatten, bekamen von ihm einen unerwarteten nächtlichen Besuch. Er erzählte ihnen, was für einen listigen Streich er mit seinem Vetter ausgedacht, um von den ungestümmen Anforde-

rungen

rungen des Kaufmanns von Marsilien gänzlich los zu werden, ja sogar noch einen Theil von dessen Vermögen zu erhaschen. Sie fanden zwar diesen Anschlag über allemaßen keck und gefährlich: aber was vermag nicht das Geld bey so bösgearteten Leuten? Weil er ihnen etwas gegeben, und noch mehr versprochen, verpflichteten sie sich alles zu thun, was er von ihnen verlangte.

Damit Ihr besser verstehet, wie sein abscheulicher Anschlag wider den unschuldigen Kaufmann beschaffen gewesen, muß ich Euch einen besondern Umstand melden, der dem Böswicht dazu Anlaß gegeben, und zur Ausführung dienlich geschienen. Es hatte nämlich zu eben derselben Zeit eine ärgerliche Gewohnheit überhand genommen, die Gewohnheit, Gott und die Heiligen Gottes, und alles was heilig, öffentlich und ohne Scheu mit schimpflich- und lästerlichen Reden zu entehren. Die eifrigen Bischöfe, weil ihre geistlichen Strafen dem Uebel nicht genug abhelfen wollten, ersuchten den König, **Ludwig den dreyzehnten**, mit seiner weltlichen Macht beyzuwirken: Worauf dann dieser an alle sogenannte **Parlemente** oder oberste Gerichtshöfe des Königreichs eine überaus

scharfe

scharfe Verordnung ergehen lassen, des Inhalts, daß ein jeder Unterthan, welchen man vor Gericht einer ausgestoßenen Gotteslästerung würde überwiesen haben, ohne Barmherzigkeit zum Tode verurtheilet werden sollte. Es ward auch besagte Verordnung anfangs, eine zeitlang, sehr genau beobachtet, wie es insgemein mit den neuen Verordnungen zu gehen pflegt. Ihr werdet hievon bald etwas mehreres vernehmen.

Ich komme wieder auf die Fortsetzung meiner Geschichte. — Kaum hatte sich des andern Morgens der Kaufmann Beliard angekleidet, so fand sich schon sein Gastgeber, der Gerichtschreiber Ventier in seiner Kammer ein, um ihn, nach Anwünschung eines glückseligen Tages, zu bitten, er möchte nur bis über Mittag Geduld haben, mit der Versicherung, es werde noch vor Abend seinem Verlangen ein Genüge geleistet, und die schuldige Summe Gelds von einem guten Freunde erleget werden. — Was angenehme Zeitung für den bekümmerten Gast!

Er danket darum, und will, seiner Gewohnheit nach, zum Gottesdienste in die Kirche gehen; hernach aber, bis es Zeit zum Mittageſſen, einen Spaziergang machen. Aber sehet! da er

in

in Begleitung des Hausherrn der Hausthüre zugeht, kommen drey Bürger herein, welche dem Gerichtschreiber melden, es seyen zwey aus ihnen entschlossen, ihre nächst an der Stadt gelegene Weinberge gegen einander zu vertauschen: er möchte also die Gefälligkeit haben, sich gemäß seines tragenden Amtes bey der Besichtigung und Uebergabe der Weinberge einzufinden, und hernach die schriftliche Urkunde zu verfertigen. — Das will ich gerne thun, sagte er, aber ihr beyde, die ihr miteinander handeln wollet, habt nur einen Mann als Zeugen bey euch. Es müssen nach der Gerichtsordnung zwey seyn. — Denn zweyten Zeugen wollen wir noch suchen, war ihre Antwort: wenn aber dieser Herr da, der allem Ansehen nach ein Verwandter oder doch ein guter Freund von euch ist, uns die Mühe ersparen, und einen Zeugen abgeben wollte, würde uns eine große Gefälligkeit geschehen. — Herr Beliard! sprach der Gerichtschreiber, ich will euch auch darum ersucht' haben. Ihr könntet wohl anstatt des Kirchgangs ein anderes gutes Werk verrichten: und diesen Leuten einen Dienst leisten. — Der Kaufmann gab sein Jawort,

und gieng mit ihnen, ohne etwas Böses zu argwohnen. Aber es stund nicht lange an, so mußte er leider erfahren, was sein gewissenloser Gastgeber mit diesen nichtswerthen drey Bürgern die vergangene Nacht abgeredet.

Ihr gedenket vielleicht, sie werden ihn zur Stadt hinausgelocket haben, in der grausamen Absicht, denselben heimlich zu ermorden, und seinen Leichnam unvermerkt in einem Weinberge unter die Erde zu verscharren? Nein! Ihr Anschlag war noch viel arglistiger und boshafter. — Man besichtigte beyde Weinberge. Der Tausch ward unter gewissen Bedingungen eingegangen, und bestättiget. Nachdem alles vollendet, luden die zween Eigenthümer nach Landesgebrauch, den Gerichtschreiber sammt den Zeugen ein, in dem nächstgelegenen Gartenhause ein schon zubereitetes Frühstück einzunehmen.— Haben sie da vielleicht dem Gast Gift beygebracht? Auch dieses nicht.

Sie zeigen sich recht frölich und lustig; sprechen dem Kaufmann immerdar zu, er solle sich das Essen und Trinken wohl schmecken lassen; erzählen lächerliche Begebenheiten; singen scherzhafte Lieder. Aber gähling, da eben der Knecht,

der

der ihnen aufwartete, hinaus gegangen war, weis nicht was zu holen, ruft einer aus den drey Bürgern überlaut aus: Ey, Herr Beliard! was redet ihr? das sind doch erschreckliche Gotteslästerungen! Die übrigen springen vom Tische auf, und schreyen zusammen: Gotteslästerer! Gotteslästerer! — Er entsetzet sich; sieht einen um den andern an; fragt sie, ob dieses ein Spaß seyn soll. — Es ist kein Spaß, antwortet ihm der Gerichtschreiber, unglückseliger Beliard! euer Schicksal wird bald ernstlich werden, weil ihr die Ehre Gottes und seiner Heiligen so lästerlich angegriffen habt. — Verzeihet mir, meine Pflicht erfordert, daß ich mit diesen Zeugen hingehe, und bey der Obrigkeit von eurem gräulichen Verbrechen die gehörige Anzeige mache.

Nichts hätte dem guten Kaufmann unerwarteter seyn können, als eine solche Beschuldigung. er hatte an keine Gotteslästerung gedacht; vielweniger eine aus seinem Munde gelassen. Es war eine lautere Erdichtung von diesen unverschämten Bösewichtern. Auf ihren Befehl mußte der Knecht, der während dem Lärmen

herbeygelaufen, den vorgegebenen Gotteslästerer in dem Gartenhause verschlossen halten, und bewachen: sie aber eilten in die Stadt, um ihre verläumderische Klage bey der Obrigkeit vorzubringen. — Was sie verlanget, ist auch geschehen; indem der Angeklagte ohne Verzug gefänglich eingeholet, und sofort zu dem obersten Gerichtshof oder Parlement in die Stadt Aix abgeführet worden.

Allda fanden sie sich insgesammt zu gleicher Zeit ein: ihre Anklage ward gerichtlich untersucht. Alle vier, der Gerichtschreiber **Ventier** sowohl als die drey von ihm bestochenen Bürger erfrechten sich, auf ihre Ehre und auf ihr Gewissen mit einem Eidschwur zu bezeugen, sie haben den Kaufmann Beliard gräuliche Gotteslästerungen, die sie abgeredtermaßen namhaft machten, wohlverständlich und deutlich ausstoßen hören. — Hingegen läugnete der Angeklagte alles hinweg. Die Richter untersuchten die Sache mit möglichster Genauigkeit, und bedauerten den angeklagten Mann, sonderbar da sie ein schriftliches Zeugniß von seinem christlichen Lebenswandel aus der Stadt Marsilien erhalten. Sie hätten ihm gern verschonet, oder

die

die Strafe gemildert, wenn seine angegebene Missethat im Rausch, ohne Vernunft und Bedachtsamkeit geschehen wäre: aber weil er selbst betheuerte, er sey niemals betrunken gewesen, und habe allezeit wohl gewußt, was er rede, erachteten sie sich endlich genöthiget, den gerichtlich überwiesenen Gotteslästerer nach dem klaren Inhalt der neuen königlichen Verordnung zu verurtheilen.

Das entsetzlich scharfe Urtheil lautete also: Erstens, soll der Missethäter mit einem Stricke um den Hals, und einer brennenden Wachskerze in der Hand, bey dem Eingange der Hauptkirche, Gott, den König, und die geärgerte Gemeinde um Verzeihung bitten. — Zweytens, soll ihm auf dem öffentlichen Richtplatze von dem Scharfrichter die lästerliche Zunge aus dem Rachen geschnitten; darauf nicht nur die Zunge, sondern auch der Gotteslästerer selbst auf einem angezündeten Scheiterhaufen zu Aschen verbrennet; die Aschen aber auf die öffentlichen Straßen ausgestreuet werden. — Drittens, soll all sein zeitliches Vermögen eingezogen, und aus demselben

einem jeden der drey bürgerlichen Zeugen fünf hundert Pfund oder Franken (deren drey einen kleinen; und sechs einen großen französischen Thaler ausmachen); dem Gerichtschreiber Ventier aber, als einem großen Eiferer für die Ehre Gottes und das Gesetz des Königs, zwey tausend Pfund ausgezahlet werden.

So können bisweilen auch gelehrte und gutgesinnte Obrigkeiten und Richter hinter das Licht geführet, und dahin verleitet werden, daß sie den Unschuldigen für schuldig; und den Schuldigen für unschuldig halten; folglich ein Urtheil fällen, welches ihnen sehr gerecht scheinet, aber sehr ungerecht scheinen müßte, wenn sie die wahre Beschaffenheit aller Begebenheiten wüßten. Wie sorgfältig soll sich ein Mensch, der nicht als Obrigkeit und Richter bestellt ist, in Acht nehmen, daß er seinen Nebenmenschen nicht leichtsinnig nach dem äusserlichen betrüglichen Anschein verurtheile!

Die vier falschen Zeugen frolockten: der verurtheilte Beliard trauerte: seine guten Freunde wagten das äußerste, um ihn zu retten. Sie hielten in einer den Richtern übergebenen Bittschrift

schrift inständig an, es möchte die Vollziehung des Urtheils verschoben; die Zeugen noch einmal berufen; der Handel noch einmal übersehen, und eine neu entdeckte Probe für die Unschuld des Verurtheilten angehöret werden. Allein es half nichts. Obwohl einer von den drey Bürgern nicht erscheinen können, weil er unterdessen in der Stadt Manosque von einer schweren Krankheit überfallen worden, erschienen doch die andern beyden, sammt dem Gerichtschreiber, und blieben unveränderlich auf ihrer ersten beschworenen Aussage. Man fand die neu entdeckte gegenseitige Probe nicht genug gegründet. Die Richter wollten keinen fernern Aufschub gestatten, und bestimmten den Tag, an dem das Urtheil sollte vollzogen werden.

Als dieser Tag wirklich angebrochen, versammelt sich auf allen Straßen und Gassen, sonderbar bey dem Richtplatze, eine ungeheure Volksmenge, um einem so seltenen Trauerspiele zuzusehen. Die Leute warten eine zeitlang mit Geduld auf die Ausführung des Verurtheilten. Es vergeht eine Stunde, und wieder eine; und doch wird er nicht ausgeführet. Nach und nach fängt man an zu murren; es fragt einer den an-

dern, was die Ursach dieser Verzögerung sey. Endlich verbreitet sich die Sage, der Uebelthäter werde Vormittags nicht hingerichtet werden. Zuletzt heißt es gar, die Vollziehung des Urtheils sey gänzlich eingestellet. Warum? Man habe in der Frühe den Advokaten oder Sachwalter des verurtheilten Kaufmanns, mit schnellen Schritten zu den Richtern laufen gesehen: er habe ihnen eine Schrift eingehändiger haben, die von größter Wichtigkeit seyn müsse; denn bald darauf haben die Richter mit der Ausführung des Verurtheilten innzuhalten befohlen, und in aller Eile die Gerichtsdiener ausgeschicket, um den Schreiber Dentier und seine Mitzeugen gefänglich einzuholen. — Wie hat dann der Advokat eine so kräftige Schrift zuwegen gebracht? Er hat sie nicht selbst verfertiget, sondern von einem unbekannten Geistlichen empfangen, sammt einem ganz kurzen Bericht, was sich bey der Verferrigung dieser Schrift zugetragen. — Bald hernach ward die ganze Sache mit allen Umständen bekannt, wie ich Euch jetzt erzählen will. — Es war einer von jenen drey Bürgern, welche mit

dem

dem Gerichtschreiber falsches Zeugniß gegeben hatten, in der Stadt Manosque gefährlich erkranket. Als ihm der Leibarzt das Leben abgesprochen, wollte er sich doch auf eine christliche Art zum Tode bereiten, und ließ einen Geistlichen berufen, der ihm dazu verhülflich seyn sollte. Diesem bekennet er, sein Gewissen werde durch nichts so sehr gedrückt und geängstiget, als durch das Andenken einer schweren Verläumdung, mit welcher er einen seiner Nebenmenschen um Ehre und guten Namen gebracht, und in wirkliche Gefahr gesetzet, um all sein Haab und Gut, ja sogar um das Leben zu kommen.

Der Geistliche fraget ihn ganz freundlich, ob er sich auch erinnere, wie wichtig seine Schuldigkeit sey, den fremden Schaden, der aus dieser Verläumdung entstanden, zu ersetzen, und denjenigen, der noch entstehen könnte, nach Möglichkeit abzuwenden.

Ich habe schon daran gedacht, war die Antwort des Kranken, aber, ehrwürdiger Herr! ihr sehet selbst, daß ich gänzlich entkräftet bin, und kaum mit harter Mühe

noch reden kann: vielleicht erlebe ich nicht den morgenden Tag. Noch heute will ich meinem Weibe und dem ältesten Sohn befehlen, sie sollen, so bald ich gestorben, in meinem Namen widerrufen, und die Unschuld des beschädigten Nebenmenschen öffentlich und vor jedermann bezeugen.

Dieß erklecket nicht, erwiederte der Geistliche, ihr wisset wohl, wie saumselig und schlecht man dergleichen Verordnungen der Sterbenden nach ihrem Tode zu erfüllen pflege. Wer in seinem Gewissen sicher seyn will, muß die Ersetzung des fremden Schadens selbst bewerkstelligen, und nicht erst durch seine Erben bewerkstelligen lassen. —

So helfet mir dann; ich bitte euch! Reiset noch heute auf meine Kösten nach der Stadt Aix, und widerrufet bey dem dortigen Parlement in meinem Namen alles, was ich immer zum Nachtheile des Kaufmanns Beliard ausgesagt. —

Auch dieses ist noch nicht erklecklich. Mein mündliches Zeugniß würde keine genugsame Kraft haben. Ihr müsset euren

Wider-

Widerruf schriftlich, und zwar durch geschworne Zeugen verfassen lassen. —

Ach! das ist hart! —

Es ist hart: aber bedenket, wie viel härter es für euren Nebenmenschen seyn würde, wenn er wegen euren falschen Aussagen, ohne sein Verschulden, sein zeitliches Haab und Gut, und gar das Leben einbüßen müßte. Bedenket, wie viel härter es für euch selbsten seyn würde, wenn ihr wegen Unterlassung eurer Pflicht von dem Himmel ausgeschlossen, und zu ewigen Strafen verurtheilet werden solltet.

Diese Erinnerung drang dem Kranken also zu Herzen, daß er ohne Verzug eine ansehnliche obrigkeitliche Person, sammt noch einem ehrlichen Manne ersuchen lassen, zu ihm zu kommen. So bald sie erschienen, versicherte er, in ihrer und des Geistlichen Gegenwart, mit einem Eidschwur: es sey alles, was er vor Gericht wider den Kaufmann Beliard ausgesagt, erdichtet und grundfalsch. — Es reue ihn von Herzen, daß er sich zu einer so boshaften Verläumdung von dem Gerichtschreiber Ventier bereden lassen. — So

und

und so viel Geld habe ihm dieser Mann, an solchem Orte, zu solcher Stund ausgezahlet, und so und so viel noch zu zahlen versprochen, wenn es ihm glücken würde, den Beliard zu grunde zu richten. — Bey den andern zween Bürgern habe er es eben also gemacht. — Die Richter sollen von der gänzlichen Unschuld des Verurtheilten versichert seyn, und ihm um Gotteswillen alle mögliche Genugthuung verschaffen. —

Die gegenwärtigen Zeugen säumten nicht, eine so wichtige Aussage zu Papier zu bringen, und mit Unterschreibung ihrer Namen, und Aufdrückung ihrer Petschafte zu bekräftigen. Der Kranke ward mit den heiligen Sakramenten nach katholischem Gebrauche versehen, und gab bald darauf seinen Geist auf. Der Geistliche aber nahm die Schrift zu sich, und ritt spornstreichs der Stadt Aix zu. Da hatte er, wie ich schon gemeldet, das erwünschte Glück, noch eben zu rechter Zeit die wichtige Urkunde dem Advokaten des verurtheilten Kaufmanns einzuhändigen.

So sind dann die drey noch lebende Verläumder verrathen. Einer derselben bekennet freye-

freywillig die Wahrheit, und entdecket den Richtern mehrere Umstände, die zur Ueberweisung der übrigen beyden dienen. Diesen aber wird das völlige Geständniß durch die Folter ausgepresset. Es erwahret sich endlich jenes Sprichwort: **Wer dem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.** Ihr werdet gern hören, was jetzt für ein neues, dem vorigen ganz ungleiches Urtheil nicht nur gefället, sondern auch ohne Anstand vollzogen worden.

Erstens, ward dem Kaufmann **Beliard**, nachdem man ihn auf freyen Fuß gestellet, und vollkommen unschuldig erkläret, eine Summe Geldes von zehn tausend Franken, die aus dem Vermögen des Gerichtschreibers **Ventier** genommen worden, als eine Entschädigung ausbezahlet. — Zweytens, mußte der jetztgemeldte Böswicht **Ventier** eben dieselbe Strafe, die er dem Unschuldigen zugedacht hatte, selbst ausstehen; er ward, nach ausgeschnittener Zunge, lebendig verbrennet. — Drittens, seine zwey Gehülfen aber, die beyden verläumderischen Bürgen, wurden lebendig gerädert. — Viertens, der Handwerksmann **Melüe**, von welchem ich im Anfange der Geschichte erzählet,

daß

daß er zwar mit dem Gerichtschreiber den gottlosen Anschlag ausgedacht, hernach aber nichts weiter zu dessen Ausführung geholfen, hatte aus billiger Furcht die Flucht ergriffen: doch ward er des Todes schuldig erkläret, und unterdessen, bis man seiner Person habhaft werden könnte, sein Bildniß an den Galgen aufgehänget. — Fünftens endlich, hat man das Vermögen aller Verurtheilten, nach Abzug der zehntausend dem Kaufmann zugesprochenen Franken, konfiszirt oder eingezogen, um damit die Gerichtskösten zu bezahlen, die verunglückten Familien zu verpflegen, und den Nutzen des gemeinen Wesens zu befördern.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Es ist noch alles recht gegangen. Nur eines haben die Richter vergessen. Der Geistliche hätte meiner einfältigen Meynung nach, auch eine Belohnung verdienet, weil er zur Entdeckung der Wahrheit geholfen, und einen Unschuldigen vom Tode errettet.

Pfarr.

Pfarrer. Die Richter haben ihn genug belohnet, indem sie demselben die Ehre erwiesen, ihn für einen rechtschaffenen uneigennützigen Seeleneiferer anzusehen, der keine zeitliche Belohnungen für seine christlichen Liebesdienste verlange.

Handw. Es werden ihm wenigstens der beym Leben erhaltene Kaufmann, und des Kaufmanns Freunde, und alle ehrliche Leute den herzlichsten Dank gesagt haben, daß er dem Kranken keine Ruhe gelassen, bis er ihn zu einem wackern Widerrufe beredet.

Pfarr. Möchte nur die wichtige Erinnerung, die er dabey gemacht, allen Verläumdern recht zu Herzen gehen, daß sie keine gegründete Hoffnung der zukünftigen Seligkeit haben können, wenn sie nicht die verläumderischen Aussagen widerrufen, und sowohl den Schaden, der dem Nebenmenschen daraus entstanden, vollkommen ersetzen; als denjenigen, der noch daraus entstehen könnte, nach Möglichkeit abwenden!

Handw. Ich glaube gern, daß man diese Schuldigkeit erfüllen müsse, wenn man durch die Verläumdung den Nebenmenschen in Leib-

und

und Lebensgefahr gesetzet, wie es der verruchte Gerichtschreiber und seine Gehülfen dem unschuldigen Beliard gemacht haben. Aber soll dann der Widerruf gar so nothwendig seyn; wenn der verläumdete Nebenmensch nur seine Ehre verlohren, und weiter keinen andern Schaden zu leiden hätte? Ist es dann eine so große Sache um die Ehre?

Pfarr. Die Ehre, oder wie man zu reden pflegt, der gute Namen eines Menschen, die gute Meynung, so die Nebenmenschen von seiner Rechtschaffenheit haben, und die daraus entstehende Schätzung seiner Person, wird billig für eines der größten zeitlichen Güter des Menschen gehalten. Wie manche giebt es, welche lieber ihr Geld, oder gar das Leben selbst, als ihren guten Namen hingeben wollten? — Die Verläumder selbsten, nachdem sie den Nebenmenschen um seine Ehre gebracht, sind gemeiniglich für ihre eigne ganz übermäßig besorget; denn warum scheuen sie sich so sehr, einen Widerruf zu thun, der doch für ihr Seelenheil nothwendig ist? Weil sie fürchten, sie möchten durch den Widerruf ihre Ehre verlieren, und hinfüro als schädliche Lügner verachtet und verabscheuet werden.

Handw.

Handw. Sollten sie nicht eben deswegen von der beschwerlichen Pflicht zu widerrufen entschuldiget und ausgenommen seyn, weil sie nicht widerrufen können, ohne vor ehrlichen Leuten zu Schanden zu werden?

Pfarr. Nein. Der Verläumder ist der schuldige; und der verläumdete Nebenmensch ist der unschuldige Theil: es erfordert aber die natürliche Billigkeit, daß eher der schuldige, als der unschuldige zu Schanden werde. — Ich pflege den Verläumdern, die aus Furcht der Schande nicht widerrufen wollen, zu sagen: Ihr habt schon wirklich eure Ehre vor Gott und seinen heiligen Engeln verlohren, und nur durch den Widerruf könnet ihr sie wieder erhalten. Auch bey den Menschen wird eure Ehre desto weniger leiden, je ernstlicher und reumüthiger euer Widerruf seyn wird. Denn sie werden denken, ihr habt zwar anfangs gefehlet, aber hernach euren Fehler trefflich verbessert, und jetzt sey gar nicht mehr zu fürchten, ihr möchtet euch noch einmal ins künftige verfehlen.

Handw. Wir wollen aber setzen, der verläumdete Nebenmensch verlange keinen Wider-

ruf. Ist in solchem Falle der Verläumder doch noch schuldig zu widerrufen?

Pfarr. Ich antworte Euch erstens: Es giebt gewisse Personen, welche dem Verläumder die Schuldigkeit zu widerrufen nicht nachlassen dürfen. Zum Beyspiele, die Obrigkeiten und Vorgesetzten müssen nothwendig auf die Zurückgabe ihres guten Namens dringen, weil dieser zu nachdrücklicher Verrichtung ihrer Amtspflichten nothwendig ist. — Zweytens: Wenn schon der beschädigte Nebenmensch dem Verläumder von Herzen verzeiht, und sich ganz freundlich erzeiget, so folget noch nicht, daß er auch das Recht aufgebe, welches ihm zusteht, die Ergänzung seiner Ehre zu fordern. So lang er nicht mit ausdrücklichen Worten erkläret, es soll der Widerruf dem Verläumder vollkommen nachgelassen und geschenket seyn, bleibt dieser immerfort zum Widerrufe verbunden.

Handw. So müßte ich dann, wenn ich einen verläumdet hätte, entweder widerrufen, oder aber dem Verläumdeten meine Missethat bekennen, und ihn bitten, daß er mir den Widerruf nachlasse und schenke? Es dünket mich wahrhaftig, das letzte würde mich noch härter ankommen, als das erste.

Pfarr. Traget Sorge, daß ihr niemal in die Nothwendigkeit gerathet, eines aus beyden zu wählen. Ihr könnet mit leichterer Mühe die Zunge im Zaum halten, und die Ehre des Nebenmenschen unangetastet lassen.

Fünfte Geschichte.

Von dem Lügen. — Getraue dich niemal, eine Lüge aus dem Munde zu lassen, auch in solchen Umständen nicht, wo es scheinet, die Lüge könnte niemanden schaden, und würde dir oder deinem Nebenmenschen einen Nutzen bringen.

Pfarrer.

Es ist zwar der Stand der Kaiser und Könige von dem Stande der gemeinen Leute sehr unterschieden; doch ereignen sich bisweilen in den kaiserlich- und königlichen Palästen solche Begebenheiten, welche auch den Inwohnern gemeiner Häuser und schlechter Strohhütten zur Lehre dienen können. — Im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt, hatte Arka-

dius, Kaiser in Orient, zu Konstantinopel, der damaligen Haupt- und Residenzstadt des orientalischen Kaiserthums, das Zeitliche gesegnet, und einen jungen achtjährigen Sohn, Theodosius, sammt einer schon erwachsenen, überaus tugendhaft- und klugen Tochter, Pulcheria, hinterlassen. Diese mußte unterdessen mit Beyhülfe der vornehmsten Staatsbeamten die Reichsgeschäffte besorgen, bis ihr Bruder erwachsen, und zur Uebernahme der Regierung tauglich seyn würde. Sie hat es auch mit gutem Erfolge und mit allgemeiner Zufriedenheit der Unterthanen gethan.

Als Theodosius, ihr Bruder, wirklich zu mannbarem Alter gelanget, kam eines Tags eine fremde junge Weibsperson zu Konstantinopel an, und ließ bey der Kaiserinn Pulcheria inständigst um eine Audienz oder Verhör bitten. Nachdem sie vorgelassen worden, warf sie sich der Kaiserinn zu Füßen, und beklagte sich mit wehmüthiger Stimme und eindringlicher Wohlredenheit über die betrübten Umstände, in welche sie von ihrem verstorbenen Vater, und von ihren zween noch lebenden Brüdern versetzet worden. Der Vater habe in seinem Testament, oder seiner letzten Verordnung, alle seine sehr

beträcht-

beträchtlichen Güter und Habschaften den beyden Söhnen, ihren Brüdern, vermachet, und dabey auferleget, sie sollen ihrer Schwester nicht mehr als hundert Goldgulden hinausgeben; denn diese seine Tochter habe nicht mehr vonnöthen, und werde ohne alles Heirathgut recht wohl versorget werden. — Nach seinem Hintritte habe sie den Brüdern vorgestellet, wie hart ihr dieses Verfahren des Vaters falle, dem sie niemal die mindeste Ursache eines Misvergnügens gegeben; wie kümmerlich sie sich würde erhalten können, wenn man ihr nicht etwas mehrers aus der väterlichen Erbschaft zukommen ließe. — Aber diese Vorstellungen haben nichts gefruchtet; sie sey von den unbarmherzigen Brüdern mit rauhen Worten abgewiesen, und endlich gar aus dem väterlichen Hause verstoßen worden. — Jezt bleibe ihr nichts übrig, als daß sie die Erbarmung ihrer gnädigsten Kaiserinn anflehe: bey dieser, heiße es überall, finden alle bedrängte Unterthanen, sonderbar die armen Weysen, kräftigen Schutz und Beystand.

Die Kaiserinn bewunderte in der Stille die schöne Gestalt und ungemein holdselige Gesichtsbildung dieser Klägerinn, und ward durch ihre mit hervorbrechenden Zähren begleitete Rede zu herzlichem Mitleiden beweget. — Woher seyd ihr, unglückliche Tochrer? fragte sie, und wer ist euer Vater gewesen? — Jene antwortete, sie sey zu Athen, welches damals die berühmteste Stadt in dem sogenannten, zum orientalischen Kaiserthum gehörigen Griechenlande war, gebohren und auferzogen worden: ihr Vater aber sey jener bekannte Weltweise Leontius gewesen, der sich durch seine Wissenschaften einen weit ausgebreiteten Ruhm erworben. Sie erinnere sich mit zärtlichster Dankbarkeit der großen Mühe und Sorgfalt, mit der er sich bestrebet ihren Geist und ihr Herz zu bilden: aber dieses könne sie nicht fassen, und nicht verschmerzen, daß er einer unschuldigen Tochter ihren Erbtheil versaget, nur unter dem Vorwande, sie werde ohne Heirathgut wohl versorget werden. —

Seyd nur getrost, erwiederte die Kaiserinn, euer Handel muß untersuchet, und euch

Recht

Recht verschaffet werden. Unterdessen bleibet hier: ich will euch eine anständige Wohnung und Verpflegung anschaffen, und werde euch zu seiner Zeit wieder zu mir berufen lassen.

Das war ein sehr gnädiges Verfahren; aber nur der Anfang jenes großen Glückes, welches auf diese junge Tochter wartete. — Die gütige Kaiserinn ließ sie öfters zu sich berufen, und ward ihr immerdar wohlgeneigter, weil sie bey derselben neben der äußerlichen Schönheit noch weit schätzbarere Eigenschaften wahrnahm; einen durchdringenden mit vielen nützlichen Wissenschaften gezierten Verstand; ein gutes, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit liebendes Herz; eine sittsame, bescheidene, sanftmüthige Aufführung. —

Noch eine, und zwar die vornehmste Wissenschaft gieng der so wohl gearteten Weibsperson ab. Ihre Vaterstadt **Athen** war zu denselben Zeiten noch größtentheils in den Finsternissen des Heydenthums versenket: ihr Vater selbst hatte sich, wenigstens dem äußerlichen Scheine nach, zur heydnischen Religion bekennet. Sie wird zwar wohl mit ihrem scharfsinnigen Verstande gemerket haben, daß eine solche Religion

nicht die wahre seyn könne, in der man eine Menge verschiedener sogenannten Götter und Göttinnen anbethen; die unanständigsten Erzählungen von den Schandthaten dieser vorgegebenen Gottheiten für wahrhaft annehmen; und bey dem Götzendienste allerley ungereimte, auch größtentheils unehrbare, und den sittlichen Tugenden zuwider laufende Gebräuche beobachten müsse. Aber von der christlichen Religion hatte sie noch keinen ächten und hinlänglichen Begriff. Es war der gottseligen Kaiserinn Pulcheria vorbehalten, die Unwissende von der Glaubwürdigkeit und Wahrheit dieser heiligen Religion zu unterrichten, und zu überzeugen: welches auch mit Hülfe der göttlichen Gnade in kurzer Zeit geschehen.

Die wackere Lehrjüngerinn erstaunte über die Hoheit und Würde der christlichen von Gott geoffenbarten Glaubensgeheimnissen, und ward zugleich durch die Schönheit der christlichen, mit dem Vernunftlichte so trefflich übereinstimmenden, und dem menschlichen Geschlechte so nützlichen Sittenlehre gerühret. Ihre Bekehrung ward sonderbar befördert durch die aufmerksame Lesung der heiligen Evangelien, der Apostelgeschichten,

schichten, und der apostolischen Sendschreiben. Da konnte sie nicht ohne Herzensbewegung lesen, wie wunderbarlich der heilige Paulus bekehret worden, und wie eifrig er nach seiner Bekehrung den christlichen Glauben ausgebreitet; auch sogar in ihrer Vaterstadt Athen geprediget, und mehrere Einwohner zu Christen gemacht habe. — Es kommt bald so weit, daß sie auf das inständigste begehret, die heilige Taufe zu empfangen, und dadurch der christlichen Kirche einverleibet zu werden. Ihr Wunsch wird erfüllet; man giebt ihr in der heiligen Taufe den Namen Eudocia.

Was aber noch seltsamer, kaum ist sie aus einer Heydinn eine Christinn geworden, wird sie auch aus einer verweysten Bürgerstochter eine Kaiserinn des orientalischen Reiches. Der junge Kaiser Theodosius würdiget sie wegen ihren ganz außerordentlichen guten Eigenschaften seiner Hochschätzung und Liebe; folget dem Rathe seiner klugen Schwester Pulcheria; entschließt sich diejenige, welche ihm und ihr die würdigste zu seyn scheint, die Eudocia für seine Gemahlinn zu erklären, und auf den kaiserlichen Thron zu erheben. Also ward die Vorsage des Welt-

weisen Leontius erfüllet, seine Tochter werde ohne Heirathgut recht wohl versorget werden, obwohl er sich gewiß nicht eingebildet, diese Versorgung werde die allerherrlichste im ganzen Kaiserthume seyn.

Wie hat sich aber Eudocia, die neue Kaiserinn, in eine so ganz unerwartete Erhöhung geschicket? Gar wohl. Sie ließ sich von dem Glanze ihrer großen Würde nicht verblenden; weder zum Stolze noch zur Ausgelassenheit verleiten; befliß sich auf die Ausübung aller, einer christlichen Hausfrau zustehenden Tugenden; widmete täglich einige Stunden der Andacht und dem Gottesdienste; benutzte die große Gunst und Gewogenheit ihres kaiserlichen Gemahls, um den Bedürftigen und Nothleidenden recht viele Gnaden zu erbitten; erhielt sogar für ihre beyden Brüder, von denen sie vorher so unbarmherzig verlassen und verstoßen worden, zwey der ansehnlichsten und einträglichsten Ehrenstellen. — Man schätzte und verehrte sie überall; man nannte sie die glückseligste Person in ganz Orient. — Sie wäre es auch gewesen, wenn sie sich nur vor einem einzigen Fehler besser gehütet hätte; vor einem Fehler, den manche Leute für einen

ganz

ganz geringen, oder gar keinen Fehler halten: wenn sie nur niemal sich getrauet hätte eine Unwahrheit zu sagen. Ihr werdet nicht ohne Mitleiden vernehmen, wie viel ihr dieser Fehler geschadet habe.

Der Kaiser gieng eines Morgens, wie er zur allgemeinen Auferbauung gewohnt war, mit seinem Gefolge aus dem Palaste nach der Hauptkirche, um dem Gottesdienste beyzuwohnen. Auf dem Wege wirft sich ihm ein fremder Mensch zu den Füßen, und reichet ihm einen ganz ungemein großen und überaus schönen Apfel dar, mit der Bitte, dieses wiewohl geringe, doch seltene aus Asien hergebrachte Geschenk nicht zu verschmähen. Es gefiel dem Kaiser. Er ließ dem Manne ein Stück Geld zur Belohnung darreichen, und befahl zugleich einem seiner Hofjunker, nach dem Palast zurückzukehren, und diesen wunderbaren Apfel der Kaiserinn, die wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zurückgeblieben war, als eine Verehrung von ihrem Ehegemahl zu überbringen. — Sie empfand ebenfalls ein großes Wohlgefallen sowohl an der seltsamen Verehrung, als ob dem gütigen Andenken des Verehrers. Man hatte ihr kurz zuvor die Nach-

richt

richt gebracht, daß ein Vornehmer, wegen seiner Gelehrsamkeit und guter Lebensart allgemein geschätzter Hofherr, mit Namen Paulinus, an dem Podagra oder Zipperlein krank liege, und gewaltthätige Schmerzen leide: jetzt fiel ihr ein, der Kranke würde einen großen Trost empfinden, wenn sie ihm, nebst Uebersendung dieses schönen Apfels, ihr Mitleiden bezeigen ließe. Sie besinnt sich nicht lang; folget ihrem, wie es sie dünket, gutem Einfalle; vergißt aber dabey, dem kranken Hofherrn sagen zu lassen, von wem sie den Apfel empfangen habe; oder bildet sich ein, es werde einem so klugen Manne nicht zu Sinne kommen, diese Verehrung weiter zu schicken. Und doch ist geschehen, was sie nicht vermuthet. Paulinus, der von dem, was vorgegangen, gar nichts wußte, fand die Baumfrucht desto schöner, je mehr er sie betrachtete, und achtete sie endlich würdig, dem Kaiser selbsten übersendet zu werden. Es dünkte ihn, er werde mit dieser Uebersendung eine nicht geringe Ehre aufheben. Aber wie erbärmlich können auch vernünftige Leute den Zweck ihrer Rathschlüße verfehlen! Die Kaiserinn war nicht zugegen, da eben der Apfel wieder in die Hände

ihres

ihres Ehegemahls zurückkam, mit dem er kurz zuvor derselben eine sonderbare Ehre erweisen wollen.

Unerwartet tritt er in ihr Zimmer; nicht, wie gewöhnlich, mit freundlichem, sondern mit ernstlich- und finsterem Gesichte, und fraget ganz trocken, wo der Apfel sey, den er ihr als eine Verehrung überschicket habe. Sie erschrickt und erröthet, und weis nicht, was sie antworten soll. Jetzt fällt ihr erst ein, was ihr zuvor nicht eingefallen, es sey ein Fehler, daß sie das Geschenk gleich wieder hinweggegeben: ihr Ehegemahl könnte diese Uebereilung für eine Geringschätzung seiner Gutthätigkeit ansehen: hieraus würden für sie, und vielleicht auch für den Hofherrn üble Folgen entstehen. —

Sie nimmt dann eine sogenannte Noth- oder Dienstlüge zu Hülfe, und antwortet, sie habe den Apfel gegessen. Als der Kaiser abermal gefraget, giebt sie die nämliche Antwort. Da er sie ermahnet, sich recht zu besinnen, sagte sie: So wahr ich lebe, habe ich ihn gegessen. Ueber diese Rede wirft der Kaiser einen zornfeurigen Blick auf sie hin, wendet sich um, und geht, ohne mehr ein Wort zu sagen, zum Zim-

mer

mer hinaus. — Das war ein trauriges Zeichen seiner Ungnade. Sie hatte sich noch nicht von ihrer Verwirrung erholet, da kam schon ein Bedienter, der ihr eben denselben Apfel überbrachte, von dem sie fälschlich vorgegeben, er sey schon verzehret. Zugleich mußte ihr dieser Trauerbothe ankünden, sie dürfe nicht mehr vor dem Angesichte des Kaisers erscheinen.

Was Beschämung, Bestürzung und Kummer wird nicht in dem Herzen der unglücklichen Eudocia entstanden seyn! — Aber den folgenden Tag gieng es ihr noch übler. Sie sank in eine Ohnmacht, indem ihr die erschreckliche Zeitung gebracht worden, der ergrimmte und eifersüchtige Ehegemahl habe den leidigen Argwohn gefasset, als wenn sie den Hofherrn Paulinus mehr, als ihn, achtete und liebte: deswegen sey dieser bedauerungswürdige Mann zur Nachtzeit, ohne weitere Untersuchung, auf höchsten Befehl gewaltthätiger Weise ermordet worden. Wer will die Heftigkeit ihres Schmerzens und Leidwesens beschreiben? Sie erbiethet sich die Unschuld des Ermordeten, und ihre eigne, mit einem Eidschwur zu bezeugen: wird aber nicht angehöret. Die Erbitterung und Abneigung

ihres

ihres von Natur sehr argwöhnisch- und eifersüchtigen Herrn scheint von Tag zu Tag mehr zu- als abzunehmen; vielleicht auch aus Anstiftung boshafter Hofleute, die sein Zutrauen misbrauchten, und durch die Stürzung des Paulinus und der Kaiserinn einen Vortheil zu erhalten hofften. Es ist schon an dem, daß dieselbe auf eine schmähliche Art von Hof fortgeschaffet werden soll. Was Raths für die äußerst bedrängte Eudocia? Einer solchen Schmach vorzukommen, läßt sie selbst um die Erlaubniß bitten, sich auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen. — Nicht nur auf einige Zeit, wird ihr im Namen des Kaisers geantwortet, sondern für allzeit soll sie sich vom Hofe entfernen, und entfernet bleiben. Aus besonderer Gnade werde ihr ein lebenslänglicher standesmäßiger Unterhalt geliefert werden.

Nun ist keine Hoffnung mehr übrig. Sie reiset in tiefester Traurigkeit von Konstantinopel hinweg, und sieht ihren geschätzten und geliebten, aber unversöhnlichen Ehegemahl die ganze übrige Lebenszeit nimmermehr. — Der Ort, den sie zu ihrem künftigen Wohnsitze erwählet, war die Stadt Jerusalem in dem

Lande

Lande Paläſtina, die man wegen dem allda vollbrachten Leiden und Sterben des göttlichen Erlöſers die heilige Stadt zu nennen pflegte. — Was den übrigen Lebenslauf der ehemals ſo erhöhten und hernach ſo erniedrigten Kaiſerinn Eudocia anbelanget, ſo bezeugen die Schriftſteller einhällig, ſie habe ſich ſehr gottesfürchtig und tugendhaft aufgeführet; den größten Theil ihrer Einkünften zur Auszierung der Kirchen, zur Stiftung und Beſſerung der Spitäler, zum Unterhalt der Armen angewendet; und endlich noch vor ihrem Tode mit einem Eidſchwur betheuert, ſie wiſſe ſich nichts von allem dem ſchuldig, was man Böſes wegen der unglücklichen Apfelgeſchichte von ihr argwohnen wollen.

Ein Geſpräch über die vorhergehende Geſchichte.

Handwerksmann.

Es dünket mich, Herr Bruder! ich habe dieſe Geſchichte ſchon ein oder das anderemal geleſen, oder erzählen hören. Aber, ſo viel ich mich erinnere, hat die Kaiſerinn nicht Eudocia, ſondern Eudoxia geheißen.

Pfarr.

Pfarr. Das kann ich leicht glauben, daß Euch diese Geschichte schon bekannt gewesen; denn sie ist nicht nur von dem griechischen Geschichtschreiber Nicephorus, sondern auch von einer großen Menge anderer Schriftsteller, bald mit mehrern, bald mit wenigern Umständen aufgezeichnet worden. — Wenn man den Namen der Kaiserinn nach der griechischen Sprache, welche zu damaliger Zeit die Landessprache im orientalischen Kaiserthum war, und nach dem eigentlichen Laute der griechischen Buchstaben aussprechen wollte, müßte man sie weder Eudocia, noch Eudoxia; sondern Eudokia nennen, aber an dem Namen ist gar nichts gelegen, nennet sie, wie Ihr wollet. Ich möchte nur wünschen, daß die Geschichte selbst noch bekannter wäre, als sie wirklich ist; weil aus derselben so deutlich erhellet, man sollte niemals lügen; auch in solchen Umständen nicht, wo es scheint, das Lügen würde niemand schaden, sondern im Gegentheile dem Lügenden, oder seinem Nebenmenschen nützlich seyn. Die gute Kaiserinn war ja auch der Meynung, sie könnte durch eine unschuldige Lüge ihr selbsten und dem Hofherrn Paulinus aus der Gefahr helfen; und doch hat sie hernach mit Schmerzen und Bedauern

erkennen müssen, es wäre besser gewesen, wenn sie die reine Wahrheit bekennet hätte.

Handw. Vermeynen Sie dann, es wäre ihr und diesem Herrn nicht so übel gegangen, wenn sie nicht gelogen hätte?

Pfarr. Ich bin gänzlich dieser Meynung. Wenn sie etwa gesagt hätte: Ich habe, gnädiger Kaiser und herzliebster Ehegemahl, den Apfel nicht wegen Geringschätzung deines gütigen Andenkens dem Paulinus zugeschicket, sondern darum, weil er sich jederzeit tugendhaft aufgeführet; weil du selbst schon öfters seine Treue und Dienstfertigkeit gelobet; und weil er wirklich in seiner schmerzlichen Krankheit einen Trost vonnöthen hatte. Sollte ich gefehlet haben, so verzeihe mir. Es war gewiß nicht bös gemeynet. — Wenn sie dieses, oder etwas dergleichen gesagt hätte, kann ich nicht glauben, daß der Kaiser so heftig ergrimmet, und so unbarmherzig mit ihr und dem Hofherrn verfahren wäre. Aber eben die Hartnäckigkeit, mit welcher sie die Wahrheit verläugnet, hat ihn auf den Argwohn gebracht, sie müsse ein böses Gewissen haben.

Handw. Man gerathet doch bisweilen in solche Umstände, wo es scheint, das Lügen sey zur Abwendung eines eignen, oder fremden Schadens unumgänglich nothwendig.

Pfarr. Aber, wenn man sich deswegen zum Lügen entschließt, geräth man in eine neue Gefahr, sich selbsten oder einem Nebenmenschen zu schaden. Wird ein ehrlicher Mensch auf einer gut gemeynten Lüge ertappet, wie es leicht geschehen kann, so werden einige seiner Nebenmenschen unwillig und ihm ungünstig werden, weil er sie betrügen wollen: andere werden die Hochschätzung, die sie zuvor von ihm hatten, vermindern: insgemein wird man ihm hinfüro, auch da er die Wahrheit redet, nicht mehr gern glauben und trauen wollen. Also ist es der unglücklichen Eudocia ergangen. Sie ward wegen einer gewagten Lüge für unwürdig gehalten, noch ferners angehöret zu werden, da sie ihre Unschuld beweisen wollte. Es blieb sogar nicht bey ihrem eignen Schaden: auch der arme Paulinus mußte, wider all ihr Vermuthen, ihren Fehler büßen.

Handw. Das ist doch merkwürdig. Die Noth- und Dienstlügen sind mir sonst niemal so

gefährlich vorgekommen. Ich will darüber, bis ich wieder zu Ihnen komme, meine Gedanken machen.

Pfarr. Bedenket auch noch dieses. Es giebt in der menschlichen Gesellschaft Leute, welche die genaueste Aufrichtigkeit im reden beobachten, und alle Gattungen der Unwahrheiten, was Namen diese immer haben, ernstlich verabscheuen: es giebt aber auch andere, welche kein Bedenken tragen eine Unwahrheit zu sagen, wenn ihnen scheint, sie werde niemanden schädlich; ihnen selbsten aber, oder ihren guten Freunden nützlich seyn. Mit welcher aus diesen beyden Gattungen der Leute, wenn Ihr sie von einander unterscheiden könntet, möchtet Ihr lieber umgehen? Mit welcher würdet Ihr unbekümmerter und verträulicher handeln, Gewerbe treiben, Verträge machen? Ohne Zweifel mit der ersten Gattung. Ist es aber nicht billig, daß wir im gesellschaftlichen Leben uns gegen andre also betragen, wie wir wünschen und gern haben, daß sich andre gegen uns betragen?

Sechste Geschichte.

Von der Gewohnheit vorsetzlich, keck und unverschämt zu lügen. — Sie ist ein sehr böses Zeichen. Wenn man einen Menschen öfters vorsetzlich, keck und unverschämt lügen höret, darf man billig argwohnen, sein Herz sey boshaft und verderbet, und er habe entweder schon wirklich größere Missethaten, wenigstens in der Stille gewaget, oder werde bald solche zu wagen anfangen.

Handwerksmann.

Herr Bruder! ich habe unserm neulichen Gespräche vom Lügen recht ernstlich nachgedacht, und jetzt bin ich ganz und gar Ihrer Meynung, das Lügen sey sehr gefährlich, auch in solchen Umständen, wo man vermeynet, die Lüge könne niemanden schaden, und werde einem oder dem andern nützlich seyn. Es ist mir ein Exempel eingefallen: ich weis nicht, wo ichs gelesen oder gehöret habe.

Pfarr.

Ihr müsset es mir erzählen.

Handw. Ein gewisser türkischer Kaiser hatte in seinem Garten ein junges Spalierbäumlein, und an diesem Bäumlein kam ein so schöner Apfel, wie derjenige, von dem Sie neulich Meldung gethan, hervor. Er ward immerdar größer und schöner. Das hat den Kaiser so gefreuet, daß er alle Morgen und Abende dahin spazieren gegangen, um den Apfel eine zeitlang zu betrachten, und zu visitiren, ob er noch nicht reif und zeitig sey. Aber was geschieht? An einem Morgen, als er wieder hingekommen, findet er keinen Apfel mehr; der ist mit Butzen und Stiel verschwunden. — Potz Element! jetzt ist Feuer im Dache. Er wüthet und tobet, als wenn man ihm das halbe Kaiserthum geraubet hätte. Sein ganzer Verdacht fällt gleich auf die adelichen Buben, die man Edelknaben nennet, weil sonst niemand, als sie, in den Garten kommen können. Einer von diesen Schurken, gedenket er, wird diesen Morgen den Apfel, der gestern Abends noch da gewesen, heimlich gestohlen und gegessen haben. Was thut er? Er läßt alle zusammen vor sich rufen, und befiehlt ihnen mit entsetzlichen Drohungen, sie sollen auf der Stelle anzeigen, wer den Diebstahl begangen habe. Es sagen aber alle insgesammt, und ein jeder

insbe-

insbesondere, sie wissen nichts, gar nichts davon. Hierauf giebt er den Befehl, man soll einem nach dem andern den Bauch aufschneiden, und den Magen durchsuchen, um zu erfahren, welcher aus ihnen den Apfel gegessen habe. Die Türken müssen doch recht wilde und barbarische Leute seyn! der grausame Befehl ist ohne Pardon vollzogen worden. Nachdem man etlichen den Bauch aufgeschnitten, und den Magen durchsuchet, hat man endlich bey einem den Schatz gefunden; aber einen schlechten Schatz; nichts als frische Spuren des gegessenen und noch nicht ganz verdauten Apfels. Das ist ein Glück für die noch übrigen in Todesangst schwebenden Knaben gewesen. Der Tyrann hat dem Metzeln ein Ende machen lassen, und sie sind mit ganzem Bauche davon gekommen. — So weit geht das Exempel. Nun will ich Ihnen meine Gedanken darüber sagen. Dieser Apfeldieb hat sich eingebildet, wenn er den Diebstahl läugne, werde es ihm nutzen, und niemanden schaden: aber durch sein Läugnen hat er sich selbsten, und noch mehrere unschuldige Kameraden in das größte Unglück gestürzet. Vielleicht wenn er seinen Fehler fußfällig und demüthig bekennet hätte, wäre er noch von dem Kaiser pardonirt wor-

den; denn ich habe gehöret, die grausamen Leute seyen bisweilen auch großmüthig, wenn man sich vor ihnen rechtschaffen demüthige, wie einige wilde Thiere den Menschen verschonen, der ihnen aus dem Wege geht, und sich auf die Erde niederleget.

Pfarr. Gut gegeben, lieber Bruder! Eure Anmerkung gefällt mir sehr wohl; sie bekräftiget meine Meynung von der Gefährlichkeit der Noth- und Dienstlügen. So muß man nachdenken, wenn man aus den Exempeln einen wichtigen Nutzen ziehen will. — Die Geschichte, so ihr mir erzählet, ist wahrhaft. Der bemeldte türkische Kaiser hieß Mahomet der zweyte; Einige gute Eigenschaften, die man an ihm bemerket, hat er durch viele Laster und Grausamkeiten verdunkelt. Sein Lebenslauf, und sonderbar seine viele Kriege und große Eroberungen, auch des orientalischen Kaiserthums und der Hauptstadt Konstantinopel, sind von mehrern Schriftstellern durch den Druck bekannt gemacht worden. Nach ihrem Zeugnisse versichert Jselin in dem sogenannten historisch- und geographischen Lexikon, die Gartenfrucht, so der Edelknabe oder Hofpage geraubet

und

und verzehret, sey nicht ein Apfel, sondern eine Melone gewesen, und es haben vierzehn andre Edelknaben das Unglück gehabt, daß ihnen der Leib grausamer Weise aufgeschnitten worden, bevor die Reihe an den Thäter gekommen.

Vernehmet jetzt eine andre Geschichte, aus welcher ihr erkennen werdet, was von jenen Leuten zu halten sey, welche die Gewohnheit haben vorsetzlich, keck und unverschämt zu lügen. Diese Gewohnheit ist ein sehr böses Zeichen: man kann daraus fast unfehlbar schließen, das Herz solcher Leute sey boshaft und verderbt, und sie haben entweder schon wirklich größere Missethaten, wenigstens in der Stille gewaget, oder werden bald solche zu wagen anfangen. Das erwahret sich sogar bey jungen Leuten. — Eine adeliche und reiche Frau zu Paris in Frankreich hat es zu ihrem größten Leidwesen erfahren. — Sie wolte einstens noch vor dem Mittagessen in der Kutsche ausfahren, und in einem gewissen Hause einen freundschaftlichen Besuch abstatten. Ihr junges Töchterlein, so damals nicht mehr als neun Jahre alt war, sollte ebenfalls, wie gewöhnlich, mit ihr kommen. Schon hatte die Mutter zu ihrem beyderseitigen Aufputze, nicht

nur von der Kammermagd oder Hausjungfer prächtige Kleider herbey bringen lassen; sondern auch selbst aus einem Kasten, zu dem sie allein den Schlüssel hatte, ein kleines Trühlein oder Schächtelein herausgelanget, in welchem ihr kostbarer Schmuck, Fingerringe, Ohrengehänge, Hals- und Armbänder eingeschlossen waren. Aber auf einmal, weis nicht aus was Ursache, kamen ihr andre Gedanken; sie verschob ihr Vorhaben, und entschloß sich, den freundschaftlichen Besuch nicht vor dem Mittagessen, sondern erst auf den Abend abzustatten. Die Kammermagd muß dem Kutscher den Befehl bringen, die schon eingespannten Pferde wieder auszuspannen: zugleich verfügt sich die Frau in ein anders Zimmer, um noch vor dem Mittagessen einige kleine Geschäffte zu verrichten; aber im Hinweggehen läßt sie das Trühlein mit dem Schmucke auf dem Putztische stehen, entweder aus Vergessenheit; oder weil es ihr nicht der Mühe werth geschienen, dasselbe wegen einigen Stunden wieder in den Kasten einzusperren. Das war ein Fehler, der bald betrübte Folgen nach sich gezogen. — Da sie gegen Abend zu dem Putztische zurück kam, fand sie das Schmuckkästlein nicht mehr an dem Orte, wo sie es stehen lassen, und

konnte

konnte es ungeachtet alles Nachsuchens nirgends finden. Das Nachfragen war auch vergebens; ihr Töchterlein, die Kammermagd, die Köchinn, und die übrigen Dienstbothen wollten nicht das mindeste davon wissen. Wer muß es dann hinweggenommen haben? gedachte die bekümmerte Frau bey sich selbsten, es ist doch seit Vormittags niemand fremder in das Haus; vielweniger in dieses Zimmer gekommen. Es wird ihr zuerst, ja einzig und allein die Kammermagd verdächtig. Bekenne deinen Fehler, sagte sie zu derselben, der Glanz des Goldes und der Edelgesteine hat dich verblendet. Wo hast du das Trühlein hingethan? bring es augenblicklich. Ich will dir diesesmal verzeihen, und deine Ehre schonen. — O gnädige Frau! antwortet jene ganz unwillig, sie greifen meine Ehre eben durch diesen Argwohn auf das empfindlichste an. Ich bin keine Diebinn, und wollte lieber mein Brod betteln, als einen Diebstahl begehen. Bedenken sie nicht mehr, daß sie mich von dem Putztische hinweg zu dem Kutscher geschicket? Von derselben Zeit an, habe ich keinen Fuß mehr in dieses Zimmer gesetzet. Ich will ihnen

durch

durch das Zeugniß der Leute im Hause beweisen, daß ich immerdar anderswo gewesen. — So redete die Kammermagd, und weil ihr nicht erlaubt ward die Zeugen herbeyzuholen, fieng sie vor Unwillen bitterlich zu weinen an.

Dessen ungeachtet verharret ihre Frau auf dem gefaßten Argwohn. Sie befiehlt zuerst einer andern Dienstmagd, die Kammer und den Kasten der verdächtigen Person auf das genaueste durchzusuchen; nachdem sich aber nirgends die mindeste Spur eines Diebstahls gezeiget, läßt sie einen königlichen Polizeybeamten berufen, und verlangt von diesem, er solle ihre Kammermagd alsogleich in Verhaft nehmen lassen. Ich bin, sagte sie, von der Treue meiner übrigen Dienstbothen genugsam versichert; sie stehen alle schon seit geraumer Zeit in meinen Diensten. Aber diese junge Person, die ich erst vor kurzer Zeit angenommen, ist mir billig verdächtig, weil ich ihre Treue noch nicht habe prüfen können. — Der Beamte gab zur Antwort, er därfe nicht sogleich in das Verlangen der gnädigen Frau einwilligen. Es seyen noch keine genugsame Anzeigen vorhanden, ob der Diebstahl

stahl von einem Dienstbothen, und von welchem er begangen worden. Seine Amtspflicht erfordere, daß er zuerst in dem ganzen Hause nachforsche, ob sich keine deutlichere Beweise finden lassen.

Dieses mußte ihm gestattet werden. Er ließ sich alle Zimmer und Kammern, alle Kästen und Truhen aufschließen: es war kein Winkel, den er nicht genau durchforschte. Endlich kam er auch in die Kuchel oder Küche, und fand da wider alles Vermuthen, was er gesucht. Ein Haufen schmutziger zur Wasche bestimmter Küchentücher lag in einem Winkel, und unter denselben steckte das Trühlein mit dem kostbaren Schmucke verborgen. — O du unglückliche Köchinn! jetzt mußt du, anstatt der Kammermagd, dich für eine Hausdiebinn ansehen lassen! — Umsonst bemühet sie sich, den Argwohn von sich abzulehnen, und zu betheuern, sie wisse im mindesten nicht, von wem, wann und wie dieses Ding unter die Küchenwasche gebracht worden. Ungeachtet aller Einwendungen wird sie gefänglich fortgeführet. Auch die Kammermagd und die übrigen Dienstbothen mußten mitkommen, um nach der eingeführten Gerichtsordnung verhöret zu werden.

Nichts

Nichts hätte der Hausfrau unerwarteter seyn können. Sie war genöthiget, wenigstens für einige Zeit eine neue Köchinn aufzudingen. Nach und nach vergieng ihr der Zorn und Unwillen, den sie wegen der geschehenen Entwendung ihres Schmuckes gefasset hatte. Dafür empfand sie ein Mitleiden, sonderbar ein herzliches Mitleiden mit der guten Tröpfinn, die ihr schon gegen dreyßig Jahre mit aller Treue und Redlichkeit gedienet hatte. Die schlimme Zeitung, daß dieses ehrliche Mensch, nach einer zwanzigtägigen gerichtlichen Untersuchung, in nächster Gefahr stehe, zum Tode verurtheilet zu werden, erfüllte das Gemüth der Frau mit tiefer Traurigkeit, und preßte ihr öfters bittere Zähren aus den Augen.

An einem Morgen, da sie eben also mißgestöstet das leidige Schicksal ihrer alten Köchinn bedauerte, lauft die neu angenommene in das Zimmer hinein, und ruft gleich beym Eingange: Gnädige Frau! weinen sie nicht mehr! geben sie sich zufrieden! jezt ist die ganze Sache entdecket. Alle ihre Dienstbothen sind unschuldig. Nur allein ihre Fräulein Tochter ist Ursache — Was? meine Tochter?

Ja,

Ja, hören sie mich nur an. Ich komme geraden Wegs von der Fräulein zu ihnen daher. Sie hatte eine Morgensuppe begehret, und ich habe ihre diese recht gut gekochet, und mit all möglicher Höflich- und Freundlichkeit vorgesetzet. Ihr seyd eine brave Köchinn, sprach sie: ich habe euch lieb, aber die vorige ist ein böses altes Weib gewesen; ich habe sie nicht leiden können. Gedenket nur: sie hat sich einigemal unterstanden, mich bey der Mama, zu verklagen, aber ich hab ihrs brav vergolten. — Auf diese Rede der Fräulein, fragte ich mit einem gezwungenen Lächeln, wie sie es dann der alten Köchinn vergolten habe. Sie wollte nicht gleich mit der Sprache heraus. Endlich ließ sie sich bereden, und sprach weiter: Ich wills euch anvertrauen; aber ihr sollet es keinem Menschen weiter sagen. Ich habe den schönen Schmuck von der Mama heimlich hinweggenommen, und in der Küche an einem Orte verborgen, wo die Köchinn die verschmutzten Tücher hinwirft. Ich habe wohl gedacht, wenn man den Schmuck da finde, werde die Mama dieses

verhaßte Mensch wacker auszanken, oder gar davon jagen.

Was Schrecken und Schmerzen wird das mütterliche Herz bey Anhörung dieser unerwarteten Nachricht empfunden haben! — Gnädige Frau! sagte die Köchinn noch ferners, verzeihen sie mir! ich muß hingehen, und meine Anzeige bey den Richtern machen; denn es ist um die Erlösung der unschuldigen Gefangenen zu thun. Mit diesen Worten eilet sie, ohne eine Antwort zu erwarten, zur Thüre hinaus. — Eine neue Herzenswunde für die bestürzte Mutter! die Ehre ihrer Dienstbothen soll zwar gerettet werden, aber zur größten Unehre und Verschreyung ihres lieben Töchterleins.

Kaum ist der folgende Tag angebrochen, wird ihr von Seiten der Richter die Bothschaft ausgerichtet, es sey unumgänglich nothwendig, daß ihnen die junge Fräulein gestellet, und dann über einen Gegenstand von größter Wichtigkeit befraget werde. — Sie muß es geschehen lassen. — Das neunjährige Töchterlein wird befraget, und beantwortet die vorgetragenen Fragen; aber auf eine solche Art, daß die Richter

sich

sich entsetzen, und in Verlegenheit gerathen. Wer hätte bey einem so zarten Alter, welches sonst das Alter der Redlichkeit genannt wird, so viele Falschheit vermuthen können? Drey ganze Stunden lang läugnete die Fräulein alles frisch hinweg, und behauptete hartnäckig, sie wisse gar nichts von der Entwendung des Schmuckes, und habe mit der Köchinn kein Wort davon geredet. Man mußte sie wieder zu ihrer Frau Mutter; und von dannen abermal vor die Richter bringen. Es brauchte die größte Mühe; einerseits liebkosendes Schmeicheln der Mutter; andrerseits dringendes Zureden und Drohen der Richter, bis sie sich bequemet, nach und nach etwas, und endlich alles zu bekennen; auch noch darüber einige neue zum Beweise dienende Umstände anzuzeigen.

Es läßt sich leicht erachten, wie wehe es den Dienstbothen, sonderbar der alten Köchinn gethan, daß sie durch die Bosheit dieses meisterlosen Kindes in Gefahr gerathen, Ehre und Leben zu verlieren. Sie hielten sich für berechtiget, der Obrigkeit umständlich anzuzeigen, wie es schon öfters durch lügen und betrügen, ohrenblasen und aufhetzen, verschwätzen und ver-

läumden den Frieden im Hause gestöret, und zwischen den Dienstbothen und der Herrschaft Zwietracht gestiftet. Lauter gewisse Zeichen eines bösen Herzens! den Richtern kamen sie sehr mißlich und gefährlich vor. Nachdem die Köchinn und alle Dienstbothen für ganz unschuldig erkläret worden, ward zwar die junge Anstifterinn des ganzen Handels aus Gnade, ohne öffentliche Bestrafung der Mutter zurückgeschickt, aber unter der Bedingung und mit gemessenem Befehl, die Frau solle selbst ohne Zeitverlust mit ihren hochadelichen Anverwandten zu Rathe gehen, und nach dem Gutachten derselben bestimmen, wie und auf was Weise die schuldige Tochter abzustrafen, und von fernerer Begehung solcher Missethaten abzuschrecken sey.

Dieser traurige Auftrag mußte befolget werden. Die Verwandten kommen zusammen, und erkennen wohl, daß man ein scharfes Mittel zur Besserung der jungen Uebelthäterinn anwenden müsse, damit sie nicht mit der Zeit noch ein größeres Unheil anstifte, und der ganzen hochadelichen Familie einen Schandfleck anhänge. Ihr einstimmiger Rathschluß ist dieser: es solle die bösartige Fräulein, nach abgeschnitte-

nen

nen Haaren und geschorenem Kopfe, in ein Frauenkloster gesperret, allda in scharfer Zucht gehalten, und nicht mehr herausgelassen werden, es wäre dann Sache, daß man mit der Zeit eine augenscheinliche Gewißheit von der gänzlichen Besserung ihrer Sitten haben könnte. Da half kein Jammern und Seufzen, kein Bitten und Flehen mehr. Der Rathschluß ward von der Obrigkeit gutgeheißen, und ohne Verweilung vollzogen. —

Vielleicht ist diese unglückselige Tochter; vielleicht ist auch ihre Frau Mutter noch jetzt bey Leben; denn was ich Euch von denselben erzählet, hat sich erst vor kurzer Zeit, im Jahr 1777. zugetragen. Die Geschichte ward zu erst, so viel mir bewußt, durch ein französisches Zeitungsblatt, den sogenannten Eilbothen von Europa, auf den vierten April des besagten Jahrs, unter dem Artikel Paris, öffentlich kund gemacht, und ist hernach öfters im Drucke, auch in deutscher Sprache, erschienen.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Man ist mit diesem boshaften Kinde nur gar zu gnädig umgegangen. Wenn mein Bube in seinen jungen Jahren etwas solches angestellet hätte, ich glaube, in dem ersten Zornfeuer würde ich ihn krumm und lahm geschlagen haben.

Pfarrer. Nur gemach! das wäre wohl doppelt gefehlt gewesen; denn erstens, sollen die Aeltern niemal in der ersten Zornhitze ihre Kinder abstrafen, weil der Zorn, gleich einem Nebel, den Verstand verfinstert, und nicht recht erkennen läßt, wie groß die begangene Missethat sey, und was sie für eine Strafe verdiene. Beynebens zeiget die Erfahrung, daß die Kinder sich nicht gern bessern, wenn ihre Bestrafung von ergrimmten und tobenden Aeltern herkommt, gleichwie sie nicht gern eine Arzney annehmen würden, die ihnen der Arzt mit zornigem Angesicht und blitzenden Augen einschütten wollte. — Zweytens, nachdem auch die Aeltern ihre erste Zornhitze verrauchen lassen, und mit reifer Ueberlegung vermeynen, das Kind habe eine leibliche Strafe verdienet, darfen sie es doch nicht krumm

und

und lahm schlagen, oder ihm einen unheilbaren Leibsschaden verursachen. Wenn einer mit seinem Vieh auf diese Art umgienge, würdet Ihr ihn tadeln: wie viel mehr wäret Ihr zu tadeln, wenn Ihr euer Kind so behandeln wolltet, für dessen Gesundheit und gerade Glieder zu sorgen, Euch die göttlichen und menschlichen Gesetze verbinden?

Handw. Sie sagen recht. Ich habe einen Hausvater gekannt, dem man jetzt noch übel nachredet, weil er seinen jungen Sohn so oft und so hart um die Ohren geschlagen, daß dieser arme Tropf sein Gehör verlohren. — Aber noch einmal auf ihre Geschichte zu kommen, erklären Sie mir doch, woher es komme, und was die Ursache sey, daß einige Kinder von zarter Jugend an so boshaft und sonderbar so sehr zum Lügen geneigt, wie eben diese adeliche Fräulein; andere hingegen so wohl geartet; und sonderbar so redlich und aufrichtig sind.

Pfarr. Es ist sogar nicht vonnöthen, daß die Aeltern wissen, oder lang nachdenken, woher dieser Unterschied komme. Aber dieses liegt ihnen ob, daß sie sorgfältig beobachten, zu was für einer Untugend, zu was für einem Laster

ihr Kind hauptsächlich geneigt sey, und daß sie nach dieser Beobachtung ungesäumt alle mögliche Mittel anwenden, um die böse Neigung des Kindes zu dämmen, und zu verhüten, daß es sich eine solche Untugend, ein solches Laster nicht angewöhne.

Handw. Das ist eine harte Pflicht. Aber ich glaube doch, wenn alle Aeltern derselben nachkämen, würde es nicht so viele schlimme Leute in der Welt geben. — Wie hätte dann die Mutter mit diesem jungen Töchterlein verfahren sollen?

Pfarr. So bald sie vermerket, daß ihr Kind seinen frühen Witz zum Lügen und Betrügen misbrauchen wolle, hätte sie ihm oftmals recht ernstlich und eindringlich erklären sollen, was das Lügen und Betrügen für eine schändliche und schädliche Sache sey. Keinen Fehler von dieser Art hätte sie ihm ungeahndet und ungestraft übersehen; sich selbsten vor aller Unwahrheit im Reden, vor aller Verstellung hüten; keine andre als Ehrlich- und Redlichkeit liebende Dienstbothen anstellen; und das Kind von aller Gemeinschaft mit falschen und lügenhaften Leuten entfernen sollen. — Ob sie dieses

alles

alles gethan, wird in der Geschichte nicht gemeldet. Wir wollen aber nur setzen, sie habe es nicht gethan, sie habe im Widerspiele aus unmäßiger Liebe gegen das Kind, sich nicht getrauet, die ersten Fehler desselben ernstlich zu ahnden und abzustrafen; oder, was noch ärger, sie habe ein Wohlgefallen erzeiget, wenn es seinen Witz durch einen listigen Betrug zu erkennen gegeben; sie habe Dienstbothen geduldet, die sich nicht gescheuet die begangenen Fehler mit Lügen zu bemänteln, und den ausgedungenen Lohn mit Betrügereyen zu vermehren; sie habe sogar selbst die Wahrheit und Aufrichtigkeit im reden und handeln auſſer Acht gesetzet. O! auf solche Weise wäre sie unverantwortlich von Erfüllung ihrer Pflichten abgewichen, und das Gewissen hätte ihr zuletzt den bittern Vorwurf machen müssen: Du bist gröſztentheils an dem Unglücke deiner Tochter schuldig.

Siebente Geschichte.

Von der Armuth. — Die Armuth an sich selbsten ist keine Sünde, obwohl sie bisweilen aus sündhaften Thaten entspringt, und bisweilen, zu sündhaften Thaten Anlaß giebt. Arme Leute, welche ohne eigne Schuld in die Armuth gerathen, und lieber arm bleiben, als durch unerlaubte Mittel reicher werden wollen, verdienen eine besondere Hochschätzung und Hülfe von begüterten Nebenmenschen.

Pfarrer.

Die Geschichte, mit welcher ich Euch dieses-mal unterhalten will, habe ich von mehrern Schriftstellern; am weitläuftigsten aber von einem berühmten französischen Bischof zu Bellay, mit Namen Camus, aufgezeichnet gefunden, in dem zweyten Theile seines Buches von sonderheitlichen Begebenheiten, gedruckt zu Rouen, 1643. wo sie der Ordnung nach die dritte ist.

Wie es insgemein in den großen Städten viele reiche, und viele arme Einwohner giebt,

so war es auch unter der Regierung des Pabstes Sixtus des fünften zu Rom, der Hauptstadt von Welschland. In der großen Zahl der Armen befand sich eine gewisse Wittib, welcher ihr verstorbener Ehemann eine bereits erwachsene Tochter; aber dabey fast gar keine zeitliche Mittel hinterlassen hatte. Es mußten aber diese beyde Weibspersonen mit verschiedenen ihrem Geschlechte anständigen Arbeiten das tägliche Brod gewinnen, und sie ließen sich solche Arbeiten an den Werktagen ungemein angelegen seyn; die Sonn- und Feyertage aber heiligten sie mit Werken der Andacht und Gottseligkeit. — Die Mutter, welche weder schreiben noch lesen konnte, war etwas einfältig, aber von jener unschuldigen Gattung der Einfalt, welche einem Christen die Erfüllung seiner Pflichten nicht erschweret, sondern manchesmal erleichtert. — Die Tochter, die schon in ihrer ersten Jugend wohl lesen und schreiben gelernet hatte, war weit scharfsinniger, und fand ein sonderbares Vergnügen in bedachtsamer Lesung nützlicher Bücher. Sie hätte ihre, obwohl wachsame Mutter hundertmal betrügen können, wenn es sie gelüstet hätte an verdächtige Orte, in gefährliche Gesellschaften zu gehen: aber das that sie niemals.

Nur alsdann gieng sie gern aus dem Hause, wann es in Gesellschaft der Mutter seyn konnte; mußte sie aber ohne dieselbe ausgehen, eilte sie, so bald möglich, wieder heim. Darum sagte der von mir angezogene Geschichtschreiber zu ihrem Lobe, man hätte sie mit jenen jungen Hühnlein vergleichen können, welche gern bey der Mutter bleiben, und bey jeder Gefahr unter ihren Flügeln die Sicherheit suchen. —

Insgemein, da beyde allein beysammen arbeiteten, munterten sie einander mit erbaulichen Gesprächen auf. Die Alte erzählte gar oft, was sie einstens in einer Predigt gehöret. Der Prediger, sagte sie, hat von dem alten und jungen Tobias gehandelt. Ich weis noch schier alle Worte, welche der Alte zum Jungen gesprochen: Sey nur gutes Muths, mein Sohn! wir führen zwar ein armes Leben; aber wir werden reich genug seyn, wenn wir nur Gott fürchten, und die Sünden meiden, und Gutes thun. — Hernach hat es der Prediger schön ausgeleget, wie der himmlische Vater sogar den Feldblumen ihre gefärbte Kleider herschaffe, und sogar die Spatzen ihre nothwendige

Nah-

Nahrung finden lasse. Wir gelten ja mehr bey ihm, als alle Blumen und alle Vögel. Wenn wir zuerst das Reich Gottes suchen, werde er uns auch die zeitlichen Nothwendigkeiten zukommen lassen. — Hernach hat der Prediger noch viele überaus schöne Sachen von der Fürsichtigkeit Gottes gemeldet, die ich aber vergessen habe. Die Tochter hörte dergleichen ungekünstelte Erzählungen mit Vergnügen an, und sagte hingegen, was sie in ihren Büchern gelesen. Warum sollten wir nicht gutes Muths seyn, liebe Mutter! Sollten wir uns etwa betrüben, weil wir uns nur mit gemeinem Zeuge, und nicht mit Seiden und Sammet bekleiden können? Die Kleidung machet ja den Menschen nicht schlimmer, und nicht besser, als er in der Sache selbsten ist? Seine wahre Ehre besteht in der guten Aufführung: nur durch die Laster wird er vor Gott und rechtschaffenen Leuten häßlich und abscheulich. — Wir genießen nur gemeine und wohlfeile Speisen. Aber stillen sie nicht unsern Hunger? schmecken sie uns nicht wohl? schlagen sie uns nicht eben so gut oder besser an, als manchen vorneh-

vornehmen Leuten ihre köstlichen Schleckereyen? — Wir haben wenig Geld in unserm Vermögen. Aber wie manche andere, welche Gold und Silber im Ueberfluß besitzen, sind nicht so ruhig und munter als wir! Je mehr einer hat, desto mehr muß ihn der Gedanken quälen, er könnte durch ein gählinges Unglück darum kommen; die Diebe möchten ihm etwas nehmen; der Hauptdieb, der Tod werde ihm gewiß alles entreißen. In die Ewigkeit bringt niemand was anders mit sich, als seine Werke: nach diesen wird ein jeder gerichtet werden. Wenn einer, wie der reiche Prasser, in diesem Leben seine Reichthümer misbrauchet, wird er armselig werden: wenn ein andrer, wie der arme Lazarus, sich in seine Armuth tugendhaft schicket, wird er ewige Güter erlangen. — Liebe Mutter! lasset mich nur etwas weniges aus diesem Buche von der Größe und Süßigkeit der himmlischen Freuden lesen. — Da nahm sie ein Buch und las. Die Mutter hörte zu, und mußte auch bisweilen ihre Handarbeit unterbrechen, um die hervorbrechenden Zähren des Trostes abzutrocknen.

Nach

Nach Verlauf einiger Jahre ward dieses gute Weib von einer schweren und sehr gefährlichen Krankheit überfallen: ohne Klagen und Murren, ganz gelassen und unerschrocken, ergab sie sich in den Willen Gottes: die Hoffnung jener himmlischen Freuden, von denen ihr die Tochter so schöne Sachen vorgelesen, stärkte ihren Geist, und linderte die Empfindung ihrer Leibsschmerzen. Mit härterer Mühe konnte sich die Tochter in diese Widerwärtigkeit schicken, weil sie gänzlich dafür hielt, nach dem Tode ihrer Mutter würde sie in der ganzen Welt keine so gute Freundinn und Beschützerinn mehr finden können. Man kann sich einbilden, mit was Sorgfalt und Emsigkeit sie der Kranken abgewartet; die Arzneyen hergeschaffet und gereichet; Tag und Nacht alle Dienste erwiesen, die einem Kranken sein Leiden erleichtern, und seine Genesung befördern können. Genug, sie brachte es zuwegen, daß die Mutter nach etlichen Wochen sich um ein merkliches besser befunden, und nach einem Vierteljahr die vorige Gesundheit erlanget.

Aber auf diesen glücklich ausgestandenen Kummer folgte gleich ein neuer. Während der ganzen Krankheit hatte die Mutter gar niemal;

und die Tochter nur selten den gewöhnlichen Arbeiten obliegen, und etwas verdienen können. Die Arzneyen hatten baares Geld gekostet. Jetzt war die Zeit vorhanden, da sie dem Herrn des Hauses, in dem sie wohnten, den jährlichen Hauszins bezahlen sollten. Der Geschichtschreiber meldet, es seyen für die Bewohnung einer kleinen Stube, einer kleinen Kammer, und einer kleinen Küche, zwanzig Thaler als ein jährlicher Zins ausgedungen gewesen. Aber die guten Leute, die sonst andre Jahre fleißig bezahlet, haben diesesmal kaum halb so viel Geld bey Handen. Wie wollen sie ihre Schuld tilgen? Sie verkaufen von ihrem geringen Hausgeräthe alles, was sie nicht für den täglichen Gebrauch höchst nothwendig zu seyn erachten, und bringen endlich fünfzehn Thaler zusammen: diese tragen sie zum Hausherrn; klagen ihm ihre Noth; und bitten auf das inständigste, er möchte wegen den noch abgehenden fünf Thalern eine kleine Geduld tragen, mit der Versicherung, sie werden durch unermüdetes Arbeiten in einem oder höchstens zwey Monaten gewiß so viel gewinnen, und ihm ohne Verzug einliefern. Wenn der Mann ein christliches Herz gehabt hätte, würde er ohne vieles Bedenken in einen so kleinen

Verschub

Verschub der Bezahlung eingewilliget haben. Aber er war einer von jenen unchristlichen Geitzhälsen, bey welchen die Liebe des Geldes alle Liebe des Nebenmenschen ausschließt. Sie müssen ihm, sagte er voll Unwillen, innerhalb acht Tagen entweder die noch schuldige fünf Thaler erlegen, oder das Haus räumen. Er lasse ihnen die Wahl; aber eines aus beyden müsse seyn.

Was Raths für die zwey bedrängten Personen? Sie besinnen sich hin und her. Endlich fällt es ihnen ein, es wohne in der Stadt ein junger, ihnen ein wenig anverwandter, und ziemlich reicher Bürger, der sich vielleicht würde bereden lassen, ihnen auf einen oder andern Monat fünf Thaler zu leihen. Sie gehen miteinander in seine Behausung, und bringen ihm ihre Bitte mit demüthigen Worten vor. Aber wie unerwartet ist die Antwort, die sie von ihm hören müssen! Er schlägt ihnen die Bitte nicht ab, sondern erbiethet sich das verlangte Geld, und noch einmal so viel, der Tochter zu schenken; setzet aber eine unkeusche Rede und lasterhafte Bedingung hinzu, welche nur ein ehrvergessener gottloser Mensch vortragen, und keine

ehrlie-

ehrliebende gewissenhafte Jungfrau ohne Entsetzen und Abscheu anhören kann. Die gute Tochter stund erröthet und bestürzet da, und sah stillschweigend ihre Mutter an: diese aber ward auf einmal so zornig, daß sie sich kaum enthalten können, dem unverschämten Menschen eine Maulschelle zu geben. Ich habe vermeynet, sagte sie, wir gehen in ein christliches Haus: aber da wohnet ein Heyd, oder gar ein Türk. Komm geschwind meine Tochter, flieh mit mir aus diesem pestilenzischen Hause. Zugleich machet sie auf ihre Stirne das Kreuzzeichen, nimmt die Tochter bey der Hand, und eilet mit ihr zur Thüre hinaus. — Das war dem boshaften Menschen nicht recht: er rufet ihnen nach, sie sollen bleiben; was er gesagt, seye nur ein Scherz gewesen. Aber sie gaben ihm kein Gehör, und liefen desto geschwinder, je mehr er ihnen nachrufte. Den ganzen Weg bis nach Hause hörte die Alte nicht auf, ihn als einen Heyden und Türken zu schelten, endlich gar als einen Teufel, der in menschlicher Gestalt unschuldige Leute in die Hölle stürzen wolle. — Kaum waren sie zu Hause angekommen, folgte ihnen eine Magd mit fünf Thalern in der Hand, welche ihnen der bemeldte Bürger nachschickte: aber

die

die erzörnte Mutter wollte das Geld nicht einmal ansehen; hieß die Magd mit demselben hingehen, woher sie gekommen, und ihrem Herrn sagen, die zwey von ihm beschimpften Leute wollen lieber von Haus zu Haus betteln gehen, als ihm einen Häller zu verdanken haben.

Lieber von Haus zu Haus betteln gehen, das ist viel geredet! und doch hätten sie es schier gewaget. Es dünkte die Tochter, wenn nur die Mutter mit ihr gienge, ließe sich die Sache wohl thun: sie könnten einander trösten, und zur geduldigen Uebertragung aller jener Ungemächlichkeiten aufmuntern, so die Bettelnden auszustehen haben: in ihren geistlichen Büchern, von der Nachfolgung Christi, und von seinem Kreuzwege, fand sie die schönsten Lehren, wie man sich jedes Leiden zu Nutzen machen soll. Auch die Mutter zeigte sich dazu nicht ungeneigt; wollte aber doch vorher, wie sie es sonst zu machen pflegte, den Rath ihres Beichtvaters hierüber anhören. — Nachdem sie diesem den ganzen Hergang der Sache erzählet, hieß er ihr Vorhaben nicht gut; sondern gab ihr den Rath: sie solle zuvor ihre Zuflucht zu dem Kardinal Montalto, des regierenden Pabstes

Neven oder Brudersohn nehmen: da könnte ihr geholfen werden. Man nenne diesen hochwürdigen Kirchenprälaten einen Vater der Armen, und er verdiene diesen Namen. Er lasse fast alle Tage zu einer gewissen Stunde auch die ärmsten und schlechtesten Leute vor sich, und höre ihre Klagen und Beschwerden an. Zu nächst bey dem Eingange seines Palastes seye die Wohnung seines Schatzmeisters, welcher oft ganze Stunden nichts anders zu thun habe, als den Bedürftigen Geld und andere Nothwendigkeiten, nach Anweisung des Kardinals auszutheilen.

So hart es die arme Wittib ankam, vor einem so großen Herrn zu erscheinen, wollte sie doch dem gutherzigen Rath des Beichtvaters Folge leisten. — Sie kommt dann zum Eingange des Palastes; stellt sich an die Reihe der übrigen schon vorhandenen Bedürftigen, und wird auch, da die Ordnung an sie gekommen, zum Verhör gelassen. So bald sie in das Zimmer eingetreten, wirft sie sich auf die Knie nieder; erzählet dem mildreichen Kardinal mit einfältigen Worten und untermischten Thränen, in

was

was traurigen Umständen sie sich sammt ihrer Tochter befinde; bittet ab wegen ihrer Ueberlästigkeit, daran ihr Beichtvater schuld sey; und hält endlich auf das inständigste um fünf Thaler an, mit dem Beysatze, sie wolle gleich nach dem Empfang des Geldes eine Bescheinigung oder einen Empfangschein von ihrer Tochter schreiben und überbringen lassen; auch das Geld längstens nach zwey Monaten mit Dank zurückzahlen: aber einen Versatz, der fünf Thaler werth wäre, habe sie nicht in ihrem Vermögen. — Dem Kardinal gefiel dieses einfältige und redliche Wesen, und er sprach: Ihr sollet die fünf Thaler haben, gute Mutter. Seyd nicht sorgfältig wegen der Bescheinigung und Zurückzahlung. Ich will euch das Geld völlig schenken.

Völlig schenken! ruft sie voller Freuden aus, fünf Thaler auf einmal! O gnädigster Herr! ich weis nicht, wie ich euch danken soll. Gott im Himmel wolle euch dafür Glück und Segen geben!

Er gieng in sein Kabinet oder Nebenzimmer, und schrieb auf einen Zettel, man solle dieser

Wittib unverzüglich fünfzig Thaler auszahlen. Hiemit schickte er das Weib fort, sprechend: Gehet zu meinem Schatzmeister, und bringet ihm diesen Zettel. Er wird euch befriedigen. Bethet fleißig für mich, und lasset auch eure Tochter für mich bethen.

Alle Tage unsers Lebens, alle Tage unsers Lebens! antwortete sie, und küßte beym Hinweggehen fünf bis sechsmal auf einander den Saum seines Kleides.

Als sie zu dem Schatzmeister gekommen, und ihm den Zettel eingehändiget, erkannte dieser gleich die Handschrift und das Zeichen seines Herrn. Er zieht dann eine Schublade hervor, und fängt an zu zählen: fünf Thaler, zehn Thaler, fünfzehn, zwanzig und also fort, bis er auf fünfzig gekommen. Das kam dem Weibe wunderlich vor. Sie schaut in dem Zimmer herum, ob etwa jemand anderer da seye, dem der Herr dieses Geld geben wolle. Es war aber niemand da. Unterdessen hatte er die fünfzig Thaler in ein starkes Papier eingewickelt, und sprach mit Darreichung dieses Geldpäckleins: Hier, gutes Weib, habet ihr die ganze Summe, welche euch von unserm mildthätigen Kardinal ist angeschaffet worden.

Sie

Sie sah ihn starr an; schob seine Hand mit dem Geld von sich hinweg, und sagte: Herr! ihr irret euch. Wie viele Thaler sind in diesem Papier?

Es sind fünfzig. —

So irret ihr euch ja. Ich habe von dem gnädigsten Herrn nur fünf begehret, und er hat mir nicht mehr als fünf versprochen. — Das mag seyn. Aber sehet nur selbst: auf dem Zettel sind fünfzig angeschrieben. —

Ich kann nicht lesen, aber versichern kann ich euch, daß es im Zettel gewiß nicht fünfzig, sondern fünf heissen müsse. — Der Schatzmeister konnte sich des Lachens nicht enthalten. — Ey! es mag heissen, wie es will, nehmet ihr nur alles, was ich euch gebe, und traget es ohne Sorge mit euch nach Hause. Ich will die Gefahr auf mich nehmen, und bey meinem Herrn alles verantworten. —

Nein, das kann ich mit gutem Gewissen nicht thun. Es wäre eine große Sünde, wenn ich die Güte dieses goldenen Herrn auf solche Art misbrauchen wollte. —

So kommet dann. Wir wollen miteinander hingehen, und ihn selbsten fragen.

Das war ihr recht. — Sie werden nach einer kleinen Weile vorgelassen. Der Schatzmeister redete, nach der gewöhnlichen Ehrenbezeigung, den Kardinal, seinen Herrn, also an: Es hat Euer Eminenz belieben, mir durch gegenwärtiges Weib diesen Zettel einhändigen zu lassen. Aber bey der Bezahlung haben wir einen Anstand bekommen, der uns genöthiget, unterthänigst um eine Erklärung zu bitten.

Was für einen Anstand? fragte der Kardinal: traget ihr vielleicht ein Bedenken dasjenige zu bezahlen, was ich verordnet habe? —

Nein, dieses nicht: aber sie hat ein Bedenken, das angeordnete anzunehmen. Sie sagt, sie habe nur fünf Thaler begehret, und Euer Eminenz haben ihr nicht mehr als fünf versprochen: folglich dürfe sie mit gutem Gewissen nicht mehr als fünf annehmen. Als ich ihr sagte, es seyen fünfzig Thaler angeschrieben, hat sie zwar bekennet, sie könne nicht lesen; aber dabey behaup-

behauptet, es müsse im Zettel nicht fünfzig, sondern fünf heissen: woraus dann nothwendig folget, daß entweder ich nicht recht lesen, oder Euer Eminenz nicht recht schreiben können.

Dieser Bericht brachte auch den Kardinal zum Lachen. Er empfand ein neues Wohlgefallen ab der ungezwungenen Einfalt und Redlichkeit dieses Weibes, und sprach: Ich habe freylich diesen Zettel in der Eile hingeschrieben: aber er läßt sich leicht wieder verändern und verbessern. Hiemit ergreift er die Feder, und anstatt von der vorigen Zahl eine Nulle auszulöschen, setzet er noch eine hinzu, daß es also anstatt fünfzig Thaler hieße fünf hundert Thaler. Jezt steht die rechte Zahl da, sagte er zum Schatzmeister, die ihr dieser grundehrlichen Wittib auszahlen sollet. Haltet sie nicht lang auf, damit sie ihren Hauszins bald abzahlen könne.

Da beyde fortgiengen, rufte er dem Beamten in einer fremden Sprache nach, es werde wohl noch Mühe brauchen, bis er die angezeichnete fünf hundert Thaler gehörig anbringe. — Die Wittib, die von dieser Spra-

che nichts verstund, bildete sich ein, es könnte wohl eine Ahndung oder ein Verweis seyn, daß der Schatzmeister so unbehutsam fünfzig Thaler anstatt fünf habe hergeben wollen. Darum sagte sie zu ihm im Fortgehen: Da sehet ihr es, mein Herr! ich habe mir wohl eingebildet, es müsse ein Fehler geschehen seyn. Gott sey Lob, daß ich nicht so viel Geld angenommen, als ihr mir haber geben wollen. Wir hätten beyde in große Ungnade bey diesem lieben Herrn gerathen können. — Er antwortete lächelnd, er wolle seinen Fehler eben so, wie sein Herr, verbessern.

Nachdem sie in seinem Zimmer angekommen, nimmt er die vorgemeldten im Papier eingewickelten fünfzig Thaler; schüttet sie auf den Tisch hin, und fängt an, noch fünfzig, und abermal fünfzig dazu zu zählen.

Um Gotteswillen, Herr! ruft die Witib ganz verwirrt, was machet ihr dann?

Ihr werdet es bald sehen, liebes Weib, antwortet er: weil ihr zuvor nicht fünfzig Thaler haber annehmen wollen, so müsset ihr jezt, auf Befehl des Kardinals, fünf hundert haben.

Auf

Auf diese Rede gieng ihr die Geduld aus. Ich sehe wohl, sagte sie, ihr wollet mit mir nur das Gespötte treiben. Und dieses sagend, greift sie nach dem Geldhaufen; nimmt davon fünf Thaler, nicht mehr und nicht weniger, fünf Thaler in allem, und lauft damit, so geschwind als es ihr möglich, zur Thüre hinaus, und nach Hause. Sein Lebenlang war dieses dem Schatzmeister niemal geschehen, daß ihm ein Mensch davon gelaufen, dem er Geld auszahlen wollte. Er säumte nicht seinem Herrn davon Nachricht zu geben, und dieser hörte es mit wiederholtem Lachen und Wohlgefallen an. Euer Eminenz sehen wohl, sagte der Beamte, das Weib will uns beyde nicht Meister seyn lassen. Man wird ein anders Mittel anwenden müssen, damit sie ein so großes Almosen annehme. — Ihr habt recht, antwortet der Kardinal, und mir fällt eines ein. Sie hat mir bey der kläglichen Vorstellung ihrer traurigen Umstände den Namen des Beichtvaters gesagt, der ihr den Rath gegeben, zu dem Kardinal Montalto ihre Zuflucht zu nehmen. Da sehet ihr seinen Namen von mir aufgeschrieben. Gehet hin, und bringet ihm die vier-

hundert fünf und neunzig Thaler, die das Weib zurückgelassen. Erzählet ihm, was geschehen, und ersuchet ihn in meinem Namen, er möchte dieses Geld seiner Beichttochter, der Wittib, welche wegen Bezahlung ihres Hauszinses in so große Verlegenheit gerathen, als ein Almosen einliefern, und dabey ihr und ihrer Tochter die Versicherung geben, sie dürfen auch inskünftig, wenn sie in eine Noth gerathen, bey dem Kardinal Montalto Hülfe suchen.

Unterdessen hatte die ehrliche Wittib zu größter Freude ihrer Tochter fünf Thaler nach Hause gebracht, und ohne Verzug dem Hausherrn zu seiner Befriedigung überreichet. Komm, liebe Tochter, sprach sie hierauf, wir wollen in die Kirche gehen, und Gott Dank sagen, und für unsern Gutthäter bethen. — Das ist unsre Schuldigkeit, antwortete die Tochter. Sie giengen, und verrichteten diese Schuldigkeit mit Andacht und Inbrunst.

Aber was soll dieses bedeuten? Sie finden bey ihrer Zurückkunft einen ganz seltenen und unerwarteten Gast, den Beichtvater der Mutter, welcher ihr beym ersten Gruße meldet, er

habe ihr aus Befehl des Kardinals Montalto etwas wichtiges auszurichten. Sie erschrickt; denket ein wenig nach; es fällt ihr ein, der Kardinal möchte etwa von dem Schatzmeister übel berichtet worden seyn, als wenn sie die fünf Thaler, mit denen sie davon gelaufen, gestohlen hätte. — Hochwürdiger Herr Beichtvater, sagte sie, ich bitte euch um Gotteswillen! glaubet es nur nicht, wenn man euch vielleicht gesagt hat, ich habe einen Diebstahl begangen. Der gnädigste Herr hat mir fünf Thaler angeschaffet; sie haben mir gehöret: und was einem gehöret, darf er ja nehmen. — Nur Geduld, gute Frau! antwortet der Geistliche, man streitet euch die fünf Thaler nicht ab, sondern man giebt euch noch vier hundert fünf und neunzig dazu, damit es gerade fünf hundert seyen. Da will ich sie euch auf den Tisch herlegen: ihr könnet sie selbsten zählen. Der gütige Herr läßt euch beyde nebst Uebersendung dieses schönen Almosens versichern, ihr dürfet auch inskünftige, wenn ihr in eine Noth gerathen sollter, bey ihm Hülfe suchen. Die Verwirrung, in welche das Weib durch diesen neuen

Vorfall

Vorfall versetzet worden, war noch größer, als alle vorigen. Sie stund da, als wäre ihr auf einmal Gesicht und Gehör vergangen. Endlich brachen ihr die Zähren hervor, und nachdem sie eine zeitlang geweinet, bath sie den Beichtvater, er solle nur alles wieder fortnehmen. Sie wisse einmal nicht, was sie mit einem solchen Haufen Geld thun solle.

Ihr könnet damit eure Tochter versorgen, sprach er. —

Ey was! ich habe nicht den vierten Theil so viel gehabt, und bin doch versorget worden. —

Das mag seyn. Aber wenn die Fürsichtigkeit Gottes eurer Tochter ein sonderbares Glück bescheren will, müsset ihr es nicht verhindern. Der alte Tobias ist auch arm gewesen, und hat sich doch von Herzen erfreuet, als sein Sohn bey seiner Zurückkunft von Rages viel Geld und Gut sammt einer reichen Braut mit sich gebracht.

Mit diesem Beyspiele hatte es der Geistliche recht getroffen, weil die Wittib seit der Anhörung einer gewissen Predigt gar viel auf den alten

ten Tobias hielt. Sie fieng noch einmal an zu weinen, und bath ihn mit aufgehobenen Händen, wenn es dann so seyn müsse; solle er ihr doch mit gutem Rathe beystehen; denn sie habe oft gehöret, bey vielem Gelde seyen auch viele Gefahren zu sündigen. Aber mit seiner Beyhülfe wolle sie alles zum Guten, und nichts zum Bösen verwenden. Dieses Versprechen ward auch von der Tochter mit freudigem Herzen und tausend Danksprüchen wiederholet. Er mußte, mit Versicherung seiner geistlichen Hülfe, beyden den priesterlichen Segen und eine kleine Unterweisung geben: worauf er fortgeeilet, um den Schatzmeister des Kardinals zu berichten, wie es bey Vollziehung seines Auftrags, in Ueberlieferung des unerwarteten Almosens zugegangen sey.

Man hat bald gesehen, daß es diesen guten Leuten bey ihrem Versprechen rechter Ernst gewesen. Noch denselben Tag, an dessen Vorabend sie fast entschlossen waren, von Hause zu Hause betteln zu gehen, fiengen sie selbsten an Almosen zu geben, und einigen bedürftigen Nachbarn etwas von ihrem Glücke mitzutheilen. Von derselben Zeit an, war ihre Kleidung und Nahrung etwas

besser,

besser, als zuvor; aber ohne Pracht, ohne Ueberfluß, ohne Hochmuth. Ihre Emsigkeit im Arbeiten, und ihr Andachtseifer beym Gottesdienste dauerten unverändert fort. —

Eine solche Aufführung gefällt nicht nur Gott, sondern auch allen rechtschaffenen Leuten. Kaum waren einige Monate verflossen, meldete sich ein wackerer und wohlgesitteter junger Handwerker bey der Mutter, und ersuchte sie, ihre tugendhafte Tochter ihm zur Ehe zu geben. Obwohl es sie hart ankam, ein so gutes Kind von sich zu lassen, wollte sie doch nicht so unbarmherzig und ungerecht handeln, wie einige Aeltern, die ihre Kinder ohne Noth zu einem gewissen Lebensstand zwingen, und von einem andern mit Gewalt abhalten. Sie ließ der Tochter die freye Wahl; diese aber bath sich eine kleine Bedenkzeit aus. — Zur nämlichen Zeit hatte der gutthätige Kardinal Montalto, der sich öfters unter der Hand von der Aufführung der Wittib und ihrer Tochter erkundigte, auch die Nachricht von dieser vorgeschlagenen Heirath bekommen: man versicherte ihn zugleich, es könnte allem Ansehen nach, eine recht glückliche Heirath werden, weil man an diesen beyden jun-

gen

gen Leuten nicht nur eine gleiche Frömmigkeit und Arbeitsamkeit; sondern auch eine gleiche Denkungsart und einen gleich guten Humor bemerket. — Er läßt dann dem Jüngling sagen, wenn die Person, die er zu heirathen verlange, ihr Jawort gebe, solle er um das Heirathgut nicht besorget seyn: dieses werde er von dem Schatzmeister des Kardinals Montalto bekommen. Ein ganz unerwartetes und über alle maßen gnädiges Versprechen, welches auch nach kurzer Zeit erfüllet worden. So bald die Tochter ihr Jawort gegeben, ward dem Bräutigam von besagtem Beamten ein Beutel voll Goldmünzen eingehändiget, mit dieser einzigen Bedingung, daß er niemanden sagen solle, wie viel es an der Zahl seyen, und was sie nach ihrem ganzen Werthe ausmachen.

Dieses ist auch allzeit verschwiegen geblieben, sagt der von mir angezogene Schriftsteller am Ende seiner Erzählung: aber nach und nach hat man aus dem blühenden Zustande des Hauswesens bey diesem glücklichen Ehepaar, und aus einigen andern Umständen deutlich abnehmen können, es müsse bemeldte Geldsumme wenigstens so groß, oder eher noch größer gewesen

seyn, als jene, die der freygebige Kardinal vorher der armen Wittib hatte auszahlen lassen.

Was übrigens diese gute Mutter anbelangt, können wir leicht denken, sie werde in ihrem hohen Alter von der tugendreichen Tochter und dem gleichgearteten Tochtermanne nicht nur keine Verachtung, sondern im Gegentheile alle mögliche Ehre und Hülfe erfahren; folglich ihre übrige Lebenstage in lauter Trost und Zufriedenheit hingebracht haben.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Daß doch einige arme Leute so glücklich werden können, wie diese Wittib und ihre Tochter, da hingegen andere, sie mögen machen, was sie wollen, ihr Lebenlang mit der Armuth ringen müssen!

Pfarr. Wenn die zeitlichen Güter und Reichthümer ein nothwendiges Heilsmittel wären, ohne welches der Mensch das Ziel und Ende seiner Erschaffung nicht erreichen könnte, würde Gott keinen Menschen ohne dessen eigne Schuld in einer unvermeidlichen Armuth stecken lassen.

Aber

Aber der göttliche Lehrmeister, der selbst freywillig arm gewesen, hat uns versichert, das Himmelreich stehe auch den Armen offen, und sie haben weniger Gefahr, als die Reichen, hineinzukommen, weil diese manchesmal von den zeitlichen Gütern und Reichthümern verblendet, und zur Vergessenheit ihrer Pflichten, Geringschätzung der Religion, und lasterhaften Ersättigung ihrer ausschweifenden Begierden verleitet werden.

Handw. Das habe ich selbst schon bisweilen beobachtet, und darum hüte ich mich wohl, die armen Leute zu verachten, welche ohne ihre Schuld in der Armuth stecken; sich geduldig darein schicken; tugendhaft leben; und mit unermüdeter Arbeit ihre nothwendige Unterhaltung suchen, wie es eben diese zwey Personen gemacht haben. Aber diejenigen kann ich nicht leiden, welche gesund und stark sind, und doch nicht arbeiten wollen, sondern von einem Orte zum andern herumstreichen; durch ungestümmes Betteln ehrlichen Leuten, die selbsten mit sauerm Schweiße ihr Brod gewinnen, überlästig fallen; dabey ein lüderliches Leben führen; fluchen, schwören, lügen, stehlen; den erbettelten Gewinn versaufen; und noch dazu ihre Kinder zu

einem solchen Müßiggang und zu solchen Lastern angewöhnen. — O wenn ich Meister wäre! sie müßten mir alle in das Zuchthaus, und darinn entweder arbeiten, oder Hunger leiden.

Pfarr. Wenn Ihr Meister wäret! weil ihr aber nicht Meister seyd, müsset Ihr schon dergleichen Anstalten den rechtmäßigen Obrigkeiten überlassen. — Die Bettler, die Euch so sehr misfallen, sind doch, so lang man sie müssig bey uns herumlaufen läßt, des Almosens nicht ganz unwürdig. Vielleicht sind sie von Jugend auf, im Müßiggange auferzogen worden, und können sich nicht auf einmal zum Arbeiten gewöhnen: vielleicht haben sie ehemals das Arbeiten nicht vonnöthen gehabt, und sind durch ein gähling[e]s Unglück um ihre zeitlichen Güter gekommen: vielleicht, wenn sie schon gesund aussehen, haben sie verborgene Leibsgebrechen, durch welche sie zur Arbeit untauglich gemacht werden. Wenn dieses alles nicht wäre, so sind sie doch unsre Nebenmenschen, und vernünftige Geschöpfe Gottes, wie wir: sie haben so viel Recht, als wir, auf dieser Erde zu wohnen, und ihr Leben zu erhalten: der göttliche Heiland hat sie nicht ausgenommen oder ausgeschlossen,

schlossen, da er uns die Nothleidenden mit jenen Worten anbefahl: **Was ihr einem aus den mindesten gethan habet, das habet ihr mir gethan.**

Handw. Ich will mir diese Lehre gesagt seyn lassen. So wird eben auch der Herr Kardinal **Montalto** gedacht haben; indem er allen Gattungen der Armen Gutes gethan. Der brave, unvergleichliche Herr! Wenn er noch bey Leben wäre, wollte ich bis nach **Rom** laufen, nicht etwas von ihm zu begehren, sondern nur einmal einen Mann zu sehen, der den allerschönsten Namen eines Vaters der Armen verdienet. An ihm sollten sich jene großen Herren spiegeln, welche den gemeinen Leuten eher in die Armuth hinein; als aus der Armuth heraus helfen. — Warum hat doch der Pabst einen so auferbaulichen Wohlthäter der Menschen noch nicht selig und heilig gesprochen?

Pfarr. Er ist schon längstens von dem göttlichen Erlöser selbsten selig gesprochen worden, mit jenen Worten: **Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.** Er wird auch einstens vor der ganzen Welt heilig gesprochen werden, indem der

göttliche Richter zu ihm und zu allen seines Gleichen sagen wird: Kommet her, ihr Gebenedeyte meines Vaters! besitzet das Reich, so euch vom Anfange der Welt zubereitet ist; denn ich bin hungerig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben: ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben ꝛc. wie Ihr es aus dem heiligen Evangelienbuche wisset.

Achte Geschichte.

Von dem Neide. — So oft sich ein Neid bey dir einschleichen will, schließ dein Herz geschwind vor ihm zu, und gedenke, du habest von diesem schlimmen Gast gar keinen Nutzen zu hoffen; aber im Gegentheile sehr vielen Schaden zu fürchten.

Handwerksmann.

Helfen Sie mir aus einem kleinen Zweifel, Herr Bruder! Ich habe neulich das Exem-

pel von dem Kardinal Montalto meinem Nachbar und einigen anwesenden guten Freunden erzählet. Da sagte einer, er seye mir neidig, daß ich einen geistlichen Bruder habe, der mir so schöne Exempel erzähle; er möchte auch mit mir kommen und zuhören dürfen. Ich habe ihm geantwortet, sein Neid sey eine Sünde. Aber er hat mit allen übrigen behauptet, sein Neid sey keine Sünde. Was sagen Sie dazu?

Pfarrer. Ich muß Euch unrecht geben. Euer Freund hat zwar gesagt, er sey Euch neidig; aber auch hinzugesetzet, er möchte mit Euch kommen, und zuhören dürfen: so hat er dann nichts dawider gehabt, daß ihr einen solchen Zeitvertreib genießet; sondern hätte nur auch mithalten mögen: folglich ist seine Denkungsart kein wahrer Neid, sondern nur eine Gattung von Wetteifer oder Nacheiferung gewesen.

Handw. Ich verstehe den Unterschied noch nicht recht.

Pfarr. Er ist doch sehr merklich. Wenn Ihr was immer für ein Gut oder Glück euers Nebenmenschen mit großen Augen ansehet; aber doch nichts dawider habet, sondern nur wün-

schet, oder auch Mühe anwendet, ein gleiches Gut oder Glück zu erlangen, so nennet man Euer Verhalten einen Wetteifer, oder eine Nacheiferung, welche, so lang sie in den gehörigen Schranken bleibt, Euch nicht schaden, sondern vielmehr nützen kann. — Wenn Euch aber das Gut oder Glück des Nebenmenschen ein Dorn in den Augen ist; wenn Ihr darüber unruhig, verdrießlich, dem Nebenmenschen abgeneigt werdet; wenn Ihr möchtet ihn desselben beraubet sehen, oder gar mit den Gedanken umgehet, wie Ihr ihm dasselbe vermindern oder gänzlich entreißen könntet, so ist es ein Neid, eine unordentliche Leidenschaft, die Euch gar keinen Nutzen bringen, aber im Gegentheile sehr vielen Schaden verursachen kann.

Handw. Jetzt wohl. Das geht mir ein. Die Leute haben Recht gehabt, und sollen von mir einen Widerruf bekommen.

Pfarr. Ich habe unlängst von dieser Materie eine Trauergeschichte gelesen, welche in einem lateinischen Buche, Exempel von Tugenden und von Lastern, der Ordnung nach die zwey und sechzigste, aufgezeichnet steht. Der gelehrte Verfasser hat aus besondern Ursachen

seinen wahren Namen, Johann Viktor Rossi, unter einem halb lateinisch- und halb griechischen, Janus Nicius Erythräus, verborgen.

Im vorigen Jahrhundert wohnte zu Paris in Frankreich ein Herr von einem überaus vornehmen Geschlechte, dessen Namen zwar von dem Geschichtschreiber angezeiget; von mir aber aus Ehrerbiethigkeit mit Stillschweigen übergangen wird. Ich will ihn einen Grafen nennen. Er stund in großem Ansehen, und einem hohen Ehrenamte; besaß häufige Güter und Reichthümer; wollte sich aber niemal zum heirathen entschließen. Man tadelte ihn deswegen: aber er achtete es nicht. Die Obsorge über sein ganzes Hauswesen hatte er einer jungen Weibsperson, von geringem Herkommen, anvertrauet, welcher ich den Namen Lucinde gebe. Sie versah ihrer Seits diesen Dienst mit sonderbarer Geschicklichkeit; gewann dabey die Gunst und Wohlgewogenheit des Grafen, und ward durch seine Freygebigkeit in kurzer Zeit ansehnlich bereichert. Auch dieses legte man ihm übel aus: aber er kehrte sich nicht daran; ließ die Leute reden, was sie wollten; und fuhr fort zu thun, was ihm beliebte. Ob dieses sein Betragen

recht, oder unrecht gewesen sey, wollen wir nicht untersuchen.

Er hatte einen verheiratheten Bruder, der weit von Paris, in der französischen Provinz Aquitanien oder Guienne auf einem adelichen Schloße wohnte; aber mit keinen so großen Reichthümern versehen war. Diesem schrieb er einstens einen höflichen Brief, und meldete darinn, es würde ihm, weil er nach und nach alt werde, und keine Kinder habe, angenehm und tröstlich seyn, wenn ihm der Bruder einen seiner allbereits erwachsenen Söhne auf einige Jahre nach Paris schicken wollte: Es werde dem Jüngling nicht nur standesmäßige Kost und Verpflegung; sondern auch bequeme Gelegenheit und Hülfe verschaffet werden, damit er in einer Stadt, die ihres gleichen in der Welt nicht habe, eine feine und adeliche Lebensart erlernen; wie auch zu Erhaltung einer ansehnlichen Ehrenstelle am königlichen Hofe, oder bey dem Kriegsheere, tauglich werden könnte. — Ein solches Anerbiethen mußte wohl einem mit mehrern Kindern beladenen Vater große Freude verursachen: er ließ unverzüglich die gehörigen Anstalten machen, damit sein ältester Sohn, Ludwig, so bald möglich, an ein so gutes Ort zu seinem

Oheim

Oheim oder Vatersbruder abreisen könnte. Seine Freude ward noch größer, als er bald darauf berichtet worden, der Graf habe sich entschlossen, noch einen andern, ihnen verwandten, adelichen Jüngling, **Lothar**, in seine Behausung aufzunehmen, welcher dem **Ludwig** Gesellschaft leisten, und den Aufenthalt zu **Paris** angenehmer machen sollte.

Anfangs ließ sich alles wohl an. Der Graf erzeigte sich gegen beyde Jünglinge in allen Stücken so gnädig, als wäre er ihr eigner Vater: sie hingegen hielten sich, wenigstens dem äußerlichen Scheine nach, so wohl, daß er mit ihnen zufrieden seyn konnte. Aber dieses dauerte nicht gar lang. Wenn in einer Haushaltung der Neid einen Eingang findet, und das Herz eines oder des andern Einwohners bemeistert, jaget er bald alle Ruhe und Zufriedenheit davon. — Ihr denket vielleicht, der Neid werde die zwey adelichen Jünglinge gegen einander aufgebracht haben. Aber nein; er hetzte zuerst die Haushälterinn **Lucinde**, und den Neven oder Brudersohn des Grafen, den **Ludwig**, wider einander an, und erweckte in ihren Gemüthern eine wechselseitige Abneigung. Sie vermeynte, der

junge Mensch gelte gar zu viel bey ihrem Herrn; bekomme gar zu häufiges Geld unter seine Hände; und genieße gar zu große Freyheit. Ihn aber gedünkte, sie misbrauche die Gütigkeit ihres Herrn; maße sich zu viel Gewalt und Meisterschaft an; und könnte zuletzt durch ihre Schmeicheleyen und Arglistigkeiten einen beträchtlichen Theil der gräflichen Erbschaft an sich ziehen.

Wie geht es bey solchen Umständen? man hält eine zeitlang die Abneigung und den Widerwillen im Herzen verschlossen: nach und nach giebt man solche dem Nebenmenschen mit unfreundlichen, bissigen, beleidigenden Reden und Vorwürfen zu verstehen: endlich schreitet man zu seiner Verfolgung und Beschädigung. — Also gieng es in der gräflichen Behausung; die Sache kam so weit, daß so wohl Lucinde als Ludwig alles mögliche versuchet, um einander bey dem Herrn in Ungnade zu bringen, und unglücklich zu machen. Unter andern boshaften Streichen wagte die Haushälterinn einen, den der Geschichtschreiber umständlich und weitläufig anführet, auf folgende Weise. —

Es war der Graf wegen gewissen Geschäften von Paris abgereiset, und hatte sich schon

vor

vor der Abreise verlauten lassen, er werde mehrere Wochen ausbleiben. Während dieser Zeit, als eines Tages auch die beyden jungen Herren eine kleine Lustreise vorgenommen hatten, und niemand als die Haushälterinn nebst einem Bedienten zu Hause war, giebt sie diesem den Befehl, eilends einen Schlosser herzuholen; aber nicht denjenigen, der sonst gewöhnlichermaßen für die Herrschaft arbeitete, sondern einen fremden. — So bald der Schlosser angekommen, führet sie ihn, ohne den Bedienten mitgehen zu lassen, in ein besonderes Zimmer; weiset ihm ein eisernes Kästlein, in welchem ihr Geld und Schmuck eingeschlossen war, und meldet ihm zugleich, sie habe den Schlüssel zu diesem Kästlein verlohren, und verlange jezt, daß er, der Handwerker, mit Hülfe seiner mitgebrachten Werkzeuge dasselbe aufbreche; hernach aber das Schloß abnehme und ausbessere; dann auch einen neuen Schlüssel dazu verfertige. Er gab sich alle erdenkliche Mühe: aber weil das Schloß überaus stark, und nicht auf die gemeine Art, sondern nach einer neuen Erfindung künstlich eingerichtet war, konnte er zwar dasselbe verdrehen, verreiben und verderben; aber die Aufschließung

des

des Kästleins nicht zuwegen bringen. Dieß hatte das schlaue Weibsbild sich vorher eingebildet. Doch läßt sie sich nichts anmerken; bezeiget dem Schlosser, sie seye mit seiner, wiewohl fruchtlosen Bemühung zufrieden, und schicket ihn mit einem ehrlichen Trinkgelde wieder fort. Hierauf geht sie zu dem vorgemeldten Bedienten, und machet ihm auch eine Verehrung, weil er sowohl dieses als andremal ihre Befehle so getreu vollzogen: zugleich aber verpflichtet sie ihn mit Versprechen und Drohungen, das strengste Stillschweigen zu halten, und keinem Menschen zu offenbaren, daß ein Schlosser in dem Hause und in ihrem Zimmer gewesen. Er konnte sich zwar nicht einbilden, was ihr daran gelegen sey: doch versprach er zu schweigen, wie sie es haben wollte. Nach einiger Zeit kam der Graf von seiner Reise zurück. Alle seine Leute waren munter und frölich, die Lucinde allein ausgenommen. Diese stellte sich ganz traurig und bestürzet an, und gieng bisweilen auf die Seite, um ihre hervorbrechenden Thränen abzuwischen, doch so, daß es der Herr sehen konnte. Er will die Ursache wissen: sie bittet ihn aber, nicht nachzufragen, weil das Geständniß ihr Leiden vermehren würde. Er drohet ihr mit seiner Un-

gnade,

gnade, wenn sie länger schweigen wollte: sie weinet heftiger, und hält um ihren Abschied an.

Warum?

Weil ihr unmöglich falle, die Unbilden und Verfolgungen der zwey jungen Herren, sonderbar des Ludwigs, länger zu ertragen.

Was für Unbilden? Was für Verfolgungen?

Erst neulich, sagte sie, haben sie mir mein Geld und meinen Schmuck diebischer Weise entwenden wollen.

Was? fragte der Graf, kannst du dieses beweisen?

Sie bittet ihn demüthigst in ihr Zimmer zu kommen, und selbst den Augenschein einzunehmen. — Da sehen sie, wie die feindselige Jünglinge mein Geldkästlein mit Gewalt aufbrechen wollen, und wie sie das Schloß verrieben und verderbet haben. — Hier ist der Schlüssel; man kann ihn nicht einmal mehr anstecken. — Ich habe beyde auf frischer That ertappet: aber bevor ich einen Zeugen herbeyrufen können, flohen sie zur Thüre hinaus, und stellten noch denselben

selben Tag eine Lustreise an? — Wie lang ist es schon? — Es sind heute eben drey Wochen.

Die Schurken! ruft der Graf erzörnet aus: sie sollen es büßen! O nur dieses nicht! antwortet sie, die jungen Herren würden mich hernach noch weit grausamer verfolgen und beschädigen. Es ist besser, ich gehe aus dem Dienst, und suche mein Glück anderswo. —

Nein! wegen fremder Schuld sollst du mir nicht hinweggehen. Ich habe deine Dienste vonnöthen, und verspreche dir vollkommene Genugthuung und Ruhe zu verschaffen.

So ließ sich der gute Herr durch ein verläumderisches Lügenwerk von seiner Haushälterinn verblenden. Er ruft des folgenden Tages die zwey Jünglinge zu sich, und bedeutet ihnen mit trockenen Worten, wichtige Ursachen nöthigen ihn, allen beyden seine Kost und Wohnung aufzukünden. Sie sollen diesen Ursachen, die er mit Fleiß verborgen halte, gar nicht nachfragen, sondern sich ungesäumt auf die Reise rüsten, um zu ihren Aeltern zurückzukehren. — Es ist natürlich,

türlich, daß die über eine so ungnädige Ankündigung bestürzte Jünglinge auf den Argwohn gerathen, Lucinde, und niemand andrer, als Lucinde, habe Schuld daran. Weil aber der Graf keine Widerrede, vielweniger eine Verantwortung anhören wollte, giengen sie miteinander zu Rathe, was zu thun sey. Mein Oheim, sprach Ludwig, kann uns zwar seine Kost und Behausung aufkünden; aber er kann uns nicht zwingen, daß wir unverzüglich von Paris hinwegziehen. Wie wäre es, wenn wir hier blieben, und uns um eine andre Kost und Wohnung in der Stadt umsähen?

Das wäre mir recht, antwortete Lothar: aber wer wird für uns das Kostgeld bezahlen?

Wenn ich meinem Herrn Vater schreibe, wie unschuldig und ohne alle Ursache wir aus dem gräflichen Hause verstoßen worden, wird er mir gewiß erlauben, noch ein oder anderes Jahr in Paris zu bleiben.

Ich hoffe von dem meinigen eben diese Gnade. — Lasset uns zusammenpacken, und heute noch eine andre Wohnung in der Stadt beziehen. —

Es läßt sich leicht ermessen, was großes Vergnügen die lügenhafte Weibsperson empfunden, weil sie diese verhaßten Gäste durch einen listigen Streich so glücklich aus dem Hause gebracht. — Allein dergleichen lasterhafte Vergnügen sind insgemein von kurzer Dauer. Jener Bediente, welcher vor einiger Zeit, wie schon gemeldet, auf ihren Befehl einen fremden Schlosser berufen müssen, war ein gutherziger Mensch, und stund wegen seiner Ehrlichkeit bey dem Grafen in Gnaden. Das Unglück der jungen Herren gieng ihm zu Herzen, sonderbar weil sie bey ihrem Abschiede mit einem Schwur betheuret, sie seyen unschuldig, und können ihre unverdiente Verweisung keiner andern Ursache, als den boshaften Anstiftungen der Hausmeisterinn zuschreiben. Er dachte nach, und erinnerte sich, wie sorgfältig sie ihm das strengste Stillschweigen von der Begebenheit mit dem Schlosser auferleget. Ueberdas fiel ihm ein, daß er nach des Grafen Anheimkunft, an einem Abend, im Vorbeygehen bey dessen Zimmer, die Hausmeisterinn erbärmlich weinen, und wegen einem Diebstahle klagen gehöret, und daß gleich am folgenden Tag das Wetter über die beyden jungen Herren losgebrochen. Wer weis, gedachte er, ob

nicht

nicht dieses schlaue Weibsbild denselben einen bösen Streich gespielet? Vielleicht könnte ich die Unschuld retten, und dem Herrn einen wichtigen Dienst leisten, wenn ich mein Geheimniß entdeckte. Ich habe zwar versprochen still zu schweigen: aber das Versprechen war nur bedingnisweise gemeynet, wenn mich nicht die Liebe des Nächsten, und die Treue gegen meinen Herrn zum Reden nöthigte. — Er findet bald eine Gelegenheit mit dem Grafen allein zu reden, und demselben alles zu erzählen, was die Hausmeisterinn so gern verschwiegen gehabt hätte. Zugleich erbiethet er sich, den Schlosser zu einer Zeit, wo die Lucinde nicht zu Hause seyn würde, herbeyzuholen, und dem Herrn zur weitern Nachfrage vorzustellen. Dieses wird ihm gestattet. Der Handwerker erscheint, und bekennet aufrichtig, die Hausmeisterinn habe ihm ein eisernes, so und so gestaltetes Kästlein, dem gar nichts gefehlet, als der ihrem Vorgeben nach, verlohren gegangene Schlüssel, mit Gewalt aufzubrechen befohlen: aber die Arbeit sey ihm übel von statten gegangen; er habe das gar zu künstliche Schloß nur verderbet und unbrauch-

bar gemacht. Dem ungeachtet, sey er von der Hausmeisterinn, als wenn sie nichts anders verlangt hätte, mit einem schönen Trinkgeld beschenket, und mit Anbefehlung des Stillschweigens fortgeschicket worden. Dieses habe sich vor drey Wochen zugetragen.

Nach diesem Zeugniß mußte der Graf wohl merken, daß die Anklage, durch welche er von der Lucinde zur Verstoßung beyder jungen Herren bewogen worden, nichts anders als eine fein ausgesonnene Lüge und Verläumdung gewesen. Ein andrer Hausvater würde eine so boshafte Person von Stund an, aus dem Dienste fortgeschaffet haben: aber dieser konnte sich nicht entschließen, seine sonst getreue und emsige Hausmeisterinn zu entlassen; sondern begnügte sich, derselben einen scharfen Verweis zu geben, mit Androhung seiner völligen Ungnade, wenn sie noch einmal etwas solches wagen würde. Hierauf mußte der Bediente unverzüglich die zwey Jünglinge, Ludwig und Lothar aufsuchen, und ihnen vermelden, der Graf lasse sie freundlichst einladen, ihre Wohnung in der Stadt zu verlassen, und wieder zu ihm in die Kost zu kommen.

Es brauchte nicht viel Einladens. Sie eilten voller Freuden dem gräflichen Hause zu, und wurden von dem gutherzigen Herrn mit diesen Worten empfangen: Liebe Söhne! da ich euch neulich von mir entlassen, habe ich euch die Ursache nicht gesagt. Heute sollet ihr auch die Ursache nicht wissen, warum ich euch wieder aufnehme. Ich verbiethe euch derselben nachzuforschen. Führet euch nur wohl auf, und ihr werdet, wie vorher, einen gutthätigen Vater an mir haben.

Die jungen Leute gaben die schönsten Versprechen: aber sie konnten sich nicht enthalten, wider sein ausdrückliches Verboth unaufhörlich nachzuspüren, von wem, und auf was Weise er verleitet worden, sie so unbarmherzig zu verstoßen, und darauf so gütig wieder zurückzurufen. Ihr erster Argwohn ward eher gestärket, als vermindert. Sie empfiengen zwar von der Lucinde häufige Bezeigungen der Freundschaft und des Wohlwollens, und gaben ihr hingegen gleiche Versicherungen: aber es war auf beyden Seiten kein Ernst, sondern eine lautere Verstellung.

Endlich hat Ludwig das Glück, oder vielmehr das Unglück etwas zu erfahren, was er

schon längst gern gewußt hätte. Der vorgemeldte Bediente läßt sich durch desselben Liebkosungen und Versprechen bereden, so viel zu sagen, als er weis; und der Handwerker trägt kein Bedenken, um ein Stück Geld ein gleiches Bekenntniß abzulegen. Durch Erwägung und Zusammenhaltung aller Umstände kommt der junge Herr hinter das Geheimniß, und errathet was für ein Mittel von der Hausmeisterinn angewendet worden, um ihn und seinen Kostgesellen bey dem Grafen verhaßt und unglücklich zu machen. — Zorn und Rachbegierde nehmen sein ganzes Herz ein: er ist entschlossen diese Unbild mit dem Tode der abscheulichen Verläumderinn zu rächen. Drey seiner Freunde geben ihm das Wort, zur Ausführung seines mörderischen Vorhabens verhülflich zu seyn; der erste, sein Kostgesell **Lothar**; der zweyte, ein junger Offizier, oder ein adelicher Kriegsmann, bey dessen Mutter er mit **Lothar** eine zeitlang in die Kost gegangen war; der dritte, ein italienischer, in dem gräflichen Hause wohl bekannter und beliebter Fremdling, dessen Geschlechtsnamen **Gamorrini** hieß. Sie berathschlagen sich miteinander, und suchen eine bequeme Gelegenheit, die beschlossene Rache auszuüben.

Es

Es war Sommerszeit, und der Graf hatte abermal eine Reise vorgenommen. Ludwig und Lothar, welche sich bisher meisterlich verstellet, und die Lucinde mit einem falschen Scheine der Freundschaft und Gewogenheit betrogen hatten, bathen sie an einem schönen Tage, sie möchte das Mittagessen etwas frühers zubereiten lassen; Nachmittag aber mit ihnen auf das gräfliche Landgut, so nur eine Meile von der Stadt entlegen, einen Spaziergang machen.

Es werden, sagten sie, noch zwey andre gute Freunde, der junge Offizier, und der Herr Gamorrini, dahin kommen. Der Bediente mußte vorausgehen, und einige Erfrischungen sammt einem kleinen Abendessen hinaus tragen. Weil das Landhaus mit allen Bequemlichkeiten überflüssig versehen, könnten sie dort über Nacht bleiben, und den folgenden Morgen bey der angenehmen Kühle in die Stadt zurückkehren. — Die Haushälterinn entschuldigte sich mit Vermelden, sie müsse sich nach dem Mittagessen wegen dringenden Geschäfften in ein und anders Haus der Stadt verfügen: weil aber die jungen Herren mit bitten nicht nachließen,

versprach sie endlich, nach Vollendung ihrer Geschäffte, wenn es die Zeit und Umstände gestatteten, entweder zu Fuß oder in einer Miethkutsche, gegen Abend zu ihnen auf das Landgut zu kommen.

Dieses Versprechen hat sie auch gehalten; würde es aber gewiß nicht gehalten haben, wenn sie vermuthet hätte, was von ihren vermeynten Freunden, in der That aber geschwornen Feinden verabredet worden. So bald sie in dem Landhause angekommen, wurden ihr unter höflichen Freudensbezeigungen allerley Erfrischungen, besonders auch ein Geschirr voll frischer Milch vorgestellet, von welcher sie eine große Liebhaberinn war. Es ist aber, damit ich recht rede, nicht so eigentlich eine Milch, als ein mit künstlicher Bosheit zubereiteter Schlaftrunk gewesen, ein so heftig wirkender Schlaftrunk, daß die unvorsichtige Lucinde, bald nachdem sie ihn eingenommen, eine ungemeine Mattigkeit verspüret; nach und nach eingeschlafen; und endlich, des Gebrauchs ihrer Sinnen beraubet, wie todt von ihrem Sessel auf den Boden niedergesunken. —

Jetzt läßt Ludwig das wilde, schon lang in seinem Herzen verschlossene Rachfeuer in helle

Flam-

Flammen ausbrechen. Es kommt mich ein Schauder an, da ich Euch seine Grausamkeit beschreiben soll. So können auch adeliche Leute, wenn sie ohne Religion und Gottesfurcht erwachsen, durch ihre zügellose Leidenschaften in rasende Bestien verwandelt werden! — Er langt aus seiner Tasche eine starke, zur Erwürgung der eingeschläferten Verläumderinn bestimmte Schnur hervor; wickelt sie um ihren Hals; und rufet, es solle ihm Lothar oder einer der beyden Gäste helfen, die Schnur anzuziehen, um die Erdroßlung zu bewerkstelligen. — Sie hatten ihm zwar zuvor ihre Hülfe zugesagt: aber in diesem Augenblicke überfiel sie ein solches Grausen ab dieser barbarischen Mordthat, daß sie zurückwichen, und ihn ersuchten, sich von dem Bedienten helfen zu lassen. Dieser war noch mehr erschrocken, und weigerte sich alles Ernstes, bis ihm der ergrimmte Jüngling den bloßen Degen auf die Brust gesetzet, und ihn durch und durch zu stechen gedrohet, wenn er nicht augenblicklich gehorchte. Die Furcht des Todes nöthigte den armen Tropfen, daß er, wiewohl mit zitternden Händen, auf einer Seite den äußersten Theil der Schnur an sich gezogen, indem Ludwig auf der andern Seite ein gleiches gethan.

Hiemit ward die Ermordung der unglückseligen Hausmeisterinn zu Stande gebracht, zu einer Zeit und an einem Orte, wo sie gesinnet war frische Luft zu schöpfen, und sich zu ergötzen. Wie wird es ihrer abgeleibten Seele in der Ewigkeit ergangen seyn, wenn sie voll Misgunst und Neid, voll Haß und Feindschaft gegen ihre Nebenmenschen, vor dem allwissenden Richter erschienen ist!

Was den Mörder Ludwig anbelangt, zweifle ich nicht, so bald sein verhaßter Gegenstand zu leben aufgehöret, werde sein Gewissen angefangen haben aufzuwachen; ihm die bitterste Vorwürfe zu machen; und göttliche und menschliche Strafen anzudrohen. Damit er wenigstens die menschlichen Strafen minder zu fürchten hätte, war seine erste Sorge, den todten Körper und alle Spuren der Mordthat auf die Seite zu räumen. Mit Hülfe der übrigen, ward der Körper sammt allem, was die Ermordete bey sich gehabt, nur allein den Schlüssel ihres Zimmers ausgenommen, bey finsterer Nacht zu einem abgelegenen Wassergraben gebracht, und allda unter dem kleinen Wasser, so tief als möglich, in die Erde eingescharret. Alle mußten

sich

sich verschwören, überall und immerdar zu sagen und zu betheuern, die Haushälterinn Lucinde seye keinen Augenblick auf dem Landgute gewesen: ohne Zweifel werden ihre Geschäffte in der Stadt sie verhindert haben, gemäß ihres Versprechens hinauszukommen.

So bald der Tag angebrochen, kehren sie in die Stadt zurück, und verfügen sich miteinander in die gräfliche Behausung. Gleich beym Eintritte fragt **Ludwig**, warum die Haushälterinn nicht auf das Landgut gekommen. Die Hausleute antworten, es seye dieselbe gestern nach dem Mittagessen von Hause hinweggegangen, und seither habe man von ihr nichts mehr gesehen, noch gehöret. Er zeiget sich über diesen Bericht sehr unzufrieden: die ganze Dienerschaft muß sich aufmachen, um in der Stadt überall nachzufragen, und sich zu erkundigen, wo die verlohrne Person sich befinden möchte. — Unterdessen, da er mit seinen Gehülfen allein ist, bedienet er sich des mitgebrachten Schlüssels; öffnet das Zimmer der **Lucinde**, nimmt ihr Geldkästlein und ihre besten Kleider heraus; schließt das Zimmer wieder ordentlich zu; und

läßt alles, was er herausgenommen, sammt dem Zimmerschlüssel, von den zwey auswärtigen Freunden so heimlich, als es seyn kann, durch die Hinterthüre des Hauses hinaus, und an ein sicheres Ort fortbringen. — Nach und nach kamen die ausgeschickten Leute wieder zurück, mit der Nachricht, es sey ihnen, ungeachtet alles angewandten Fleißes unmöglich gewesen zu erfahren, wo die Haushälterinn hingerathen sey. Er aber, und sein Kostgesell Lothar, dem äußerlichen Scheine nach, ungemein betrübet und bekümmert, richteten alle ihre Reden also ein, daß man glauben sollte, Lucinde seye vorsetzlicher Weise aus ihrem Dienste entflohen, und heimlich anderswohin gereiset; welches auch aus dem abzunehmen, weil sie sich schon vorher, bey Gelegenheit eines Verdrußes, verlauten lassen, sie habe schon einmal ihren Abschied begehret, und wolle nicht mehr lang in dem gräflichen Hause bleiben.

Eben diese Vorstellungen machten sie auch dem Grafen, als dieser, nach seiner Anheimkunft, über die Nachricht von der unsichtbar gewordenen Haushälterinn eine unbeschreibliche Bestürzung äußerte. Es hätte ihnen fast gelungen,

lungen, ihn auf die Meynung zu bringen, Lucinde habe die Flucht ergriffen, weil er sich erinnerte, daß sie seit dem scharfen Verweis, den sie verdientermaßen von ihm bekommen, immerdar ein wenig unruhig und misvergnügt geschienen. Er ließ ihr wohl verschlossenes Zimmer aufbrechen; und als er beobachtet, daß ihr Geldkästlein und ihre besten Kleider daraus verschwunden, ward ihm ihre heimliche Flucht noch glaubwürdiger. — Aber andrerseits entstund doch in seinem Herzen eine argwöhnische Furcht, es möchte ihr sonst etwas Leids geschehen seyn; vielleicht von eben diesen zwey Jünglingen, mit welchen sie in beständiger Uneinigkeit und Eifersucht gelebet. Durch öffentlich- und heimliches Nachforschen kam er auf einige Spuren ihres traurigen Schicksals. — Endlich konnte er nicht mehr zweifeln, was ihr geschehen sey, weil ihm ein guter Freund an einem Abend die Nachricht gebracht, man habe diesen Nachmittag, ganz von ohngefähr, nicht weit von dem gräflichen Landgute, in einer morastigen Erde einen verfaulten todten Körper gefunden, und aus den Kleiderstücken abgenommen, es müsse eine nicht gemeine, sondern vornehme Weibsperson gewesen seyn.

Kaum ist dieser leidige Bothschafter abgetreten, ruft der Graf, vor Schmerzen und Unmuth seiner selbst fast nicht mächtig, den Ludwig zu sich, und fähret ihn mit zornigem Angesichte und blitzenden Augen an: Jetzt hast du die Wahl: entweder mußt du auf der Stelle deine an der Lucinde verübte Mordthat bekennen; alle Umstände anzeigen; und sonderbar deine Mitgehülfen entdecken: oder ich selbst werde dich noch diese Stunde den Richtern überliefern, anklagen, überweisen, und dann deine Verurtheilung fordern.

Ab solcher Drohung erschrack der zuvor so freche Missethäter, und bildete sich nichts anders ein, als er seye von einem seiner Mithelfer verrathen worden. Er wirft sich seinem Oheim zu Füßen; bekennet und erkläret aufrichtig, wie es mit der gräulichen Mordthat hergegangen; bezeiget große Reue; bittet wehmüthig um Verschonung. — Du verfluchter Erzböswicht! spricht der Graf, du hättest verdienet unter der Hand des Scharfrichters zu sterben. Ich verschone nicht dir; sondern deinem Vater, und unserm adelichen Geschlechte.

Mache

Mache dich bey erstem Anbruche des Tags aus dem Staube; flieh weit von deinem Vaterlande; laß dich nimmermehr in Frankreich sehen, wenn dir dein Leben lieb ist. Zur letzten, obwohl unverdienten Gnade, werde ich dich mit einem Pferde und mit einem Beutel voll Geld auf die Reise versehen lassen.

Das war der Abschied, den der ungerathene Ludwig von seinem nur gar zu nachsichtigen Oheim bekommen. Beschämung, Reue, Gewissensbisse, ruhelose Sorgen werden mit ihm zu Pferde gestiegen, und nimmer von ihm gewichen seyn. Wie es ihm weiter ergangen, wird von dem Geschichtschreiber nicht beygesetzet; wohl aber dieses, daß gleich hernach, auf Verlangen des Grafen, die Mitgehülfen des entflohenen Uebelthäters gefänglich eingezogen; und nach gehöriger Untersuchung, drey derselben, nämlich Lothar, der Offizier, und der Italiener Gamorrini, lebendig gerädert worden; der Bediente aber, weil er nur gezwungener Weise, sein eignes Leben zu retten, zur Mordthat geholfen, Verschonung erhalten habe.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Es ist erstaunlich, Herr Bruder! diese vornehmen Leute haben Geld und Gut im Ueberfluß gehabt, und hätten sich können recht wohl seyn lassen. Warum haben sie mit Fleiß ihre guten Tage verbittern, einander plagen, und um Ehre und Leben bringen wollen?

Pfarrer. Mir kommt eben so erstaunlich vor, daß manchesmal auch gemeine Leute, welche ohnehin schon wegen mühsamer Erwerbung ihres zeitlichen Unterhalts, bisweilen auch wegen den Bedrückungen von Vornehmern und Mächtigern so viel zu leiden haben, doch durch Misgunst und Neid einander noch mehr zu leiden geben. Wenn die Handwerksleute, die Bauern, die Bettler, den Kaisern, Königen und Fürsten neidig wären, könnte ich es leichter fassen. Aber gemeiniglich ist ein Handwerker nur einem andern Handwerker neidig, weil dieser bessere Kundschaft hat; der Bauer nur einem andern Bauer, weil dessen Felder mehr Frucht bringen; der Bettler nur einem andern Bettler, weil dieser ein größeres Almosen bekommt. Die Gleich-

heit des Standes sollte ihnen eine Bewegursache zur wechselseitigen Gewogenheit seyn; und doch geschieht gerade das Widerspiel.

Handw. Aber bey gemeinen Leuten zieht der Neid keine so abscheuliche Folgen nach sich, wie bey dieser gottlosen Hausmeisterinn, und bey diesen gottlosen jungen Herren.

Pfarr. Bisweilen eben so abscheuliche Folgen. Ich könnte es Euch mit einigen Trauergeschichten beweisen. Die unordentlichen Leidenschaften, zu welchen Misgunst und Neid gehöret, machen keinen Unterschied zwischen den Adelichen und Gemeinen, zwischen den Stadt- und Landleuten. Wenn einer, wer er immer sey, sich nicht bemühet, dieselben zu bändigen, wird er endlich von ihnen genöthiget, solche Schand- und Lasterthaten zu wagen, die er selbst vorher für unmöglich gehalten hätte. Ihr wisset ja, was in der heiligen Schrift von dem neidigen Kain, und von den neidigen Brüdern des ägyptischen Josephs erzählet wird?

Handw. Ja, es sind zwey erschreckliche Exempel. — Ich bekenne Ihnen, Herr Bruder! es kommt mich auch bisweilen ein heimlicher Neid an, da ich sehen muß, daß ein gewisser

wisser Nachbar gar so viel Glück hat. Das macht mich dann und wann recht unruhig; je besser es ihm geht, desto übler ist mir ums Herz. Was rathen Sie mir für ein Mittel, um mich von diesem überlästigen Ding los zu machen?

Pfarr. So oft Euch ein neidiger Gedanken kommt, verjaget ihn geschwind mit einem guten Gedanken von der ersten Regel der christlichen Liebe des Nächsten, an welche Lucinde und Ludwig vielleicht gar nicht, oder doch nicht ernstlich genug gedacht haben. Wenn mein Nebenmensch mich wegen meinem Glücke beneidet, würde ich es ungern haben: so muß ich dann auch meinen Nebenmenschen nicht beneiden, da er glücklich ist. Ich hätte gern, daß mir andre mein Wohlergehen gönneten, und sich mit mir darüber erfreueten: so muß ich dann bey Ansehung ihres Wohlergehens mich eben also verhalten. — Was große Unbild würde ich Gott, dem grundgütigen Vater aller Menschen zufügen, wenn ich mich betrüben, und bös werden wollte, weil er gegen seine Kinder, meine Mitbrüder, gut ist? Wie würde ich es bey meinem göttlichen Erlö-

ser

ser verantworten, der uns befohlen, jedem Nebenmenschen Gutes zu thun; wie würde ich von ihm Gnade und Seligkeit hoffen können, wenn ich anstatt dem Nebenmenschen Gutes zu thun, ihm das, was er Gutes hat, misgönnen, oder gar entreißen wollte?

Neunte Geschichte.

Von Verzeihung der Unbilden. — Es gereichet dem Menschen zu keiner Schande, sondern zu einer wahren Ehre, wenn er die Unbilden, so ihm vom Nebenmenschen zugefügt worden, großmüthig verzeiht, und Böses mit Gutem vergilt.

Pfarrer.

Damit Ihr meine vorhabende Erzählung recht verstehen möget, muß ich Euch kürzlich berichten, daß derjenige Theil unsrer Erdkugel, welcher Europa genannt wird, und auf welchem wir Deutschen, die Spanier, die Franzosen, die Engländer, und noch mehrere andre

Völkerschaften wohnen, durch ein erstaunlich großes Meer von einem andern festen Lande abgesondert ist, welches **Amerika** heißt. Dieses war den Europäern lange Zeit unbekannt: aber vor beyläufig drey hundert Jahren haben sie es entdecket, und nach manchen, überaus mühsamen, oft mehrere Monate dauernden Schiffahrten, in demselben große Landschaften erobert, und ihrer Bothmäßigkeit unterworfen. Besonders bemächtigten sich die Spanier eines heydnischen Königreichs, **Mexiko** genannt, und weil sie darinn reiche Gold- und Silberadern, wie auch eine große Fruchtbarkeit an Baumwolle, Seiden, Balsam, Zucker und andern kostbaren Waaren bemerket, ließen sich nach und nach viele spanische Familien daselbst wohnhaft nieder; verlegten sich auf die Handelschaft, und waren besorget, durch Absendung amerikanischer, und Einführung europäischer Waaren ihren Gewinn zu machen. Es ward auch von dem König in **Spanien** nicht nur eine weltliche Obrigkeit für das ganze Land bestimmet, sondern auch Sorge getragen, daß sich eine zahlreiche Geistlichkeit einfände, um die christkatholische Religion bey den spanischen Einwohnern zu erhalten, und unter den heydnischen auszubreiten.

In

In der überaus großen und volkreichen Hauptstadt des besagten Königreichs, welche gleichfalls Mexiko genannt wird, hat jene Geschichte ihren Anfang genommen, die ich Euch jetzt von zwey Stiefbrüdern erzählen will. — Sie hatten nach dem Tode ihrer Aeltern, miteinander angefangen, in einer gemeinschaftlichen Behausung eine sehr einträgliche Handelschaft zu führen: aber wegen ihrer ungleichen Gemüthsart konnten sie sich nicht lang miteinander vertragen. Der ältere, Vinzenzo, liebte die Gerechtigkeit und Ehrlichkeit; war aber über alle Maßen zum Zorn und zur Rache geneigt. Schon in dem Angesichte merkte man ihm etwas gallsüchtiges an, und am meisten erfuhren es diejenigen, die mit ihm öfters umzugehen hatten. Ganze Tage und Wochen konnte er eine erlittene, oft gar geringe Unbild nicht vergessen: mit den besten Freunden brach er auf einmal alle Gemeinschaft ab: kein Dienstbothe war des Abends nicht sicher, ob er nicht den folgenden Morgen werde ausbezahlet und fortgeschicket werden. Man hörte ihn in der ersten Zornhitze von nichts als von zuschlagen, erwürgen, verschießen, verstechen reden. — Der jüngere, Oporio, war ganz anders geartet. Er erzeigte jedermann in

dem äußerlichen Umgange große Freundlichkeit und Dienstwilligkeit, und hatte ein wahres Abscheuen vor allen Gewaltthätigkeiten: aber in seinem Herzen lag viel Arglist und Falschheit verborgen. Er trug kein Bedenken den Nebenmenschen mit Betrug zu hintergehen, wo er seine Absichten nicht anders erreichen konnte.

In solchen Fällen, da Leute von ganz ungleicher Gemüthsbeschaffenheit beysammen wohnen, sollten sie jene christliche Ermahnung beobachten: **Geduldet einander! trage einer die Bürde des andern!** Aber wie selten geschieht es! gemeiniglich sieht ein jeder seine Untugenden gar nicht, oder nur als etwas geringes und leidentliches an; und stellet sich hingegen die Untugenden des andern als gräuelmäßig und unerträglich vor. — Eben also machten es diese zwey Stiefbrüder; darum schien ihnen unmöglich, länger bey einander zu wohnen. Nach mehrern Zwistigkeiten sonderten sie sich von einander ab; ein jeder trieb eine besondere Handelschaft; ihre Kaltsinnigkeit und Lieblosigkeit kam so weit, daß keiner mehr den andern heimsuchen und grüßen wollen.

Als nach einigen Jahren dem Vinzenzo seine Hausfrau durch einen frühzeitigen Tod entrissen

rissen worden, entschloß er sich zur zweyten Ehe zu schreiten, und eine gewisse Kaufmannstochter aus seiner Nachbarschaft zu heirathen. Diese nahm zwar alle kostbare Geschenke an, die er ihr von Zeit zu Zeit zuschickte, um ihr Jawort zu erhalten; aber sie hatte zu einem so zornmüthigen und rachgierigen Manne gar keine Lust. Sein Bruder, Oporio, gefiel ihr besser, und erhielt auch von ihr ein heimliches Eheversprechen, weil er eben dazumal sich zum heirathen entschlossen, und um diese Person mit eben so reichen Verehrungen, wie sein älterer Bruder, sich beworben hatte.

Sie ließen sich von dem Priester zusammengeben und einsegnen, da Vinzenzo Geschäffte halber von Mexiko abgereiset, und weit entfernet war. Seiner Rachsucht auszuweichen, hatte der schlaue Hochzeiter schon ein Mittel erdacht. Er hieß seine Braut all ihr Geld und Gut zusammenpacken, und that ein gleiches mit dem seinigen; zugleich gab er vor, und ließ überall kund machen, sie wollen beyde mit ihren Habschaften auf einem Schiffe nach Europa reisen, und sich in Spanien wohnhaft niederlassen. Bald darauf verschwanden sie aus der Stadt Mexiko. —

Es läßt sich kaum beschreiben, in was entsetzliche Wuth Vinzenzo gerathen, als er nach seiner Zurückkunft vernommen, die Kaufmannstochter, mit der er sich nächstens zu verehelichen hoffte, seye von seinem Stiefbruder fortgenommen, und nach Europa abgeführet worden. Die Freunde, so ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, in seine Behausung gekommen waren, bemüheten sich den Tobenden zu besänftigen; aber umsonst. Nicht zufrieden, den Flüchtling tausendmal zu verfluchen, und in den Abgrund des Meeres versenket zu wünschen, schwöret er, und nimmt alle Gegenwärtigen zu Zeugen seines Schwurs, eines abenteuerlichen Schwurs, er wolle nimmermehr seinen Bart abscheren, noch abscheren lassen; nimmermehr die Nägel an Händen und Füßen beschneiden noch beschneiden lassen, bis er sein Haupt und Hände und Füße in dem Blute dieses ehrlosen Räubers würde gewaschen haben. — Zweifelsohne, werden einige der Anwesenden über diesen unsinnigen Schwur in der Stille gelachet; andre mit dem rasenden Menschen Mitleiden getragen; vielleicht auch einige demselben vorgestellet haben, wie ungültig und nichtswerth ein Schwur sey, durch welchen man

sich

sich zu einer sündhaften von Gott verbothenen Handlung verbinden wolle. Aber er nahm keine Vorstellungen an, sondern wünschte nur mit Ungeduld die baldige Abfahrt eines Schiffes, auf welchem er seinen Feind bis in Spanien verfolgen, und zur beschlossenen Rache aufsuchen könnte. Zu seinem größten Verdruße verbreitet sich gählings ein Gerücht, es haben die Engländer den Spaniern den Krieg angekündiget, und machen mit ihren Kriegs- und Raubschiffen das ganze Meer unsicher: folglich werde vielleicht lange Zeit kein Schiffshauptmann sich getrauen, eine Reise nach Spanien vorzunehmen. — Diese böse Zeitung bestättiget sich; der Krieg wird bis in das dritte Jahr auf das hitzigste fortgesetzet; Vinzenzo kann, diese ganze Zeit hindurch, keine sichere Gelegenheit finden, über das Meer zu schiffen. Dessen ungeachtet bleibt er hartnäckig auf seinem Entschluß: bis in das dritte Jahr will er nichts von Verzeihung, nichts von Abscherung seines Barts, und Beschneidung seiner Nägel hören. — Ihr werdet es kaum glauben. Ich habe es auch schier für unmöglich gehalten, bis ich einestheils bedachte, wie schon manchesmal auch sonst vernünftige Leute durch eine unbändige Leidenschaft

zu fast unbegreiflichen Ausschweifungen und Thorheiten verleitet werden; und bis ich andern theils diese Erzählung von drey verschiedenen Schriftstellern aufgezeichnet gefunden. — Der wilde Mann wird unterdessen gar selten aus dem Hause unter die Leute gegangen seyn: wo er sich aber sehen lassen, wird man gedacht haben, es müsse, diesem äußerlichen Zeichen nach, das Uhrwerk in seinem Kopfe übel bestellet seyn.

Nach Verfluß einer so langen Zeit, kam eines beym ersten Anbruche des Tages ein befreundter Kaufmann zu ihm, und brachte ihm eine höchstwichtige Nachricht, sein Bruder, Oporio, seye niemal nach Spanien abgefahren, sondern habe nur arglistiger Weise ein solches Vorhaben kund machen lassen, um desto sicherer in dem Königreiche Mexiko verborgen zu bleiben. Er befinde sich wirklich zu Guadalaira, einer von der Hauptstadt beyläufig zwey und zwanzig Meilen entfernten Stadt; lebe alldort mit der entführten Weibsperson, unter dem erdichteten Namen Pinedo; habe aber, wie die Rede gehe, in seiner Handelschaft schlechtes Glück, und sey erst neulich durch

den

den Untergang eines mit Kaufmannswaaren beladenen Schiffes in großen Verlust gerathen.

Mehr verlangte Vinzenzo nicht zu wissen, als daß sein Feind noch im Lande sey. Er steht auf, und macht unter grimmigen Geberden einen zweyten, gleich dem ersten tollsinnigen Schwur, er wolle keinen Bissen mehr essen, und keinen Tropfen mehr trinken, bis er den schelmischen Böswicht entdecket, und an ihm die längst beschlossene Rache ausgeübt haben würde. — Die Anstalten zur Reise sind in einer Stunde gemacht. Er setzet sich zu Pferde, und reitet den ganzen Tag und die ganze Nacht, der Stadt Guadalaira zu; läßt unterwegs in einer und andern Herberge das Pferd füttern; nimmt aber, zum Erstaunen der Wirthsleute, für sich selbsten nicht die mindeste Erquickung, und langet den andern Tag noch vor Mittagszeit in der Stadt an.

Nichts wäre ihm lieber gewesen, als wenn er den verhaßten Menschen gleich bey dem Stadtthore hätte antreffen, und ihm das kalte Eisen durch den Leib jagen können. — Er erblicket an dem Ende einer Gasse einen ziemlich großen Hau-

fen verschiedener Leute beysammen. Da, gedenket er, werde vielleicht derjenige, den er suche, zu finden, oder doch zu erfragen seyn. Diese Leute gaben auf ihn wenig Acht, auch nachdem er wirklich ganz nahe hinzugeritten; denn ihre ganze Aufmerksamkeit war auf eine Christenlehre gerichtet, welche ein Geistlicher, nach damaligem Gebrauche, auf öffentlicher Gasse vortrug, wie es noch heut zu Tage in einigen großen Städten zu geschehen pflegt.

Vinzenzo hält mit dem Pferde inn, und betrachtet mit funkelnden Augen einen Zuhörer nach dem andern; kann aber keinen finden, der seinem Stiefbruder, Oporio, gleich sähe. Zu äußerst am Ende des ganzen Haufens stund ein Mann, der das Ansehen eines recht ehrlichen Bürgers hatte. Diesen grüßet er, und bittet zugleich um eine kurze Nachricht, ob nicht ein gewisser Kaufmann, mit Namen Pinedo, sich in dieser Stadt befinde, welcher seit ein paar Jahren mit einer jungen Hausfrau allda angekommen. — Ja, antwortet der Befragte: ich kenne diesen Kaufmann. Aber habt nur eine kleine Geduld, und lasset mich diese schöne Christenlehre bis zum Ende anhören. —

ren. — Ungern ließ sich der Rachgierige aufhalten: doch in Hoffnung einer baldigen Nachricht entschloß er sich, zu warten, und sich auf seinem Pferde ruhig zu halten.

Der Christenlehrer handelte von der unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes, sonderbar in Ansehung der Sünder; auch der größten Sünder. Er bewies mit schönen Stellen der heiligen Schrift, und mit auserlesenen Exempeln, Gott verlange nicht den ewigen Tod des Sünders, sondern dessen Bekehrung und ewiges Leben. Wenn einer schon die schweresten und abscheulichsten Missethaten begangen hätte, solle er doch nicht verzweifeln, wie Kain, der Mörder seines Bruders, und Judas, der Verräther seines Heilandes; sondern seine Missethaten bereuen und Buß wirken, wie David, Magdalena und Petrus. Unser Erlöser habe sich selbsten mit einem guten Hirten verglichen, der die irrenden Schäflein aufsuche, und auf seinen Schultern in den Schafstall zurückzubringen verlange. Die englischen Geister werden eine größere Freude über einen einzigen busfertigen

Sünder

Sünder haben, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. — So bequemet euch dann, rufte er am Ende der Christenlehre aus, laufet nicht länger auf euren Irrwegen dem Untergange zu, machet heute noch den Anfang zu eurer Bekehrung! Ihr, die ihr ungerechtes Gut an euch gezogen, müsset zuvörderst den Nebenmenschen entschädigen: ohne diese Genugthuung giebt es für euch keine Verzeihung. — Ihr, die ihr euren Nebenmenschen anfeindet und verfolget, müsset ihm verzeihen, und euch mit ihm versöhnen. So lang ihr diese Bedingung nicht erfüllet, habet ihr keine Gnade zu hoffen: wenn ihr sie aber erfüllet, so steht es gut mit eurem Seelenheile: ihr habet das unfehlbare Versprechen des göttlichen Lehrmeisters. Merket es wohl. Er hat gesagt: verzeihet, und es wird euch verziehen werden.

Durch diesen Theil der Christenlehre befand sich Vinzenzo gewaltig betroffen. Er hatte alles, was darinn enthalten, schon oft gehöret: aber jetzt kam es ihm vor, als hörte ers das

erste-

erstemal. Ein schwerer Streit erhub sich in seinem Herzen, ob er seiner Rachsucht, oder diesem Zuspruch des Geistlichen folgen soll. Die versammelten Zuhörer sprachen nach geendigter Christenlehre mit lauter Stimme das Gebeth des Herrn, oder das bey uns sogenannte Vater unser. Er hielt auch mit. Bey den Worten: **Vergieb uns unsre Schulden, als auch wir vergeben unsern Schuldigern**, zitterte er, und sprach sie langsam mit einem tiefen Seufzer aus. —

Der ehrliche Bürger, der neben ihm stund, und ihm versprochen hatte, die verlangte Nachricht zu geben, merkte wohl, daß dieser seltsame Fremdling sich in großer Verwirrung befinde. Aus Mitleiden und Menschenliebe ersuchet er denselben ganz freundlich, bey dem nächsten Wirthshause abzusteigen, und ihm die Ursache seiner Ankunft, und die Beschaffenheit seines, allem Ansehen nach sehr schweren Anliegens verträulich zu entdecken. — **Vinzenzo** folget ihm; steigt bey dem nächsten Gasthofe vom Pferde; und nachdem sie miteinander in ein besonderes Zimmer eingetreten, fängt er also zu reden an: **Mein Freund! ich danke euch für euer lieb-**

reiches

reiches Anerbiethen. Ihr werdet kaum glauben, was ich euch im Vertrauen sagen will: und doch ist es die pure Wahrheit. Ich bin aus keiner andern Absicht von Mexiko hieher gereiset, als meinen Stiefbruder, der sich unter einem erdichteten Namen hier befindet, zu ermorden.

Gott wolle euch und ihn davor behüten! antwortet der Bürger nicht ohne Entsetzen.

Ach! fähret jener fort, er hat mir eine gräuliche Unbild zugefüget. Es schaudert mir, so oft ich daran denke. Schon mehr als zwey Jahre sind verflossen, seitdem ich geschworen, mir weder den Bart, noch die Nägel an Händen und Füßen abnehmen zu lassen; und gestern in der Frühe habe ich den Schwur hinzugesetzet, weder Speis noch Trank zu genießen, bis ich meine Rache würde ausgeübet haben. — Aber jetzt hat mich die Christenlehre, die ich von ohngefähr wider meinen Willen anhören müssen, in solche Verwirrung gesetzet, daß ich mir nicht mehr zu helfen weis. — Was rathet ihr mir?

Ich

Ich rathe euch, ihr sollet mir erlauben, daß ich euch den Geistlichen, der diese Christenlehre gehalten, herhole, ihr werdet sehen, daß er nicht nur ein auferbaulicher und eifriger; sondern auch ein leutseliger und freundlicher Mann ist. Er wird am besten die Wunde heilen können, die er eurem Herzen versetzet hat.

O das wäre mir lieb! sagte der Kaufmann, und sein guter Rathgeber geht fort; suchet den Geistlichen auf; erzählet diesem kürzlich, was er von dem Fremdlinge gehöret; bittet denselben, ein gutes Werk zu thun, und den erbärmlichen Menschen in dem Wirthshause zu besuchen. — Ganz gern, erwiederte der Geistliche: ihr habet schon selbst ein gutes Werk gethan. Ich will mit der Gnade Gottes fortfahren, wo ihr es gelassen. —

Als er in dem Wirthshause und in dem Zimmer des Fremdlings angekommen, grüßten beyde einander, und der Kaufmann sprach mit großer Ehrerbiethigkeit: Erlaubet mir, ehrwürdiger Herr! eine Frage zu stellen. Ist auch alles wahr, was ihr heut von der Güte und Barmherzigkeit Gottes gemeldet habet?

Ich habe nur zu wenig gesagt, war die Antwort des Geistlichen: wie groß die Güte und Barmherzigkeit Gottes sey, kann kein Mensch mit seinem Verstande begreifen; vielweniger mit Worten aussprechen. —

Möchtet ihr mir nicht die Gefälligkeit erweisen, eure Christenlehre noch einmal zu wiederholen?

Nichts lieber. Aber zuvor muß ich euch eine Bitte vortragen, die ihr mir hoffentlich nicht abschlagen werdet.

Was für eine Bitte?

Daß ihr euch euren häßlichen Bart, und eure abscheuliche Nägel abnehmen; und darauf mit mir ein kleines Mittagmahl belieben lassen möchtet.

Vinzenzo schweigt, und besinnet sich: der Geistliche aber macht hurtig die gehörigen Anstalten; läßt einen Barbierer aus der Nachbarschaft holen; schafft ein Mittagessen an; setzet nicht mehr aus, bis sein ganzer Wunsch glücklich erfüllet worden.

Bey dem Mittagessen verdoppelt er seine Freundlichkeit; locket dem Gast die Erzählung seiner

seiner ganzen Lebensgeschichte ab; und wiederholet, auf dessen Verlangen, die merkwürdigsten Stellen der vormittägigen Christenlehre. — So bald er vermerket, daß das Herz seines Zuhörers gerühret sey, rücket er mit einer neuen Bitte hervor: Werthester Freund, Herr Vinzenzo! därfte ich mich unterstehen, euch nur noch eine Bitte vorzutragen?

Noch eine Bitte? — Ich bin euch alle mögliche Gefälligkeit schuldig. — So lasset euch dann gefallen mit mir zu kommen. Wir wollen miteinander eurem Bruder Pinedo, oder eigentlich Oporio, einen Besuch, aber einen freundlichen Besuch abstatten.

Ab dieser Bitte entsetzte sich der Kaufmann weit mehr, als ab der vorigen, und saß eine zeitlang, ohne Antwort zu geben, in tiefen Gedanken da. Plötzlich steht er auf, und spricht: Ich bitte Gott um Gnade und Stärke; und euch bitte ich um Hülfe und Beystand. Führet mich in das Haus meines Bruders.

Ach! antwortet der Geistliche, in seinem Hause können wir ihn nicht antreffen.

Warum nicht? wo ist er dann?

In dem Kerker.

In dem Kerker? aus was Ursache?

Wegen mehrern Unglücken, die ihm in der Handelschaft widerfahren, und sonderbar wegen einem Schiffbruche, hat er seine Gläubiger zu gebührender Zeit nicht bezahlen können. Darum muß er nach hiesigem Landesgebrauch so lang in dem Kerker schmachten, bis die Gläubiger befriediget sind. Ich habe ihn schon einigemal in dieser elenden Wohnung besucher, und fast kleinmüthig angetroffen. Seine Hausfrau ist vor Betrübniß und Kummer in eine tödtliche Krankheit gefallen: man zweifelt an ihrem Aufkommen. Einige seiner Freunde haben für ihn eine Summe Geldes zusammengeschossen: aber sie erkle-
cket nicht; es gehen noch hundert spanische Thaler ab, und es ist ungewiß, wie lang es noch anstehen werde, bis man diese aufbringe. —

Es soll keine Stunde mehr anstehen, sagte Vinzenzo, durch diese Nachricht heftig gerühret: es soll keine Stunde mehr anstehen. Ich verschwöre es. Meine vorigen

Schwü-

Schwüre haben nichts gegolten: aber dieser soll gelten. Ihr müsset mein Zeug seyn. Bevor eine Stunde verflossen, wird mein Bruder die Freyheit haben.

Wenn es nur möglich ist!

Es ist wohl möglich. Ich habe zwar nur etliche und zwanzig Thaler bey mir: aber wenn ich dem Wirth mein Pferd verpfände, wird er mir gewiß so viel vorstrecken, als ich noch vonnöthen habe.

Dieses geschah auch ohne Anstand. Er bekam von dem Wirth für das angebothene Pfand achtzig Thaler, und legte von den seinigen noch zwanzig dazu. Hiemit eilen beyde zu der Obrigkeit. Der Kaufmann erleget allda diese hundert Thaler, und erhält vollkommene Erlaubniß in den Kerker zu gehen, und dem Gefangenen die Freyheit anzukünden.

Noch einmal entstund in seinem Herzen ein gewaltiger Sturm, da er beym Eintritte in den Kerker seinen so lang gehaßten Bruder erblicket: doch ließ er sich von seinem gefaßten Heldenschluße nicht mehr abwendig machen. Anstatt der Rachsucht kam ihn jetzt ein herzliches Mitleiden an, indem der arme, durch viele Ungemach magere

und abgezehrte Oporio, sich ganz erschrocken näherte; ihm die Hand both; mit zitternder Stimme um Verzeihung anhielt, und das demüthige Bekenntniß ablegte, er sehe seine Unglücksfälle für lauter Strafen der verletzten brüderlichen Liebe an.

Wir wollen nichts mehr von dem vergangenen reden, antwortet Vinzenzo, und reichet ihm auch die Hand: Bruder! verzeih mir, wie ich dir verzeihe, und wie wir beyde verlangen, daß uns Gott verzeihe. Deine Gläubiger sind befriediget: die Obrigkeit hat mir erlaubet, dir die Freyheit anzukünden. Mache dich auf, und sorge zuerst, daß du deiner kranken Hausfrau Trost und Hülfe verschaffest. Ich bin entschlossen, euch beyzustehen, und mein Vermögen daran zu setzen, damit euer Hauswesen wieder gut eingerichtet, und eure Handelschaft in blühenden Stand gesetzet werde.

Hier brechen die Geschichtschreiber ihre Erzählung ab, und lassen uns selbsten zu bedenken über, wie groß die Erstaunung, Freude, und Dankbarkeit bey dem so unerwarteter Weise erlösten

lösten und getrösteten Oporio werde gewesen seyn. — Die Geschichte ist von einer geistlichen, seit kurzer Zeit unterdrückten Gesellschaft, die ehemals auch in Amerika zur Ausbreitung der christlichen Religion vieles beygetragen, in den sogenannten Jahrsschriften der mexikanischen Provinz aufgezeichnet worden. Die Geschichtschreiber, welche sie aus dieser Quelle hergenommen, sind Heinrich Engelgrave in dem lateinischen Buche, das evangelische Licht; Pennequin in dem französischen, von der Liebe Gottes; und Pexenfelder im lateinischen Exempelprediger.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Das hätte ich nicht erwartet, daß ein so wilder Mann, wie dieser Kaufmann war, durch eine Christenlehre so zahm gemacht werden könnte.

Pfarrer. Ihr müsset wissen, daß diese Veränderung nicht durch die äußerliche Stimme des Christenlehrers, sondern durch die innerliche Gnade Gottes bewerkstelliget worden. Zu gleicher Zeit, da der Geistliche redete, erleuchtete

der Vater der Barmherzigkeiten den Verstand; und rührte das Herz des Zuhörers auf eine außerordentliche Weise. Dieser wirkte mit der Gnade, und konnte nach seiner Bekehrung mit Wahrheit sagen, was der Apostel Paulus nach der seinigen gesagt: **Nicht ich; sondern die Gnade Gottes mit mir. — Durch die Gnade Gottes bin ich das, was ich bin.** — Auf solche Weise ruft der grundgütige Gott bisweilen die größten Sünder bey gählingen Gelegenheiten zu sich. Wehe dem, der es machet, wie jene Zuhörer, die bey der Predigt des heiligen Stephans, **harnäckig und gehörlos dem heiligen Geiste widerstanden!** Man kann solche Gnadenzeiten mit jenen Tagen bey einem Kranken vergleichen, welche von den Leibärzten **kritische Tage** genannt werden. Bessert es sich zu einer solchen Zeit mit dem Kranken, so wird er bald vollkommen gesund werden: bessert es sich nicht, so ist sein Leben verschätzet.

Handw. Vermeynen Sie aber, der Vinzenzo werde in seinem Vorhaben standhaft geblieben seyn; er werde mit seinem Stiefbruder hinfüro keine Händel mehr angefangen, sondern in Frieden und Freundschaft fortgelebet haben?

Pfarr. Ich zweifle fast nicht daran. Wir haben hundert Beyspiele von Sündern, welche, nachdem sie einmal einen recht schweren Sieg über ihre herrschende Leidenschaft erhalten, hinfüro die entgegengesetzte Tugend standhaft ausgeübet, und manchesmal den Ruhm der Heiligkeit erworben. Der Mensch ist schon von Natur also beschaffen, daß er, wenn er etwas wichtiges angefangen, nicht mehr gern nachläßt, bis es vollkommen zu Stande gebracht ist. Bey einer heldenmüthigen Ueberwindung seiner Leidenschaft erkennet er, wie schön die Tugend, wie schändlich das Laster sey. Er wird durch die Verkostung jenes unbeschreiblichen Vergnügens, das eine jede recht tugendhafte Handlung mit sich bringt, und noch über das durch eine neue Gnade Gottes gestärket, und zur Beharrlichkeit aufgemuntert.

Handw. Noch dieses muß ich Ihnen sagen, daß mir jene gute Manier recht wohl gefallen, mit welcher der Geistliche den rachgierigen Mann nach und nach zur Besserung gebracht.

Pfarr. Ihr habt Recht, Bruder! Das ist die beste Art, einen fehlenden Nebenmenschen, über den man keine obrigkeitliche Gewalt hat,

zur Besserung seines Fehlers zu bewegen. — Hätte der Geistliche den Kaufmann mit rauhen Worten angefahren; mit demüthigenden Vorwürfen und bittern Drohungen zur Versöhnung zwingen wollen, so wäre glaublich seine Mühe verlohren gewesen. Aber er trachtete zuerst das Vertrauen und die Freundschaft dieses irrenden Menschen zu gewinnen; begehrte nicht zu viel auf einmal, brachte zu rechter Zeit die rührende Erzählung von den Unglücksfällen des Stiefbruders an. Der Erfolg, wie Ihr gehöret, ist nach Wunsch ausgefallen. Wenn Ihr einen von heftiger Leidenschaft überwältigten Nebenmenschen bessern wollet, so bildet Euch ein, er habe eine tiefe schmerzhafte Wunde, und denket, er werde sich viel lieber von einem Wundarzt heilen lassen, der die Wunde nur sanft und gelind berühret, als von einem andern, der ohne Schonung darauf drückt, oder dieselbe mit Gewalt aufreißt.

Zehente Geschichte.

Von Ablegung der Feindschaften. — Es gereichet dem Menschen zu keiner Ehre, sondern zu einer wahren Schande, wenn er seinen Nebenmenschen hartnäckig anfeindet, und sich mit demselben nimmer versöhnen will.

Pfarrer.

Ihr habet aus meiner neulichen Geschichte ersehen können, daß es dem Menschen zu einer wahren Ehre gereiche, wenn er die bösen Anmuthungen des Zorns und der Rachsucht im Zaum hält und bemeistert. Der amerikanische Kaufmann **Vinzenzo** wird deswegen noch heut zu Tage von den Schriftstellern gelobet, gerühmet, den Zornmüthigen und Rachgierigen zur Nachfolge vorgestellet. — Höret jetzt eine andre Geschichte, aus welcher Ihr erkennen werdet, daß es im Gegentheile dem Menschen zu einer wahren Schande gereiche, wenn er den unordentlichen Trieben des Zorns und der Rachsucht blindlings Folge leistet, und sich dadurch zu einer unversöhnlichen Feindschaft gegen den

Nebenmenschen verleiten läßt. — Es ist diese Geschichte von einigen sogenannten Missionarien oder Buspredigern derjenigen geistlichen Gesellschaft, von welcher ich neulich Meldung gethan, den Jahrsschriften der oberdeutschen Provinz, auf das Jahr 1751. einverleibet worden, mit der Versicherung, bemeldte Schriftsteller haben in dem Marktflecken, wo sich diese Begebenheit kurz vor ihrer Ankunft zugetragen, den ganzen Verlauf aus dem Munde des Pfarrers selbsten, und noch verschiedener Einwohner vernommen. Sie ist auch zu lesen in einem neuen Buche: Erbauliche und angenehme Erzählungen, von D. Jos. Ant. Weissenbach, Chorh. zu Zurzach ꝛc.

In dem besagten Marktflecken hatten zween der ansehnlichsten Bürger schon mehrere Jahre hindurch, eine offenbare Abneigung und Feindschaft gegen einander getragen. Man meldet nicht, welcher aus beyden den ersten Anlaß dazu gegeben. Vielleicht war es eine Kleinigkeit, indem etwa einer dem andern eine erwartete Ehrenbezeigung versaget, oder in einer Gesellschaft eine verächtliche Rede oder ein Schimpfwort wider denselben ausgestoßen: der andre wird es

übel

übel aufgenommen, und gleiches mit gleichem vergolten haben. Hiemit war, also zu reden, der Krieg beyderseits angekündet. Ein jeder hielt sich für berechtiget, seinem Gegner so viel Leids zuzufügen, als nur möglich. — Die ganze Gemeinde mußte es merken. Einige bosshafte Mitbürger hetzten die Verbitterten noch mehr aneinander: andre liebloſe führten darüber in der Stille ihr Gespött und Gelächter: die Rechtschaffenen zeigten ihr Misfallen, und äuſserten den Wunsch, die Entzweyten miteinander zu versöhnen, aber alle Bemühung schlug ihnen fehl; die Herzen der zwey feindseligen Bürger waren schon verhärtet und verstocket. Ohne Zweifel werden beyde öfters in der Pfarrkirche zu Opfer gegangen seyn, aber sich niemal jener Ermahnung des göttlichen Lehrmeisters erinneret haben: Wenn du ein Opfer zum Altare bringest, und dich erinnerest, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so gehe zuvor hin, um dich mit deinem Bruder zu versöhnen: hernach komm, und lege dein Opfer ab. Sie werden auch, wenigstens einmal im Jahre, das heilige Abendmahl empfangen; aber niemal sich selbsten geprüfet und erforschet haben, ob sie nicht wegen Mangel der

christ-

christlichen Liebe dieser himmlischen Mahlzeit unwürdig seyen, und in Gefahr stehen, das Gericht und das Urtheil der ewigen Verdammniß hineinzuschlucken.

In solchem Zustande ward einer derselben, den ich Bitterherz nennen will, von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, und in das Bett geworfen. Ich vermuthe nicht ohne Grund, eben die leidige Feindschaft, in der er so lang verharret, und die häufigen daraus entstandenen innerlichen Unruhen, und die äußerlichen verdrüßlichen Händel haben seine Krankheit verursachet, oder doch stark beförderet. Sie nahm also überhand, daß endlich die Leibärzte an seiner Genesung zu zweifeln angefangen.

Der Seelsorger ermangelte nicht den Kranken zu besuchen, und mit liebreichen und eindringlichen Worten zu erinnern, wie viel ihm daran gelegen sey, daß er für sein Seelenheil sorge; zuvörderst aber sich zu einer aufrichtigen Versöhnung mit seinem Nebenmenschen entschließe. Er wisse ja, was Christus der Herr, unser zukünftiger Richter, allen jenen, die sich nicht versöhnen wollen, gleichnißweise angedrohet: es werde ihnen nicht

besser

besser ergehen, als es einem Hausknechte ergangen, der seinem Mitknechte die Bezahlung einer kleinen Schuld grob und unbarmherzig abgefordert. Dieses Verfahren habe dem Hausvarer destomehr missfallen, weil er dem ungestümmen Forderer vorher eine weit größere Schuld nachgelassen. Hättest du dich nicht deines Mitknechts erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmet? So habe er dem bösen Menschen sein Unrecht verwiesen, und zugleich Befehl gegeben, man solle denselben mit gebundenen Händen und Füßen in einen finstern quälenden Kerker verstoßen.

Ach! sagte der Kranke, ich weis dieses alles. Aber gedenken sie nur, Herr Pfarrer, was große Schande es für mich seyn würde, wenn ich den ersten Schritt zur Versöhnung machen, und meinem Widersacher nachgeben müßte, der doch gewiß Unrecht, ganz und gar Unrecht hat.

Redet mir nicht von Schande, antwortet der Seelsorger: sogar die heydnischen Weltweisen haben erkennet, verzeihen bringe dem Menschen mehr Ehre, als Rache

suchen.

suchen. Ihr seyd ein Christ. Was könnte für euch ehrsamers und rühmlichers seyn, als dem Beyspiele Christi nachfolgen, der an dem Kreuze seinen ungerechten Verfolgern und Peinigern nicht nur verziehen, sondern auch Verzeihung von dem himmlischen Vater ausgebethen hat? — Nach einigem Bedenken bequemt sich endlich der Bürger, und verspricht, seinen Gegner, in Gegenwart des Pfarrers und einiger Freunde, um Vergebung zu bitten. — Man schicket eilends zu diesem, dem ich den Namen Gallvoll gebe, und läßt ihn freundlich ersuchen, nur auf eine kleine Zeit in das Haus und Zimmer des Kranken zu kommen. Er kommt auch nach einer Weile; nähert sich mit trozigem Angesichte dem Krankenbette; und fraget, was man von ihm verlange. — Ich will meinem Seelsorger folgen, antwortet der Kranke, dessen Leibeskräften mehr und mehr abnahmen, ich will mich mit dir versöhnen. Verzeihe mir alles Vergangene, und werde mir wieder gut Freund. Dieses sagend: biethet er dem Gallvoll die Hand. — Aber wer hätte es vermuthet? der boshafte Mann weigerte sich die Seinige zu reichen, und spricht halb zornig

und

und halb lachend: So? ist es nur das? Ey Bitterherz! wie hat dich die Todesfurcht so zahm gemacht! bey mir thut es nicht so Noth. Ich will deine schuldige Abbitte annehmen; aber deine angebothene Freundschaft brauche ich nicht. — Hierauf kehret er dem Kranken den Rücken; wirft auf den Seelsorger und auf die übrigen Anwesenden einen verächtlichen Blick; machet sich zum Zimmer hinaus; und schlägt die Thüre auf eine unsanfte Art hinter sich zu.

Das war so viel als ein tödtlicher Stich in das Herz des Kranken. Die Umstehenden nahmen, leider! aus seinen Gesichtszügen und Geberden nur gar zu deutlich ab, daß ihm diese Beschimpfung weher thue, und unerträglicher vorkomme, als die ganze Reihe der vorigen Unbilden, die ihm vom Gallvoll angethan worden. Mit schwacher Stimme bemühet er sich dem forteilenden Beleidiger einen Fluch nachzuwerfen. Da ihn der Geistliche besänftigen will, giebt er keine Antwort mehr; — fällt in eine Gattung von Gichtern; wird wieder ein wenig ruhig; — greift bald darauf in die letzten Züge, und stirbt.

Wer will die Bestürzung des guten Seelsorgers; die Entsetzung aller Anwesenden beschreiben? Sie sahen einander wehmüthig an, und seufzeten über ein so trauriges Lebensende. Aber es blieb nicht bey dem allein. Sie geriethen auch in einen heftigen Zorn wider den Unmenschen, der die Haupturſache dieses Unglücks gewesen. — Helfet mir, sagte einer: wir müssen dem Verstorbenen, und uns selbsten Genugthuung verschaffen. Der unversöhnliche Beleidiger, der Böswicht, soll seine Freveltat büßen, nur recht empfindlich büßen. — Die andern versprachen ihre Hülfe, und wollten sich berathschlagen, ob sie den Gallvoll an seinen Habschaften, oder an seiner eignen Person angreifen sollen. — Aber der Seelsorger zeigte ein großes Misfallen ab diesen Reden, und stellte ihnen nachdrücklich vor, es seye keinem erlaubet, sich selbsten, nach eigenem Gutdünken, wegen erlittenem Unrechte oder Schaden Genugthuung zu verschaffen; wenn es erlaubet wäre, würden die größten Unordnungen und Unheile in der menschlichen Gesellschaft entstehen. Aber man därfe sich bey der rechtmäßigen Obrigkeit beklagen, und begehren, daß sie das

Unrecht

Unrecht bestrafen, und den Schaden ersezen lasse. — Vielleicht, sezte er noch hinzu: vielleicht wäre es diesesmal sehr nüzlich, wenn ihr eure Klagen wider den unchristlichen Gallvoll bey der Obrigkeit anbrächtet. Seine Bestrafung würde dem Aergerniße einigermaßen abhelfen, und andre Pfarrkinder von so abscheulichen Feindseligkeiten abschrecken. — Diesen Rath ließen sie sich gefallen, und giengen geraden Wegs der Behausung ihrer Obrigkeit zu.

Unterdessen trug der unverschämte Gallvoll nicht nur kein Bedenken, öffentlich zu erzählen, wie er sich bey der Abbitte seines sterbenden Feindes verhalten; sondern er rühmte sich auch, als hätte er eine herzhafte und tapfere That gewaget. Allein er fand niemanden, der sein Verfahren billigen wollte. Seine besten Freunde wurden darüber unwillig: alle ehrlichen Leute ärgerten sich: es entstund ein lautes Murren: man sagte überall, die Obrigkeit sollte eine so gottlose Unversöhnlichkeit nicht ungestraft hingehen lassen.

Wegen diesem allgemeinen Lärmen, und noch mehr wegen der förmlichen Anklage, mit

welcher die Freunde des verstorbenen Bitterherz bey Gericht eingekommen waren, fand sich die Obrigkeit bemüssiget einen Spruch zu thun. Er war folgenden Inhalts: Der Bürger Gallvoll soll zur Strafe seiner ärgerlichen Unversöhnlichkeit, zur Ersetzung der Unbild, die er dem Sterbenden zugefüget; zur Warnung für alle seines gleichen rachgierige Unchristen, sich gutwillig bequemen, oder mit Gewalt angehalten werden, den Leichnam seines verstorbenen Mitbürgers aus dessen Behausung bis zum Grabe auf seinen eignen Schultern tragen zu helfen.

Auf seinen eignen Schultern! das kommt dem wilden Manne abscheulich, und fast unmöglich vor. Er begehret, man solle es in eine Geldbuße verändern; er erbiethet sich, anstatt seiner einen andern Träger zu bestellen, und reichlich zu belohnen. Aber umsonst. Die Obrigkeit bestättiget ihren Ausspruch, und die ganze Gemeinde bezeiget darüber ein großes Wohlgefallen. — Als Gallvoll vermerket, daß er daran müsse, er möge wollen, oder nicht wollen, fieng er heuchlerischer Weise an, eine andre Sprache zu führen, und läßt sich verlauten, er

wolle

wolle gern dem lächerlichen Urtheile Folge leisten, und dem gemeinen Pöbel einen Spaß machen. Es sey ein Glück für ihn, daß er seinen Feind, von dem er auf der Erde verfolget worden, unter die Erde in das Grab hinein befördern könne.

Die bestimmte Zeit zur Beerdigung des entseelten Leichnams war wirklich angekommen. Man konnte dem Spötter, ungeachtet seiner Verstellung, wohl anmerken, daß es ihn entsetzlich hart ankomme, mit andern drey Trägern Hand anzulegen, und die Todtenbahre auf die Schulter zu nehmen. — Selten hatten sich die Pfarrkinder in so großer Menge bey einem Leichenbegängniße eingefunden, wie diesesmal. Manche waren da, nicht so fast dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, als zur Beschämung des gezwungenen Trägers mitzuhelfen. Man deutete mit Fingern auf ihn: einige sagten so laut, daß er es hören konnte: Es geschieht ihm Recht. Er hätte eine noch größere Strafe verdienet. Möchte ihn doch die aufgelegte Bürde recht empfindlich drücken!

Man kam mit der Todtenbahre von der Behausung des Verstorbenen durch eine Gasse bis

nahe an den Freithof: da mußte man über etliche ziemlich schmale und stark abgenutzte Staffeln hinaufsteigen. Dem Gallvoll schlüpfet oder weichet im Hinaufsteigen ein Fuß: er fällt zu Boden. — Die Leute, die es sehen, fangen an zu lachen; lachen aber nicht lang. — Zu gleicher Zeit läßt einer der übrigen drey Träger, entweder aus Schrecken, oder weil ihm ebenfalls der Fuß geschlüpfet, die Todtenbahre von seiner Schulter abweichen. Sie fällt mit einem Ecke auf den schon zu Boden liegenden Mann, und versetzt ihm einen so gewaltigen Stoß, eine so heftige Quetschung, daß er vor Schmerzen einen lauten Schrey thut. — Man versammelt sich von allen Seiten um ihn her, und findet ihn ohnmächtig und halb todt. Er wird in das nächste Haus auf ein Bett getragen. Der bekümmerte Seelsorger läßt mit dem Leichenbegängniße innhalten, und geht fort, um zu sehen, ob sich etwa der verunglückte Mann in naher Todesgefahr befinde, und geistliche Hülfe vonnöthen habe. — Es steht aber nicht lang an, so kommt er mit blassem Angesicht und nassen Augen, traurig und bestürzt, wieder zurück. Das ganze Volk richtet seine Augen auf ihn, als wollte es fragen, was geschehen sey. Er verkün-

verkündet mit kläglicher, von Seufzern unterbrochener Stimme die erschreckliche Zeitung, der unglückselige Gallvoll seye verschieden — ohne ein christliches Zeichen zu geben, verschieden.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Mit diesem hätte ich nicht fahren mögen. Wenn das Evangelium wahr ist, hat er von Gott keine Verzeihung erhalten, weil er seinem Nebenmenschen nicht verzeihen wollen. — Ich möchte wissen, ob ihn der Pfarrer im geweihtem Erdreiche begraben lassen.

Pfarrer. Die Geschichtschreiber melden nichts davon. Aber so bald Ihr denket, der Mann seye in seiner Feindschaft ohne Reue und Busfertigkeit gestorben, und deswegen von Gott verworfen worden, müsset Ihr auch gedenken, es würde ihm nichts genutzet haben, wenn man ihn nicht nur im geweihten Erdreiche begraben; sondern auch sein Grab mit dem prächtigsten Marmorstein gezieret, und in den Stein die schönste Lobschrift eingehauen hätte.

Handw. Das ist wahr. Sie haben es einmal in der Predigt gesagt, die Hauptsache bestehe in dem, daß man gut lebe, und gut sterbe; und nicht, daß man gut begraben werde. — Nun kommt mir ein andrer Zweifel in den Sinn. Hat der arme Bürger, den Sie Bitterherz genannt haben, selig werden, und in den Himmel kommen können, obschon sein Feind, der Gallvoll, ihm sogar auf dem Todbette nicht verziehen, und absolute nicht verzeihen wollen?

Pfarr. Dieses allein hätte ihm nicht schaden können. Wenn Ihr euren Nebenmenschen beleidiget habet; hernach aber Euch nach Möglichkeit befleißet, denselben zu besänftigen, und ihm Genugthuung zu leisten, so seyd Ihr im Gewissen sicher, und habet gute Hoffnung zum Himmel, gesetzt auch, der Beleidigte wollte keine Genugthuung annehmen, und sich nimmer besänftigen lassen. — Aber der arme Bitterherz hat übel gefehlet, daß er nach seiner rechtschaffenen Abbitte, sich auf das neue wegen der Unversöhnlichkeit seines Widersachers ereiferet, und wider denselben einen abermaligen Unwillen gefasset; ja sogar einen Fluch ausstoßen wollen.

Handw. So ist er dann auch ewig zu Grunde gegangen?

Pfarr. Wir können hierüber nicht urtheilen. Vielleicht war sein Fehler vor Gott nicht ganz unverantwortlich, weil die tödtliche Krankheit seine Urtheilungskraft, seine Bedachtsamkeit, seine Willensfreyheit sehr geschwächet und gehemmet hatte. Vielleicht hat er noch in den letzten Augenblicken den Fehler gebührender Maßen bereuet. — Aber dieses sind lauter ungewisse Vielleicht. — In einer so wichtigen Sache erfordert die christliche Klugheit, daß wir das Sichere spielen, und nicht bis in das Todbett warten, sondern frühzeitig, bey guter Gesundheit uns mit unsern Feinden versöhnen; oder, was noch weit besser, das ganze Lebenlang keiner vorsetzlichen Feindschaft in unserm Herzen Platz geben.

Eilfte Geschichte.

Von dem Betragen der Hausväter und Hausmütter gegen ihre Dienstbothen; und der Dienstbothen gegen ihre Hausväter und Hausmütter. — Die Hausväter und Hausmütter sollen mit ihren Dienstbothen nicht gar zu rauh und unbarmherzig verfahren: wenn sie es aber doch thun, sollen die Dienstbothen derselben rauhes und unbarmherziges Verfahren mit Geduld und Nachgiebigkeit übertragen.

Pfarrer.

Der schon einmal von mir angezogene Schriftsteller, Peter Camus, Bischoff zu Bellay, erzählet in dem zweyten Buche von sonderbaren Begebenheiten eine, der Ordnung nach die fünfte, welche verdienet, sowohl von den Hausvätern und Hausmüttern: als auch von den Dienstbothen wohl bedenket zu werden.

Avignon ist eine große und schöne, in Frankreich befindliche, aber zur römischen Herrschaft gehörige Stadt, und wird sammt der

umlie-

umliegenden Gegend, unter dem Namen einer Grafschaft, von einem päbstlichen Legaten oder Gesandten regieret. Eine hochadeliche, allda wohnhafte Frau, welche der Geschichtschreiber, mit Verschweigung ihres wahren Geschlechtsnamens, **Delphine** nennet, hatte sich entschlossen, wegen einem sehr wichtigen Rechtshandel bis nach **Rom**, und zwar in Begleitung einiger Bedienten und Mägde, zu reisen. — Der Anfang dieser Reise war ganz glücklich, bis sie auf einem Schiffe in dem Seehaven oder Meerporte von **Genua**, der berühmten und prächtigen Hauptstadt einer italienischen Republik oder eines Freystaats angeländet. Aber da ereignete sich ein sehr unangenehmer Zufall. Die Eigenthümer des besagten Schiffes waren nicht gesinnet weiter zu fahren; sondern nur die mitgebrachten Waaren zu **Genua** auszuladen; hernach andre einzunehmen, und wieder nach Frankreich zurückzukehren. Darum mußte die adeliche Frau, um ihre Reise auf dem sogenannten mittelländischen Meere fortzusetzen, sich um ein anders Schiff umsehen lassen. Man fand zwar eines, welches zum baldigen Auslaufen zubereitet wurde: aber die Arbeit gieng so langsam von statten, und die Schiffleute verschoben

die Abfahrt unter allerhand Vorwand dergestalt, daß die Frau gezwungen worden, mit ihren Leuten mehrere Tage in einem Wirthshause zu verweilen. Sie hätte sich geduldig darein schicken, und wie man zu reden pflegt, aus der Noth eine Tugend machen sollen. Aber sie war von Natur überaus zornmüthig, und hatte schon die böse Gewohnheit angenommen, so oft etwas nicht nach ihrem Kopfe gieng, dem Verdruße und Unwillen freyen Lauf zu lassen. Ihre Bedienten und Mägde, welche es schon oft erfahren, erfuhren es auch diesesmal, obwohl sie keine Schuld an der Verzögerung der Schiffahrt hatten. Die ganze Zeit ihres Aufenthaltes in dem Wirthshause hörten sie von ihrer Gebiethe-rinn fast immerwährendes Murren und Klagen; sie konnten ihr nichts recht thun; wegen jeder Kleinigkeit, oft ohne Ursache, mußten sie Vorwürfe und Verweise, Schimpf- und Schmachreden einnehmen.

Zum öftesten kam die Reihe an eine junge Dienstmagd, mit Namen Martha, welche sehr wohl erzogen, und wahrlich tugendhaft, keinen größern Fehler hatte, als eine gar zu große Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit. Sie konnte

nicht

nicht schweigen, wenn ihr die Frau einen unverdienten oder übertriebenen Vorwurf machte, und wollte allzeit das letzte Wort haben: woraus dann erfolget, daß ihre Gebietherinn bisweilen in der Zornhitze einen Stecken ergriffen, um die freche Widersprecherinn mit Zuschlagen zum Stillschweigen zu zwingen. — Eines Tages entstund zwischen beyden ein dergleichen heftiger Wortstreit. Die Frau Delphine, ganz aus der Fassung gebracht, ergriff den Stecken, und fieng an, auf die unbändige Dienstmagd zuzuschlagen. Diese, ebenfalls hitzig, wollte ein so rauhes Verfahren nicht mehr gedulden, und both allen ihren Kräften auf, um die Bemühung der Ergrimmten zu vereiteln, die Streiche abzuhalten, und ihr den Stecken aus den Händen zu reißen. — Während solchem Zweykampfe ereignete sich das Unglück, daß die Frau eine kleine Wunde in dem Angesicht zu nächst am Auge bekommen. — Der Geschichtschreiber sagt, er erzähle alles dieses umständlich, wie es ihm erzählet worden, als er auf einer Rückreise von Rom in eben demselben Wirthshause eingekehret; nicht als wenn die Begebenheit an sich selbsten wichtig wäre, sondern wegen den wichtigen Folgen, welche bald hernach daraus entstanden. —

den. — Es schmerzte die Frau über alle Maßen daß sie von einer schlechten armen Magd so gräulich entehret und mißhandelt worden. Die Wunde war zwar klein; aber die Verwundete befand sich doch genöthiget, ein kleines Pflaster darauf zu legen, und leider! mit verstaltetem Angesichte vor den Leuten zu erscheinen. Dazu kam noch die quälende Sorge, es möchte nach geheilter Wunde noch ein Merkmaal, eine kleine Mase zurückbleiben. Dieses alles zusammen genommen war mehr als erklecklich, um ein so zornmüthiges Weibsbild auf einen rachgierigen Entschluß zu bringen. Sie kündet, unter einem ganzen Hagel von Schmachreden, der Martha, den Dienst auf, mit Befehl, sich unverzüglich fortzupacken, und nimmermehr vor ihren Augen zu erscheinen. Die Abbitte der armen Tröpfinn, und die Fürbitte der übrigen Dienerschaft half nichts. Sogar an dem Tage, da die Frau in das nunmehr zugerüstete Schiff stieg, blieb sie noch so erbittert, daß sie mit der verstoßenen Dienstmagd kein Wort mehr reden; und ihr gar nichts von ihrem verdienten Lohne; ja nicht einmal eine kleine Wegzehrung für ihre Rückreise nach Frankreich reichen wollen. Das muß man wohl ein unbarmherziges und unchristliches

Verfah-

Verfahren nennen! — Jetzt fängt Martha an, mit eignem Schaden zu erkennen, wie viel den Dienstbothen daran gelegen sey, daß sie sich niemal durch übermäßige Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit verleiten lassen, mit ihren Hausvätern und Hausmüttern unehrerbiethig und widerspänstig umzugehen. Sie sieht ihre unversöhnliche Frau mit der übrigen Dienerschaft fortreisen, und muß in einem fremden Lande, ohne alle Bekanntschaft zurück bleiben. In dem Wirthshause will man sie nicht länger beherbergen, weil sie kein Geld zum Bezahlen hat. Aus eben dieser Ursache kann sie nicht in ihr weit entferntes Vaterland zurückkehren. Des Bettelns schämet sie sich. Zum Dienen tauget sie nicht, weil sie die italienische Sprache, die Landessprache nicht versteht. Zwey adelichen jungen Herren, die ihr etwas Geld und eine Wohnung in einem einsamen Gartenhause außer der Stadt anbiethen, trauet sie nicht. In dem reichen Krankenspitale hat sie keine Hoffnung aufgenommen zu werden; weil sie nicht krank ist. — Wo soll sie sich hinwenden? — Zum Glücke hatte sie einmal in dem Wirthshause gehöret, der Spitalmeister seye ein überaus barmherziger Herr, und nehme sich nicht nur um die Kranken; son-

dern

dern auch um andre hülflosen Leute mitleidig an. Zu diesem nimmt sie ihre Zuflucht, und bittet ihn in französischer Sprache, die er gar wohl verstund, auf das inständigste, er möchte sich ihrer in so betrübten Umständen erbarmen, und seines gütigen Beystandes würdigen. Die Bitte ward nach ihrem Wunsche erhöret. Der mitleidige Herr durfte sie nicht in das Spital aufnehmen; aber es fiel ihm ein anders Hülfsmittel ein. Er ließ eine gewisse in der Stadt wohnende Wittwe, welche auch ein wenig französisch reden konnte, zu sich berufen, und versprach ihr ein ehrliches Kostgeld, wenn sie diese junge Weibsperson zu sich in das Haus nehmen, und so lang verpflegen würde, bis man eine Gelegenheit fände, dieselbe ohne gar zu große Kösten nach ihrer Heimath in Frankreich zu liefern. — Diese Versorgung gereichte der bedrängten Martha zu großem Troste; gern begnügte sie sich mit einer geringen Kost, und diente ihrer Kostgeberinn mit ungewöhnlicher Geduld und Nachgiebigkeit. Aber eines machte sie bald wieder misgetröstet. Sie mußte leider merken, oder doch argwohnen, daß man in diesem Hause, wo sie ganz sicher zu seyn glaubte, ihrer Unschuld und Ehrlichkeit gefährliche Fallstricke legen wolle.

Die

Die Wittwe, ohne Zweifel durch Geld gewonnen, lobte öfters und rühmte jene zwey jungen Herren, deren Hülfe und Geld, wie schon gemeldet, die ehrliebende Martha, beym Anfange ihres Unglücks ausgeschlagen hatte. — Es sind vornehme, reiche und freygebige Herren, sagte einstens das Weib beym Abendessen: sie haben mir versprochen, morgen in unser Haus zu kommen, und uns beyden einen freundlichen Besuch abzustatten. Wann sie kommen mußt du dich auch recht freundlich erzeigen, und ohne Bedenken Geld und andere Geschenke von ihnen annehmen.

Das wird nicht geschehen, antwortet die Dienstmagd, mit einer diesesmal lobwürdigen Lebhaftigkeit: das wird nicht geschehen. Ich verlange keine solche Besuche, und kein solches Geld.

Aber ich will es haben, sprach die Wittwe: und wenn du mir nicht folgest, so jage ich dich zum Hause hinaus. —

Machet euch keine Mühe mit dem Fortjagen. Ich will euer Haus ungezwungen verlassen, und mein Lebenlang nimmer darein kommen.

So

So erklärte sich Martha, und hielt auch ihr Wort. Ihre wenigen Kleider waren bald eingepacket: mit diesen macht sie sich des folgenden Morgens davon. Wohin? zu ihrem milden Gutthäter, dem Spitalmeister. — Es kam sie zwar auf dem Wege eine gählinge Furcht an, er möchte es übel nehmen, daß sie so schnell, ohne sein Vorwissen, das angewiesene Kosthaus verlassen: aber sie verjagte diese Furcht, indem sie bey sich selbsten dachte: Warum sollte er es übel nehmen? Ich habe ja eine wichtige Ursache gehabt, ohne Verweilung davon zu fliehen. Wenn ich ihm diese Ursache entdecke, wird er mir Recht geben, und die Güte haben, mir eine andre Versorgung zu verschaffen. — In diesen Gedanken kommt sie bis zum Spitalthore. Da stunden beym Eingange zwey fremde, schon ziemlich betagte geistliche Herren. Als sie sich ihnen genähert, höret sie, daß dieselbe miteinander französisch reden. Es waren zwey Domherren aus dem französischen Herzogthume Burgund. Der Geschichtschreiber bezeuget, er habe beyde persönlich gekannt, und könnte von ihrem auferbaulichen Lebenswandel viel merkwürdiges erzählen. Sie hatten aus Andacht eine Wallfahrt nach

Rom und Loretto verrichtet: jetzt reiseten sie wieder nach Hause. Das berühmte Krankenspital zu Genua besuchten sie im Durchreisen, um dessen vortreffliche Einrichtung zu beobachten, und einem oder andern der bedürftigsten Kranken ein Almosen zu reichen. — Martha wußte dieses alles nicht; sondern nahm nur aus der Kleidung dieser Herren ab, daß es Geistliche von höherm Range; und aus ihrer Sprache, daß es gebohrne Franzosen seyen. Sie fasset das Herz, den ältern und ansehnlichern ehrerbiethig anzureden; erzählet ihm mit kläglichen Worten, in was betrübten Umständen sie sich wirklich befinde; und bittet ihn weinend nur um die Gnade, einen Fürspruch bey dem Spitalmeister für sie einzulegen.

Ja freylich, arme Tochter! war seine Antwort: ich will euch diese Gefälligkeit gern erweisen. Aber vielleicht ist es nicht mehr nöthig. Wenn ihr wollet, könnet ihr gleich Nachmittag mit uns zu Schiffe gehen, und von hier nach Frankreich abreisen. Ich verspreche euch bey meiner priesterlichen Würde, für eure Verpflegung und für eure Ehre zu sorgen, bis ihr werdet zu Hause angekommen seyn.

Was grösern Trost hätte man der Betrübten geben können? Neue Thränen, aber Freudenthränen schoßen ihr in die Augen. Mit tausendfältigem Danke nahm sie das gnädige Anerbiethen an. Die Herren giengen mit ihr zum Spitalmeister, und ihr Vorhaben ward von diesem allerdings gutgeheißen. — Die gute **Martha** konnte den Augenblick der Abreise fast nicht erwarten. Gottlob! rufte sie freudig beym Einsteigen in das Schiff: Gottlob! jezt hat mein Leiden ein Ende.

Aber es hatte noch kein Ende. Die böse Wittwe war ihrer entlaufenen Kostgängerinn **Martha** seit Morgens in der Frühe, immerdar von weitem nachgeschlichen, und hatte mit Augen gesehen, wie dieselbe mit den zwey Geistlichen in das Schiff eingestiegen. In höchster Eile brachte sie diese unerwartete Nachricht den jungen Herren, welche gesinnet gewesen, eben an diesem Tage in ihr Haus zu kommen. Es verdroß die muthwilligen Jünglinge über alle Maßen, daß ihr Absehen auf solche Art vereitelt worden. Sie laufen zur Obrigkeit, und machen mit unverschämter Keckheit die falsche Anzeige, es seye eine ausländische, ihrem

Schuze

Schutze anbefohlene Weibsperson von zwey fremden Pfaffen mit Gewalt geraubet; und ohne Zweifel aus bösen Absichten auf einem erst abgegangenen Schiffe entführet worden: deswegen bitten sie um Erlaubniß und Vollmacht, mit einem kleinern Eilschiffe das größere einzuholen, und die verführte Person herauszunehmen und zurückzubringen. — Die Obrigkeit willigte in ihr Begehren; aber nicht anders, als mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch die zwey angeklagten Geistlichen mitbrächten, damit diese der geistlichen Obrigkeit überliefert, und nach Maße ihres Verschuldens abgestraft werden könnten. — Diese Bedingung war den jungen Herren gar nicht lieb: doch mußten sie um nicht verdächtig zu werden, darein willigen, und die Verordnung der Obrigkeit genau befolgen.

So wird dann Martha, sammt beyden Domherren, mit einem Eilschiffe eingeholet, und auf den Abend in höchster Bestürzung wieder an das Land gesetzet, von dem sie vor etlichen Stunden mit größtem Vergnügen abgereiset war. — Die Geistlichen lassen sich ohne Widerrede in eine von der Obrigkeit angewiesene Wohnung füh-

ren. Aber die Dienstmagd widersetzet sich aus allen Kräften, da sie höret, daß man sie von dem Schiffe hinweg, in das Haus jener Wittwe, von der sie entflohen war, zurückbringen wolle. Unter kläglichem Weinen und Seufzen trachtet sie dem zusammengelaufenen Volke zu verstehen zu geben, warum sie das gemeldte Haus auf das höchste verabscheue. Es befand sich unter dem Volke ein verheiratheter Bürger, von Geburt ein Franzos, **Markus** mit Namen, wegen seiner guten Aufführung, und wegen den schönen Arbeiten, die er zur Kirchenzierde verfertigte, von jedermann geschätzet. Dieser begriff gar wohl, was Martha in französischer Sprache klagte, und erklärte es dem übrigen Volke in wälscher Sprache. Da entsteht ein allgemeines Mitleiden mit dieser armen Dienstmagd: alles murret überlaut: man drohet endlich, die beyden jungen Herren anzugreifen, und mit Gewalt zu zwingen, wenn sie nicht gestatten wollten, daß die bedrängte Person nicht der Wittwe; sondern dem Bürger **Markus** in Verwahrung gegeben werde, bis sie des folgenden Morgens mit dessen Hülfe ihre Klagen bey der Obrigkeit vorbringen könnte. — Das war wieder ein unerwarteter Streich für die boshaften

Jüng-

Jünglinge. Sie konnten nichts anders thun, als dem aufgebrachten Volke nachgeben.

Am folgenden Tage ist es ihnen noch übler ergangen. Die Bosheit ihrer Anschläge, und die Falschheit ihrer Anklagen ward gar bald sowohl von der geistlichen als von der weltlichen Obrigkeit, sonderbar durch das Zeugniß des Spitalmeisters, entdecket: das Gerichtsurtheil fiel ganz zur Schande und zum Schaden der Ankläger aus. Der Inhalt desselben war, es sollen diese jungen Herren zur wohlverdienten Strafe tausend Thaler erlegen; und von diesem Gelde sollen fünf hundert Thaler der ehrlichen Weibsperson; und fünf hundert den hochwürdigen Geistlichen, als eine Genugthuung für die erlittenen Unbilden, zugestellet werden. — Die ganze Stadt frohlockte über dieses Urtheil: man gönnte den Verurtheilten Schande und Schaden, auch aus einer andern Ursache, weil sie schon längere Zeit sich so frech und ausgelassen aufgeführet hatten, als wenn sie glaubten, es müsse ihnen wegen ihrem Adel, und weil ihre Väter Rathsherren wären, alles ungestraft hingehen.

Wer will die Erstaunung und Freude der Martha beschreiben? Einen Augenblick zuvor

war sie arm, verachtet und verfolget: jetzt erhielt sie auf einmal ein öffentliches, und sogar schriftliches Zeugniß ihrer Unschuld; häufige Glückwünsche von dem Volke; und tausend Thaler. Ich sage: tausend; denn über die fünf hundert, die ihr nach dem Ausspruche der Obrigkeit gehörten, schenkten ihr die zwey Domherren, aus Großmuth und Mitleiden, auch diejenigen fünf hundert, welche ihnen zugesprochen waren. Das seye die Belohnung, sagten sie, welche die tugendhafte Person verdienet, weil sie den vorhergehenden Tag eine gefährliche Gelegenheit verlassen, und ihre Ehre und ihr gutes Gewissen durch die Flucht zu erhalten getrachtet. O wie herzlich dankte ihnen Martha! nicht anders, als wenn es zwey, ihr vom Himmel zur Hülfe gesandte Schutzengel gewesen wären.

Sie hätte nur gewünschet, noch einmal in Gesellschaft derselben zu Schiffe zu gehen, und nach Frankreich zurückzukehren. Aber weil eben jetzt kein Schiff zum Auslaufen gerüstet war, entschloßen sich die Herren, ihre Rückreise nicht zu Wasser, sondern zu Land fortzusetzen, und gaben ihr den wohlgemeynten Rath, bey

ihrem

ihrem wackern Landsmann, dem **Markus**, so lang in Sicherheit zu bleiben, bis sie das erste nach ihrer Heimath gehende Schiff besteigen könnte. Es willigte auch der bemeldte Bürger ganz gern in ihren Antrag; ja, was noch mehr, er gab ihnen beym Abschiede ein so unerwartetes, als trostvolles Versprechen. Schon seit einigen Jahren, sprach er, habe seine Hausfrau ein Verlangen gezeiget, mit ihm eine Reise nach seinem Vaterlande in Frankreich; und allda mit seinen Verwandten Bekanntschaft zu machen. Nun sey er gesinnet ihr Verlangen zu erfüllen, so bald ein Schiff ablaufen werde. Zugleich wollen sie die Martha mitnehmen, und für sie sorgen, als wenn es ihre eigne Tochter wäre.

Alles gieng nach Wunsche. Unter ihrem Schutze kam die ehemalige Dienstmagd der Frau Delphine glücklich in ihrem Vaterlande, zu Avignon an. Mit entzückender Freude warf sie sich dem großen Gutthäter **Markus**, den sie ihren Vater nannte, zu Füßen, und both ihm den halben Theil ihres Vermögens zum Zeichen der Dankbarkeit an. Aber weder er, noch seine Hausfrau wollten etwas davon annehmen.

men. Wir sind genug belohnet, liebe Martha, sagten sie, weil wir den Trost haben, dich beglücket zu sehen. Laß uns nur mit diesem Troste fortziehen. Du weißt selbst, daß wir noch eine Tagreise zu machen haben, um bey unsern Verwandten einzutreffen. Nach etlichen Wochen wollen wir auf der Rückreise dich noch einmal besuchen.

Dieses Versprechen nahm sie, als eine neue Gutthat an. Es ward auch von diesen lieben Leuten getreulich erfüllet. Nachdem sie etliche Wochen bey ihren Verwandten zugebracht, nahmen sie ihren Rückweg über Avignon. Martha hatte, ihre Ankunft zu erfahren, bey den Stadtthoren sichere Auskundschafter bestellet, und auf eigne Kösten eine treffliche Herberge und Verpflegung für so werthe Gäste zurichten lassen. Das gefiel ihnen wohl; aber noch mehr wurden sie durch die angenehme Nachricht ergötzet, die ihnen die gute Tochter, nach zärtlicher Begrüßung und Umarmung mitgetheilet. Sie sagte lächelnd, es habe ihr schon wirklich gelungen, eine recht gute glückliche Eheversprechung mit einem reichen und tugendhaften Bürgers-

sohn

sohn zu treffen. Und jezt, setzte sie hinzu: lieber Vater Markus! muß ich euch und eure Hausfrau noch um eine, um die letzte Gnade bitten, ihr woller euch belieben lassen, das Hochzeitfest, so wir geflissentlich bis auf eure Ankunft verschoben, mit eurer allerwerthesten Gegenwart zu beehren. —

Bis daher geht die Erzählung von dem wunderlichen Schicksale der Martha. Aber lasset Euch auch zum Beschluße erzählen, wie es der adelichen Frau Delphine ergangen, welche, wie ich anfangs gemeldet, zu Genua die besagte Dienstmagd wegen einer so schlechten Ursache so unbarmherzig und ungerecht verstoßen hatte. Der Geschichtschreiber fasset alles kürzlich zusammen. Erstens, hat diese Frau in einem Sturmwetter die nächste Gefahr eines Schiffbruches, und die Todesangst ausstehen müssen. Zweytens, hat sie zu Rom ihren Rechtshandel ganz und gar verlohren. Drittens, ist sie auf dem Rückwege zu Lande von Straßenräubern angefallen, und ihres mitgehabten Geldes beraubet worden. Viertens, hat sie durch einen schweren Fall eine größere und gefährlichere Wunde am Kopfe bekommen, als diejenige war,

die ihr von der Martha in dem Zweykampfe zu Genua verursachet worden. Fünftens, mußte sie nach ihrer Ankunft in der Stadt Avignon mit unbeschreiblichem Verdruße hören, daß die ganze Geschichte von dem besagten Zweykampfe, und dessen Folgen, überall bekannt seye, und daß ihr Verfahren von jedermann getadelt und misbilliget werde. Sechstens endlich, weil Martha und ihre Befreundten, mit solcher Beschämung der Frau nicht zufrieden, eine förmliche Klagschrift wider dieselbe bey der Obrigkeit eingegeben, ist die Angeklagte durch richterlichen Ausspruch genöthiget worden, ihrer ehemaligen Dienstmagd den ganzen noch rückständigen Lohn zu bezahlen, und überdas eine beträchtliche Geldstrafe zu erlegen.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Das ist recht! So sollte es allen dergleichen zornmüthigen und unbarmherzigen Hausmüttern ergehen. Ich habe auch einmal in einer Stadt, da ich in Arbeit stund, eine Frau gekannt, bey welcher die Dienstbothen so hart gehalten wur-

den,

den, daß es auch der ehrlichste nicht über ein Vierteljahr ausdauern können. Mit finsterm Angesichte und trotziger Stirne ertheilte sie ihre Befehle; und wenn schon alles nach ihrem Willen vollzogen worden, gab sie niemal das mindeste gute Wort, nicht das mindeste Zeichen einer Zufriedenheit. Voll Verdacht und Argwohn, legte sie auch die unschuldigsten Handlungen ihrer Hausleute übel aus. Ihr liebes Schooßhündlein hieß Scharmantele; aber die Dienstbothen wurden oft faule Bestien und nichtswerthe Kanallien titulirt. Es hatte das Ansehen, als seye das Lärmen im Hause, und das Zanken mit den Leuten ihr größtes Vergnügen. Wenn einer sich wegen Zahn- oder Kopfschmerzen, oder einer andern Unpäßlichkeit klagte, hielt sie es für eine Einbildung oder Verstellung, und hieß ihn fortarbeiten. Wenn aber bey einem ein Fieber oder eine andere ernstliche Krankheit ansetzte, kündete sie ihm augenblicklich den Dienst auf, und behielt ihn keine Nacht mehr in ihrem Hause. — Aber wegen dieser Art zu handeln ist sie in der ganzen Stadt durch die Hechel gezogen, und sogar von dem gemeinen Pöbel verspottet worden. Man hat sie nicht mehr anders als die böse Frau genannt.

Pfarr.

Pfarrer. Ich glaube, dergleichen Hausväter und Hausmütter gedenken niemal, was sie doch oft gedenken sollten, ihre Dienstbothen seyen auch Menschen, wie sie; der Seele nach eben so schätzbar, vielleicht tugendhafter, und bey Gott werther, als sie: die meisten derselben befinden sich ohne alle ihre Schuld in die harte Nothwendigkeit versetzet, andern zu dienen; von frühe Morgens bis spat Abends ihren eignen Willen zu verläugnen, und von den Winken ihrer oft minder vernünftigen Herrschaft abzuhangen. Soll es dann erlaubet seyn, dieselben mit eben so wenig, oder noch weniger Achtung und Schonung, als die Miethpferde und Zugochsen, zu behandeln? Ist nicht ihr Herr im Gewissen verbunden, mit ihnen also umzugehen, wie er wollte, daß man mit ihm umgienge, wenn er zu einem so mühseligen Lebensstande genöthiget wäre, oder noch inskünftige, welches nicht ganz unmöglich, würde genöthiget werden?

Handw. Man muß aber auch eines wie das andere sagen. Es giebt Dienstbothen, bey welchen eine eiserne Geduld des Hausvaters oder der Hausmutter brechen müßte. Sie sind nicht nur gar zu lebhaft und zu empfindlich, wie die

Martha gewesen, sondern auch stolz und hochmüthig; hartnäckig und widerspänstig; saumselig und faul; falsch und ungetreu; muthwillig und ausgelassen. Gedenken Sie nur: es giebt wirklich auf dem Lande einige, welche unverschämt prätendiren, ihre Herrschaften müssen sie an den Gott geheiligten Sonn- und Feyertagen nicht nur den ganzen Tag, sondern auch halbe und ganze Nächte in den Wirthshäusern und anderen noch gefährlichern Orten nach Belieben herumvagiren lassen.

Pfarr. Diese verdienen, daß man mit ihnen auf die rauhe Art umgehe, und wenn sie sich nicht bessern wollen, zur Thüre hinaus fahre. Es wäre sehr gut, wenn die höhere Obrigkeit bisweilen den Hausvätern und Hausmüttern zu Hülfe käme, und solchen unbändigen Dienstbothen die gebührende Schranken setzte. Sonst werden diese ihr Lebenlang lüderliche Leute bleiben, wie sie es in ihren Dienstjahren gewesen. — Aber ganz anders verhält sich die Sache mit jenen rechtschaffenen Dienstbothen, welche ihrer Herrschaft alle schuldige Verehrung und Unterthänigkeit erzeigen; ihre Arbeiten mit möglicher Emsigkeit verrichten; auch die mindeste Untreue

verab-

verabscheuen; die Ehrbarkeit und Eingezogenheit der Sitten sich angelegen seyn lassen. Diese schätze ich ungemein hoch; diesen wünsche ich von ganzem Herzen die Gewogenheit und Hülfe ihrer Herrschaften, und den göttlichen Segen für ihr zeitliches Glück, und für ihr ewiges Heil.

Zwölfte Geschichte.

Von dem Betragen der Obrigkeiten gegen ihre Unterthanen, und der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten. — Die Obrigkeiten sollen die Zuneigung und Liebe ihrer Unterthanen verdienen; und die Unterthanen sollen ihren Obrigkeiten die verdiente Zuneigung und Liebe, bey jeder Gelegenheit zu erkennen geben.

Pfarrer.

Ein vornehmer Herr und hochadelicher Ritter, mit dem Geschlechtsnamen Pecchio, hatte im sechszehnten Jahrhundert die Oberherrschaft über eine kleine Stadt und über eine kleine herumliegende Gegend in jenem Theile von Italien, welcher

welcher die Lombardey genannt wird. Seine Unterthanen waren mit ihm ungemein zufrieden, und zeigten bey allen Gelegenheiten, daß sie ihn gern haben und lieben. Diese Zuneigung und Liebe hatte er, ohne große Staatskunst, durch ein ganz einfaches Mittel erhalten, welches in dem bestund, daß er ebenfalls seine Unterthanen gern hatte und liebte. Wie konnten sie daran zweifeln? Er war hauptsächlich bemühet, in der ganzen Herrschaft Ruhe und Ordnung; und in jeder Familie Fried und Einigkeit, Emsigkeit im Arbeiten, Ehrbarkeit der Sitten zu erhalten. Keine Zeit reuete ihn, da es zu thun war, ihre Klagen anzuhören, ihre Gerichtshändel zu untersuchen, unpartheyische gerechte Urtheile zu sprechen. Mit ihren gewöhnlichen, gar nicht übertriebenen Abgaben, Steuern und Frohndiensten, die sie ganz willig leisteten, begnügte er sich; ließ sonst einen jeden bey dem Seinigen; machte keinen arm, um sich selbsten oder seine Günstlinge zu bereichern. Allen denjenigen, die ungerechter Weise um das Ihrige gekommen, half er nach Möglichkeit wieder dazu. Der Armen und Nothleidenden erbarmte er sich, und tröstete sie nicht nur mit guten Worten und schönen Versprechen, sondern auch mit ergiebigen Hülfsmitteln, welche

er

er durch Vermeidung der unmäßigen Pracht, und der verschwenderischen Lustbarkeiten, zusammengesparet hatte. Mit einem Worte, sein ganzes Betragen war nach jenem edlen Grundsatze eingerichtet: **Wie du wünschen würdest von der Obrigkeit behandelt zu werden, wenn du ein Unterthan wärest, so sollst du die Unterthanen behandeln, da du die Obrigkeit bist.**

Es läßt sich leicht erachten, wie sehnlich sie einem so guten Herrn ein recht langes Leben gewünschet; was Mitleiden sie mit ihm getragen, weil er zwar von sehr guter und starker Leibsbeschaffenheit; doch bisweilen von einer schmerzlichen Krankheit, welche das Zipperlein oder Podagra genannt wird, heftig geplaget wurde; sonderbar aber in was Kummer und Sorgen sie gerathen, da er eines Tags nach dem Mittagessen, seiner Gewohnheit nach, einen Spazierritt gemacht, aber wider die Gewohnheit, weder auf den Abend, noch die folgende Tage zurückgekommen. —

Je länger er ausblieb, desto ängstiger fragten sie ihm nach. Man durchsuchte alle umliegende Felder und Wälder, Berge und Thäler; man schickte Bothen in alle benachbarten Dörfer

und

und Städte; man versprach eine schöne Belohnung demjenigen, welcher die Nachricht bringen würde, wo sich der Ritter Pecchio befinde. Aber umsonst. Es gieng eine Woche nach der andern vorbey, ohne daß die mindeste Spur des verlohrnen Edelmanns hätte können entdecket werden. Endlich verschwand fast alle Hoffnung: Bestürzung und Traurigkeit ward so allgemein, als wäre in jeder Familie der Hausvater gestorben: man hörte nichts als klagen und jammern. Der Schulmeister verfertigte in wälschen Reimen ein Trauerlied, welches in deutscher Sprache beyläufig also lauten könnte:

1.

Ach edler Ritter Pecchio!
Du Kleinod deines Adelstands,
Du Vater deines Vaterlands!
Wo bist du gähling hingekommen?
Wer hat dich uns hinweggenommen?
Ach edler Ritter Pecchio!

2.

Ach theurer Ritter Pecchio!
Du rittest unbegleitet fort,
Und nanntest weder Weg, noch Ort:

Du hättest sollen alles sagen;
So könnten wir dich noch erfragen.
Ach theurer Ritter Pecchio!

3.

Ach liebster Ritter Pecchio!
Wir suchen dich durch Berg und Thal,
Und rufen dir viel hundertmal:
Wann wirst du unser Rufen hören,
Und heim zu deinen Kindern kehren?
Ach liebster Ritter Pecchio!

4.

Ach bester Ritter Pecchio!
Wenn solches jetzt nicht möglich ist,
Und wenn du heut verhindert bist,
So komm, ja komm gewiß bis Morgen,
Aufs allerspäteste Uebermorgen.
Ach bester Ritter Pecchio!

Dieses ungekünstelte Trauerlied lernten fast alle Unterthanen auswendig, und sangen es, oft viele miteinander, oft einer allein, bey ihren Arbeiten, zu Hause und auf dem Felde. Auf solche Weise konnten sie ihren ehemaligen Herrn niemal vergessen: sein Andenken aber machte, daß die ganze Gemeinde sich ganz willig von sei-

ner sehr verständigen Frau Gemahlinn, mit Beyhülfe einiger treuen Beamten, regieren lassen, bis endlich nach mehrern Jahren ihr Leid in eine unerwartete Freude verwandelt worden, wie ich ferners erzählen will.

Nicht weit von dem Gebiete des verlohrnen Ritters wohnte ein andrer Edelmann in einem großen alten Schlosse, welches nach Art derselben Zeiten ziemlich befestiget, und mit Gräben und Wällen umgeben war. Seine Herrschaft erstreckte sich nicht weiter, als auf etliche herumliegende Bauernhöfe; von seinen wenigen Unterthanen ward er zwar als ein rauher und hartherziger Herr gefürchtet; aber gar nicht geliebet. Seine Nachbarn mußten von ihm öftere Gewaltthätigkeiten ausstehen: er hätte gern das alte Faustrecht wieder aufgebracht, vermöge dessen ein jeder Edelmann mit Gewalt nahm, was er nur nehmen konnte. — Dieser Herr ließ einstens zur Sommerszeit einen Maurer aus dem nächsten Städtlein berufen, und gab diesem den Befehl die hin und wieder beschädigten Mauern und Dächer des Schlosses auszubessern, auch wo es vonnöthen, mit neuen Ziegelplatten zu versehen.

Die Arbeit des Handwerkers gieng einige Tage ganz wohl von statten. Er kam endlich bey einem Ecke des Schlosses an das Dach eines alten Thurmes, wo er für nöthig fand, mehrere beschädigte Ziegelplatten hinwegzunehmen, und neue dafür einzusetzen. Nach seiner Gewohnheit sang er dabey, um sich die Arbeit zu erleichtern. Vielleicht kam ihm eben jetzt kein lustiges Lied zu Sinne; darum sang er das Trauerlied: **Ach edler Ritter Pecchio! du Kleinod deines Adelstands** ꝛc. — Da er fast am Ende des Liedes war, und zugleich einige Ziegelplatten hinweggeräumet hatte, vermerket er bey einfallendem Sonnenlichte, daß sich zu unterst in der Tiefe des Thurms etwas bewege. Bey genauerer Anstrengung der Augen dünket ihn, es seye ein Mensch. Endlich erkennet er, daß dieser Mensch mit einer Kette an die Mauer angeschmiedet, in zerlumpter Kleidung, am ganzen Leibe mager und ausgezehret, seine Augen reibe, und gegen das unerwartet einfallende Tageslicht in die Höhe erhebe. — Die Erstaunung war beyderseits ganz außerordentlich. Der Gefangene fängt zuerst mit schwacher Stimme zu reden an: **Ach guter Freund, wer du immer bist! erbarme dich um des himmelswillen eines**

armseligen Nebenmenschen, der schon lange Zeit ohne Hülfe und Trost in diesem Abgrunde schmachtet! — Was kann ich dir Gutes thun? antwortet der Maurer, schon zum Mitleiden beweget.

Sage mir doch, in was für einer Landschaft, in was für einem Gebiete ich mich befinde; denn ich weis es bis auf diese Stunde nicht. Bey einem Spazierritte bin ich von unbekannten bewaffneten Leuten überfallen, und mit verbundenen Augen nicht geraden Wegs, sondern, wie mich gedünket hat, durch manche Umwege hieher gebracht worden. — Aber rede so still, als möglich, damit wir von niemanden gehöret werden. Diese Frage beantwortet ihm der Handwerksmann mit leiser Stimme, und sieht mit neuem Erbarmen, daß der arme Mensch, so bald er den Namen des Herrn dieses Schlosses gehöret, voll Unmuth und Entrüstung die Hände windet, und am ganzen Leibe zitteret.

Ich bedaure dein Unglück recht von Herzen, spricht der Maurer noch ferners: wenn es möglich wäre, wollte ich dir gern helfen.

Es ist wohl möglich, lieber Freund! erwiedert der Unglückliche: du hast kurz zuvor ein Trauerlied vom verlohrnen Ritter Pecchio gesungen: jezt hast du ihn gefunden. Ich bin der Ritter Pecchio. Erweise mir nur diesen Dienst: lauf eilends in das nächste mir zugehörige Städtlein, und zeige meinen Unterthanen an, ihr Herr liege in diesem Thurme gefangen. Du sollst, auf meine Ehre, eine reichliche Belohnung erhalten.

Auf diese Rede kann der gute Handwerksmann vor lauter Erstaunung, Freude und Begierde seinen Herrn geschwind zu erlösen, nichts mehr antworten. Er ist schon von dem Dache hinweg, da der Gefangene eine Antwort erwartet. So schnell war er noch niemal über ein Gerüst und die angesezten Leitern auf die Erde herabgehüpfet. Seinen Handwerkszeug und seine Oberkleider läßt er liegen, wo sie liegen, und springt eines Springens dem Städtlein zu.

Aber zum Unglücke stund eben zu dieser Zeit der Herr des Schlosses müßig bey einem Fenster, aus welchem man die Straße übersehen konnte. Es kam ihm wunderlich vor, daß der

Maurer

Maurer so schnell davon eile; ja, er gerieth nach einigem Nachdenken, auf den Argwohn, der Kerl möchte etwa bey Ausbesserung des Thurms auf eine Spur von dem eingekerkerten Ritter gekommen seyn. Das wäre ein schlimmer Streich, wenn das Geheimniß entdecket, und in dem benachbarten Städtlein bekannt gemacht würde! Er säumet nicht; läßt sich ein Pferd satteln; sitzet auf; und reitet spornstreichs dem fortgelaufenen Handwerker nach.

Dieser hatte schon eine Meile Wegs zurückgeleget, und befand sich nicht mehr weit von dem Städtlein entfernet. Da dünket ihn, man rufe ihm nach, er solle halten, Er wendet sich um, und sieht in einer nicht großen Entfernung den Edelmann in vollem Galoppe, mit einer Pistole in der Hand daher reiten. Jetzt lauft er sich fast den Odem aus; kommt bis zunächst an das Stadtthor; fällt aber da entweder aus Mattigkeit oder Uebereilung zu Boden. Der arme Tropf! bevor er sich wieder aufrichten können, hatte ihn sein Verfolger bis auf etliche Schritte erreichet. Dieser ist schon entschlossen, eher den Mann zu tödten, als sich von demselben verrathen zu lassen. Er drückt die scharfgeladene

Pistole los, und jaget ihm eine Kugel durch den Leib. So bald dieses geschehen, drehet der grausame Thäter sein Pferd, und machet sich mit schneller Flucht davon.

Wem sollte nicht das Schicksal des erschossenen Mannes zu Herzen gehen? Er muß das tugendhafte Vorhaben, seinen Herrn zu erlösen, mit dem Leben bezahlen. Die herbeygelaufenen Leute fanden ihn in seinem Blute schwimmend, und nahe am Lebensende. Aber er nahm noch seine letzten Kräften zusammen; erzählte ihnen mit todschwacher Stimme, was er für einen glücklichen Fund gethan; richtete ihnen die Bothschaft aus, so ihm von den lieben Ritter Pecchio aufgegeben worden. Jetzt, sagte er zuletzt, sorget nicht für mich, sondern für euern Herrn. — Ich sterbe wohlgetröstet. — O Gott! sey gnädig — da gab er den Geist auf.

Kaum hatte man den entseelten Leichnam in das nächste Haus beym Thore gebracht, war schon seine seltsame Bothschaft in dem ganzen Städtlein; und von da, wie ein laufendes Feuer, in der ganzen Herrschaft ausgebreitet. Wie erstaunet und gerühret befanden sich die guten Unterthä-

terthanen! Er lebet noch, ruften sie einander zu: der edle, der beste Ritter Pecchio lebet noch! geschwind! geschwind! wir müssen ihn heute noch bey uns haben. Alles, was Waffen tragen konnte, bewaffnete sich: man eilte Truppenweise dem angezeigten Schlosse zu, einer munterte den andern auf, für die Rettung ihres Herrn Leib und Leben zu wagen. — Aber es hatte nicht so viel vonnöthen. Der Edelmann, dem das Schloß zugehörte, war nicht da; sondern hatte vermuthlich, nach der gewaltthätigen Ermordung des Maurers, für gut befunden, sich anderswohin in Sicherheit zu begeben: seine Leute hätten nichts weniger als einen solchen Angriff vermuthet: — folglich kostete es keinen großen Gewalt, in das Schloß einzudringen, und sich aller derjenigen zu bemächtigen, die sich zur Gegenwehre setzen wollten.

Es steht schon ein Haufen der beherztesten Männer bey der Thüre des Thurms. Sie warten nicht, bis man die Schlüssel suche, sondern brechen die Thüre mit Gewalt auf. Aber auf einmal scheint ihre Lebhaftigkeit ein Ende zu haben. Sie bleiben muthlos bey dem Eingange der erbrochenen Thüre stehen, weil sie zwar einen

elenden Gefangenen erblicken, der aber nicht im geringsten ihrem ehemaligen Ritter Pecchio gleich sieht. — Er ist es nicht, murmelte einer nach dem andern: er ist es nicht. Man hat uns übel berichtet. — Ja wohl! ruft der Gefangene, so laut, als es ihm seine schwachen Kräfte erlauben: kommet nur, liebe Leute! ich bin es. Ihr kennet mich nicht mehr; aber ich kenne noch viele aus euch. — Du, Franz Leti, denkest du nicht daran, daß ich dir, kurz vor meinem Unglücke, einen Bauernhof verliehen? — Du, Joseph Albini, bist mir ja noch dreyßig Thaler schuldig, die ich dir in der Stille geliehen habe? — und du —

Jetzt zweifeln sie nicht mehr. Es entsteht von allen Seiten ein lautes Freudengeschrey. Einige werfen sich ihrem erkannten Herrn zu Füßen, und küssen ihm seine ausgemergelte Hände; andere bemühen sich, ihn von der Kette loszumachen; mehrere laufen davon, um diese freudige Zeitung überall auszubreiten. — Bald ist der Thurm, der Vorhof, ja das ganze Schloß von seinen Unterthanen voll: ein jeder bestrebet sich ihn in der Nähe zu sehen, und ihm die herz-

lichste

lichste Freude und Dienstwilligkeit zu bezeigen. Man trägt ihn in das beste Zimmer; waschet und säubert ihn; nimmt ihm den Bart ab; beschneidet seine Haare und Nägel; suchet für ihn aus den Kästen die schönsten Kleider heraus; und bringt ihm bald darauf die besten Speisen und Getränke, die man in der Küche und im Keller finden kann.

Er sah mit Wohlgefallen und unbeschreiblicher Herzenslust, wie gut es alle mit ihm meynen. Weil er aber wohl wußte, wie gefährlich es sey, wenn einer, der lang Hunger gelitten, auf einmal viele Nahrung einschlucke, genoß er mit bescheidener Mäßigkeit nur etwas weniges. Hingegen mußten auf sein Verlangen die ansehnlichsten Leute aus der Gemeinde zu ihm an den Tisch sitzen, und sich Speis und Trank wohl schmecken lassen. Dabey erzählte er ihnen, und allen frölich herumstehenden Aufwärtern, was Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Langeweile, Mistrost, Ungemächlichkeit, er so lange Zeit in dem Kerker ausstehen müssen, ohne alle seine Schuld, nur deswegen, weil er ehemals seine Unterthanen und Nachbarn tapfer beschützet, da der ungerechte Innhaber dieses Schlosses sich unter-

unterstehen wollen, das Faustrecht auszuüben, und dieselben nach seinem Belieben zu beschädigen und auszurauben.

Durch diese Erzählung ward die Fröhlichkeit seiner Leute vermindert. Sie bathen ihn endlich, er solle nichts mehr davon melden, und so viel möglich, dieses traurige Schicksal in Vergessenheit setzen. Der gütige Gott werde ihn wieder alles reichlich ersetzen. — Ihr habet Recht, sagte er, Gott hat es mir schon im Kerker zu ersetzen angefangen. Ein großes Glück ist mir da wiederfahren. Höret nur: als ich beyläufig zwey Jahre lang, gezwungener Weise gefastet, und nichts als Brod und Wasser, mit etwas Baum- und Gartenfürchten, zu genießen gehabt, verließ mich das Podagra dergestalt, daß ich alle folgende Zeit bis auf diesen Augenblick nichts mehr von seinen schmerzlichen Anfällen empfunden. — Gottlob! Gottlob! ruften alle zusammen: So haben wir gute Hoffnung, unsern gnädigen Herrn noch lang in vollkommner Gesundheit regieren zu sehen.

Hierauf nahmen sie die Freyheit, ihm hingegen zu erzählen, was für Merkwürdigkeiten

sich

sich während seiner Abwesenheit, sowohl in seiner Herrschaft als in den benachbarten Orten zugetragen. Zuletzt meldeten sie auch, wie erbärmlich vor wenigen Stunden der gute Maurer sein Leben geendet, der von ihm geschicket worden, die allerfreudigste Bothschaft in das Städtlein zu bringen; wie treulich er, schon mit dem Tode ringend, diese Bothschaft ausgerichtet. — O du tugendhafter Mann! rufte der Ritter voll Wehmuth aus: wie geht mir deine Treue und dein Unglück zu Herzen! Gott im Himmel wolle dein Belohner seyn! — Aber dich, grausamer Mörder! dich möchte ich unter meinen Händen haben! du müßtest mir in eben demselben Kerker deine Missethaten büßen, aus dem mich dieser treue Unterthan erlöset hat.

Alle Anwesenden geriethen bey dieser Rede in einen heftigen Zorn. Einige bothen sich an, mit gewaffneter Hand den Flüchtling aufzusuchen. Andere wollten das Schloß, welches einem solchen Unmenschen zum Wohnsitze gedienet, nicht mehr länger stehen lassen: wenn es der Ritter erlaubet hätte, würden sie gleich jetzt zu dessen Niederreißung und Zerstörung Hand

angeleget haben. Aber, nachdem er sich ein wenig bedacht, sprach er zu ihnen: Nein, meine Freunde! haltet inn! dieses Schloß muß stehen bleiben. Ich will euch morgen sagen, zu was ich es brauchen möchte. Erweiset mir nur die Gefälligkeit, und lasset einige Mannschaft zur Beschützung des Schlosses da bleiben.

Unterdessen war auch seine Gemahlinn mit Kutsche und Pferden herbeygeeilet, um ihren so lang betrauerten Herrn zu bewillkommen, und in das Städtlein und sein darinn gelegenes Schloß einzuführen. Die Bewillkommung war so herzlich und liebreich, daß auch die Zusehenden zum Weinen beweget wurden. — Der Einzug in das Städtlein glich einem Triumphe oder Siegesfeste. Von allen Seiten drängten sich junge und alte, theils mit Blumen, theils mit Baumzweigen prangende Unterthanen an die langsam fortrollende Kutsche hin, und konnten sich nicht ersättigen, ihren wieder gefundenen Herrn zu betrachten, und ihm durch freundliches Hineinlächlen ihre Vergnügenheit zu bezeigen. — Man wollte Freudenfeuer anzünden: aber die ältesten und klügsten Aufseher der Gemeinde verhinder-

ten

ten es, und ermahnten das gesammte Volk, die ganze Nacht recht still zu seyn, damit der ermüdete Herr ruhig und sanft schlafen könnte. — Ihr würdet nicht errathen, was den folgenden Tag sein erstes Geschäfft gewesen. Er gab den Befehl, es solle gegen Abend die Beerdigung des tugendhaft verschiedenen Maurers so prächtig und ehrenvoll angestellet werden, als wenn eine adeliche Standesperson gestorben wäre. Alle Unterthanen mußten dabey erscheinen, und erschienen gern. Er selbst, ungeachtet seiner schwachen Leibeskräften, begleitete in schwarzer Trauerkleidung den entseelten Leichnam bis zum Grabe; hörte die Leichenrede an; und wünschte mit lauter Stimme der abgeleibten Seele die ewige Ruhe. —

Als er nach Hause gekommen, und ein wenig ausgeruhet, ließ er die Wittwe und die Kinder des nunmehr begrabenen Maurers; zugleich auch die angesehensten Leute aus der Gemeinde vor sich kommen, und redete die Wittwe also an: Ich habe mit euch und euern Kindern ein herzliches Mitleiden, weil ihr einen guten Mann, und sie einen guten Vater verlohren. Tröstet euch mit dem, was ihr in

der Leichenrede gehöret: Sein Tod ist ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Tod gewesen; weil er dadurch das Heil seiner Obrigkeit, und den Nutzen seiner Mitbürger befördert hat. — Ich hatte ihm eine Belohnung versprochen: ihr sammt euern Kindern sollet dieselbe in seinem Namen empfangen. Weil er durch seine edle Bemühung den Adelstand verdienet, gebe ich euch das eroberte adeliche Schloß zur Wohnung, und die dazu gehörigen Güter zum Genuße. — Richtet diese Woche euere häusliche Geschäffte in Ordnung. Wenn ihr Schulden habt, will ich sie bezahlen. Die nächstfolgende Woche werdet ihr die neue Wohnung in Besitz nehmen, und in eben jener Kutsche in das Schloß hinausgeführet werden, in welcher ich gestern hereingefahren bin.

Es ward dem guten Weibe übel. Eine so unerwartete Tröstung und so seltsame Belohnung machten sie sprachlos. Die umstehenden Leute mußten ihr Muth zusprechen. Als sie sich ein wenig erholet, verbath sie sich mit stammelnder Zunge die angebothenen Gnaden, und sagte

mit einfältiger Aufrichtigkeit, sie seye ihr Lebenslang in keiner Kutsche gefahren, und würde sich unmöglich angewöhnen können, in einem Schlosse zu wohnen.

Wohlan, sprach der Herr lächelnd: ich will euch nicht dazu zwingen. Bleibet dann mit euern Kindern in der bisherigen Wohnung, oder erwählet euch eine andre nach Belieben. Ich aber werde einen Beamten bestellen, der unterdessen das Schloß verwalten, und euch die jährlichen Einkünften aus den zugehörigen Gütern treulich einliefern soll. So bald einer eurer Söhne erwachsen und fähig seyn wird, die Verwaltung über sich zu nehmen, wird er sie, auf mein Wort, bekommen.

Hiemit war die Mutter zufrieden, und allerdings vergnüget. Die Unterthanen bewunderten die schöne That, mit welcher ihr Herr seine neue Regierung angefangen, und liebten ihn hinfüro noch mehr, als sie ihn zuvor geliebet hatten. —

Der Schriftsteller Majolus versichert in dem ersten Theile seines Buchs, die Hundstage genannt, er habe aus dem Munde des Rit-

ters Pecchio selbsten, sieben Jahre nach dessen Erlösung aus der Gefangenschaft, im Jahre 1586. vernommen, wie glücklich derselbe in dem Kerker von der schmerzlichen Krankheit des Zipperleins befreyet worden. Der Hauptsache nach, aber mit mehrern Umständen, ist eben bemeldte Geschichte auch beschrieben worden von Jakob Bidermann, in einem lateinischen Buche, welches den griechischen Titel Akroamata, das ist, hörenswürdige Vorträge, führet.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Haben Sie nichts merkwürdiges von dem Lebensende dieses edlen Ritters Pecchio gelesen?

Pfarrer. Nein; aber ich zweifle gar nicht, er werde in hohem Alter, wo sonst dem Menschen alle andere zeitliche Freuden verleiden, und auch im Todbette, die süßeste Freude empfunden haben, so oft er gedacht: Ich habe meine Unterthanen so glücklich gemacht, als es mir möglich gewesen: sie sind mit mir recht zufrieden, und werden noch nach meinem

Tode mit dankbaren Herzen sich meiner erinnern.

Handw. Ich bin auch dieser Meynung. Schon das einzige Trauerlied, welches sie gesungen, da er im Kerker war, muß ihm sein Lebenlang mehr Trost verursachet haben, als wenn er ganze Küsten voll Geld ersparet, oder ganze Länder erobert hätte. — Aber jene Obrigkeiten, welche sich anders, als er, verhalten, und ihre Pflichten gegen die Unterthanen nicht erfüllen, verdienen kein solches Trauerlied. Verzeih mirs Gott! ich hätte schier gesagt, man sollte nach ihrem Tode ein Freudengesang anstimmen.

Pfarr. Nehmet Euch in Acht, Bruder! daß ihr niemal von rechtmäßigen Obrigkeiten verächtlich oder spöttisch redet. Wenn es bisweilen solche giebt, welche ihre Pflichten gegen die Unterthanen versäumen, so sind sie schon genug durch die Vorwürfe ihres Gewissens, und durch den innerlichen Verdruß gestraft, indem sie sich wohl einbilden, und oft aus hellen Anzeigen erkennen müssen, die Unterthanen seyen ihnen abgeneigt, über ihre Regierung misvergnügt, und sehen ihr längeres Leben nicht als ein Glück, sondern als eine Landesplage an. — Dabey verscherzen sie auch bey andern rechtschaffe-

nen Leuten, die nicht ihre Unterthanen sind, ja auch bey der ganzen Nachwelt ihre Ehre; weil man niemal denjenigen recht schätzen kann, der wider die wesentlichen Pflichten seines Standes und Amtes handelt. — Ueberdas haben sie noch einen größern Herrn zu fürchten, welcher einstens von ihnen, wie von dem mindesten Unterthanen, strenge Rechenschaft fordern wird. —

Ihr müsset aber nicht meynen, die Schuld sey allzeit auf der Seite der Obrigkeiten, wenn sie von ihren Unterthanen nicht geliebet werden. Ich will Euch nächstens mit einem Exempel beweisen, daß bisweilen rechtschaffene liebwürdige Obrigkeiten, ohne ihre Schuld, von bösartigen Unterthanen durch gesetzwidrige Ausgelassenheit, Ungehorsam, Widerspänstigkeit, Empörung mishandelt, beleidiget, und endlich, wider ihren Willen, genöthiget werden, anstatt der fruchtlosen Gelindigkeit die Schärfe zu gebrauchen.

Handw. Ich werde mich begierig einfinden, um dieses Exempel zu hören. Von der heutigen Erzählung möchte ich Ihnen nur noch dieses melden, daß mir sehr wunderlich vorgekommen, wie der liebe Ritter in dem Kerker vom Podagra, das man sonst für unheilbar ausgiebt, vollkommen befreyet worden.

Pfarr.

Pfarr. Hieraus lernen wir, der Mensch solle nicht gleich verzagen, wenn er unglücklich ist. Ein großes Unglück ziehet manchesmal ein unversehenes großes Glück nach sich.

Handw. Aber ist diese Heilung natürlicher Weise möglich gewesen?

Pfarr. Warum nicht? Es giebt mehrere Krankheiten, welche bey einer sonst starken Natur, durch außerordentliche Enthaltsamkeit und strenges Fasten, ohne andere Arzneyen entweder ganz vertrieben, oder doch gelindert werden können. Ihr werdet schon oft beobachtet haben, daß die Leibärzte, wenn sie zu einem Kranken berufen werden, demselben zuerst fast allen Genuß der Speisen und der Getränke, außer des Wassers, zu verbiethen pflegen. Es ist ein altes von ihnen gutgeheissenes Sprichwort: **Wer wenig ißt und trinkt, der wird viel essen und trinken,** das ist: wer jeden Tag nur ein wenig ißt und trinkt, der wird viele Tage und Jahre gesund leben; folglich wird auch das wenige, was er täglich ißt und trinkt, wenn man es zusammenrechnet, nach langer Zeit viel ausmachen.

Dreyzehente Geschichte.

Von gewaltsamer Widerspänstigkeit und Empörung der Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Obrigkeiten. — Es sind höchstwichtige Ursachen, wegen welchen ein jeder Unterthan sich hüten soll, unter was immer für einem Vorwande eine solche Widerspänstigkeit und Empörung zu wagen.

Pfarrer.

Die Geschichte, so ich Euch zu erzählen versprochen, ist von einem lateinischen, sehr redlich- und aufrichtigen Schriftsteller, mit Namen Johann Trithemius von Spanheim, in seinen sogenannten hirschauischen Jahrsschriften, auf das Jahr 1321. aufgezeichnet worden. Sie hat sich um eben bemeldte Zeit in einer am Rheinflusse gelegenen Stadt zugetragen, welche Bingen heißt; unter der Gerichtsbarkeit des Churfürsten von Maynz steht; und nur etliche Meilen von jetztgenannter Hauptstadt entfernet ist. — Ein dasiger Bürger, den der Geschichtschreiber ohne weitern Geschlechtsnamen

namen Heinrich nennet, seiner Profession ein Schlachter oder Metzger, stund in dem Ruhme eines ehrlichen Mannes, und hatte sich auch, wie aus dem folgenden erhellen wird, die Gunst und Gewogenheit der meisten seiner Mitbürger erworben. Das Schlachthaus oder die Metzge, wo er das Vieh schlachtete, und das Fleisch verkaufte, war nicht weit von einem Hause entlegen, in welchem ein Schiffer oder Schiffmann wohnte. Von diesem aber bezeuget der Schriftsteller, und es zeigt sich auch in der Folge der Geschichte, er sey ein ungearteter, rauher, wegen seiner unbändigen Zornmüthigkeit und Rachgierigkeit von den mehresten Einwohnern verabscheuter Mann gewesen. — Wenn man das Unglück hat, in der Nachbarschaft eines solchen Menschen zu wohnen, so erfordert die Klugheit, daß man ihm mit vieler Bescheidenheit ausweiche, und so viel möglich, nachgebe; wie man in der Nähe bey einer Pulvermühle Sorge tragen muß, daß man keinen Feuerfunken hineinfallen lasse.

Der Metzger Heinrich beobachtete diese Regel; aber nicht völlig in ihrem ganzen Umfange: er schonte nach Möglichkeit die Person des Schiffmanns; aber er schonte nicht genug desselben

ben Hund. Weil dieses Thier oftmals in das Schlachthaus kam, und nicht zufrieden mit den vorgeworfenen Beinknochen, auf bessere Bissen los gieng, die nicht für die Hunde, sondern für die Käufer vermeynt waren, hielt sich der Metzger für berechtiget, den ungeladenen Gast mit Drohworten, Schimpfnamen und Vermaledeyungen davon zu jagen. Ein solches Verfahren sah der Herr des Hundes schon als eine Unbild an, und nahm das Leid, so man diesem Thier anthat, eben so übel auf, als wäre es einem seiner Dienstbothen, oder gar einem seiner Kinder angethan worden.

Eines Tags fand sich der vierfüßige Dieb wieder in der Metzge ein, um sich ein Frühstück auf fremde Kosten zu verschaffen. Wirklich schnappte er nach einem guten Fleischbrocken: aber der Metzger, der es sah, und eben damals übeln Humors war, ergriff in demselben Augenblick einen Stecken, und schlug auf den Schelmen so unbarmherzig zu, daß dieser im Davonlaufen sich nicht enthalten können, mit lautem Geheule anzuzeigen, wie übel ihm diese Prügelsuppe geschmecket habe. Sein Herr, der Schiffmann, war zu Hause, nahe am Fenster, und hörte und erkannte die klägliche Stimme sei-

nes

nes lieben Hundes. Was ist geschehen? fragte er, zum Fenster hinaus, eine Person, die eben jetzt aus der Metzge kam. Weiter nichts, antwortet diese mit lachendem Munde, als daß der Metzger mit einem Stecken eurem Hund den Weg nach Hause gezeiget.

Auf diese Nachricht ist der Mann vor Zorn und Wuth seiner selbsten nicht mehr mächtig. Er ergreift einen schweren eisernen Hammer; lauft damit der Metzge zu; stößt die Leute, welche Fleisch einzukaufen herumstehen, auf die Seite; und fasset mit dem Hammer einen Streich gegen den Kopf des Metzgers, einen so gewaltigen Streich, daß dieser, wenn er angegangen wäre, dem armen Heinrich gewiß den Garaus gemacht haben würde. Aber es glückte demselben, noch zu rechter Zeit durch einen Seitensprung dem Hammer auszuweichen. So bald er wahrgenommen, daß sein ergrimmter Gegner nicht ausfetze, sondern noch einen Streich fassen wolle, kam er ihm zuvor, und stieß ihm sein Schlachtmesser mit solcher Gewalt in den Leib, daß der Unglückselige zu Boden gesunken, und bey häufig hervorquellendem Blute, nach einer Viertelstunde den Geist aufgegeben.

Es ist leicht zu gedenken, was großer Lärmen wegen dieser traurigen Begebenheit, in der ganzen Stadt entstanden. So bald der regierende Amtsbürgermeister davon Nachricht bekommen, gab er Befehl, den Metzger, als einen offenbaren Mordthäter zu ergreifen, und in dem Stadtkerker gefänglich zu verwahren. Dieses hätte auch eine jede vorsichtige Obrigkeit in gleichem Falle thun müssen, und alle Bürger hätten es gutheißen sollen. — Aber viele waren damit übel zufrieden. Nicht nur die übrigen Stadtmetzger, und die zahlreichen Anverwandten des Eingekerkerten, sondern auch andere ihm wohlgeneigten Freunde fiengen an zu murren, und das Verfahren des Bürgermeisters überlaut zu misbilligen. Einige liefen seiner Behausung zu, und verlangten mit Ungestümm, der Metzger Heinrich sollte ohne Verzug auf freyen Fuß gestellet werden. Man habe ihm Unrecht gethan, sagten sie, er sey vollkommen unschuldig. Wenn er sich nicht gewehret hätte, wäre er von seinem wilden Nachbar zu todt geschlagen worden. Jedermann habe das Recht, zu Beschützung seines Lebens Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Ganz gelassen antwortete der Bürgermeister, sie sollen versichert seyn, es werde ihrem Mitbürger nicht das mindeste Leid geschehen, wenn die Sache sich also verhalte, wie sie vorgeben. Aber es müsse eine gerichtliche Untersuchung vorangehen. Er habe wirklich durch die Amtsdiener alle Rathsherren zu einer außerordentlichen Versammlung auf das Rathhaus berufen lassen, und zweifle nicht, nach einigen Stunden werde der Gefangene in die Freyheit gesezet, und wenn er einen Schaden gelitten, vollkommen entschädiget werden. — Sein Bescheid gefiel ihnen gar nicht: er konnte mit harter Mühe erhalten, daß sie ihn von seiner Behausung hinweg, und dem Rathhause zugehen ließen. — Unterdessen hatten andere ein viel frecheres Stück gewagt, indem sie ohne Wissen und Willen der Obrigkeit gewaltsamer Weise den Kerker erbrochen, den Gefangenen herausgenommen, und mit lautem Freudengeschrey in seine Wohnung heimgeführet. — Aber hiebey ward der Zusammenlauf noch größer, und die Gährung noch allgemeiner. Die Urheber der Freveltat ließen nicht nach, alles Volk mit aufrührischen Reden und gehäßigen Beschuldigun-

digungen wider die obrigkeitlichen Personen anzuhetzen. Sie brachten es so weit, daß eine Schaar verwägener Pursche zusammengetreten, und sich erfrechet, die Behausungen des Bürgermeisters und der Rathsherren zu bestürmen, und auf die muthwilligste Art auszurauben. — Noch nicht genug. Der glückliche Erfolg dieser tollen Unternehmung machet noch mehreren Muth: der Geist der Aufruhr nimmt alle Augenblicke überhand. Man lauft haufenweise dem Rathhause zu; umsonst lassen die erschrockenen Gerichtsherren den Eingang und alle Zimmerthüren versperren und verriegeln; es wird der Eingang mit Gewalt eröffnet; eine Thüre nach der andern aufgebrochen; der Bürgermeister und die drey ältesten Rathsherren vom obersten Zimmer auf die mit Steinen gepflasterte Erde herababgestürzet; die übrigen alle mit gräulichen Schmäh- und Drohworten nicht nur aus dem Rathhause, sondern auch zur Stadt hinausgejagt.

Es wollten zwar einige gutgesinnten Bürger ihrer Obrigkeit zu Hülfe kommen, und griffen zu den Waffen: aber die Aufrührer waren ihnen weit überlegen. Nachdem auf beyden Seiten viel Blut vergossen, vier und zwanzig Perso-

Personen getödtet, und noch mehrere verwundet worden, befanden sich alle treue Freunde der Obrigkeit genöthiget die Flucht zu ergreifen, und die Stadt zu verlassen.

Jetzt hat es in dieser Stadt nicht anders zugehen können, als es in einem Schiffe auf dem Meere zugehen würde, wenn die eingeschifften Leute bey einem heftigen Sturmwetter den Steuermann und alle seine Gehülfen in die Wellen hinaus geworfen hätten. Die frechesten aus den Aufrührern wollten den Meister spielen, und einen neuen Rath bestellen: aber es ward nichts daraus; weil sie selbsten untereinander in Zank und Zwistigkeiten gerathen, auch keiner allein so ansehnlich und mächtig gewesen, daß er die übrigen zum Gehorsam hätte nöthigen können. Hiemit riß die gräulichste Unordnung im Handel und Wandel ein; jeder Einwohner that mit zügelloser Frechheit, was ihm beliebte; die allerehrlichsten waren am wenigsten vor Unbilden und Gewaltthätigkeiten gesichert.

Ihr werdet Euch vielleicht verwundern, warum dann der Churfürst von Maynz, als Oberherr dieser Stadt, nicht alsogleich Fried und Ruhe geschaffet. Aber Ihr müsset wissen, daß

dieser

dieser Herr eben dazumal sich in solchen Umständen befunden, in denen ihm nicht gleich möglich gewesen, eine genugsame Anzahl Soldaten nach Bingen zu schicken, und die Aufrührer zu bezwingen. Es war ein schwerer Krieg in Deutschland entstanden. Zwey vornehme Herren, Herzog Ludwig von Bayern, und Herzog Friederich von Oesterreich stritten miteinander um die kaiserliche Würde: ein jeder hatte einige Churfürsten, Fürsten und andere Edelleute auf seiner Seite, es wurden Städte belagert; Schlachten geliefert; Länder verheeret. Der ebengemeldte Churfürst von Maynz hielt es mit Ludwig von Bayern, und hatte ihn schon in seinem Lande als rechtmäßigen Kaiser ausrufen lassen. Eben darum war er verpflichtet demselben einen Theil seiner Soldaten zu Hülfe zu schicken; den andern aber mußte er zur Beschützung der Stadt Maynz wider die benachbarten Feinde beysammen halten. — Dieses wußten die Aufrührer zu Bingen gar wohl. Es half nichts, daß der Churfürst dieselben durch einige Abgeordneten, in Güte ermahnen lassen, die vertriebenen Magistratspersonen und Mitbürger wieder anzunehmen, und hinfüro ruhig zu seyn. Sie gaben kein Gehör; fuhren fort, in der Stadt nach

ihrem

ihrem Belieben zu schalten und zu walten; ja einige ließen sich gar verlauten, bey den gegenwärtigen Kriegsunruhen hätten die Bürger die beste Gelegenheit, sich von der Bothmäßigkeit dieses Herrn gänzlich zu entladen, und Bingen zu einer freyen Reichsstadt zu machen.

Aber sie haben sich in ihrer Rechnung stark geirret. Nach einer kurzen Zeit kam der in dasigen Gegenden als Kaiser erkannte Ludwig von Bayern mit seinem Kriegsheere an, und nahm sein Hauptquartier in der Stadt Maynz. Die Geschichtschreiber loben seine Großmüthigkeit in Belohnung der guten; und seine Strenge in Bestrafung der bösen Thaten. So bald er von dem Churfürsten Nachricht erhalten, wie sehr sich dessen bingische Unterthanen wider den schuldigen Gehorsam verfehlet, versprach er ihm schleunige und kräftige Hülfe zu leisten. Zuerst mußten die aus bemeldter Stadt verjagten, und nach Maynz geflüchteten Rathsherren und Bürger, vor dem Kaiser und seinem Hofgerichte umständliches Zeugniß von dem Anfang und Fortgang der Aufruhr bis zur Zeit ihrer Vertreibung geben. Hierauf zog er nochmalige Kundschaft ein, was sich ferners in der Stadt, sonder-

bar

bar mit den churfürstlichen Abgeordneten zugetragen. Die Namen nicht nur der Anstifter dieser Empörung, sondern auch ihrer Mitgehülfen wurden mit möglicher Genauigkeit aufgeschrieben. Endlich erhielt eine starke Anzahl Soldaten den Befehl, gegen die Stadt Bingen anzurücken: ihrem Obersten aber ward der Auftrag gemacht, wenn sich die Einwohner zur Gegenwehr setzen wollten, solle er eine Verstärkung, und die nothwendigen Bedürfnisse zur Bestürmung der Stadt durch einen Eilbothen begehren, und sicher erwarten: sofern sie aber sich gutwillig ergeben, müsse er gleich nach seinem Einzuge allen denjenigen, deren Namen er in dem mitgegebenen schriftlichen Verzeichnisse finden werde, kund und zu wissen machen, daß sie sich des folgenden Tages unter Begleitung seiner Soldaten nach Maynz zu verfügen, und allda wegen ihrem bisherigen Verhalten Rechenschaft zu geben haben.

So rückt dann wirklich die ausgeschickte Mannschaft gegen die aufrührische Stadt an. Die Einwohner gerathen in Schrecken und Verwirrung.

wirrung. Einige der frechesten verlangen, man soll die Stadtthore geschlossen halten, und sich zur tapfern Gegenwehre bereiten: aber die meisten andern lassen den Muth sinken, weil sie wohl vorsehen, daß die Gegenwehre nichts nützen, sondern noch größere Uebel, und vielleicht die Verheerung der ganzen Stadt nach sich ziehen würde. — Man schicket hinaus, und läßt fragen, ob dieses Kriegsheer als Freund oder als Feind ankomme. — Wie ihr wollet, antwortet der Oberste: wenn ihr mir den Einzug in die Stadt versaget, muß ich sie bestürmen, und mit Feuer und Schwert verheeren. Lasset ihr mich aber ohne Gegenwehr einziehen, so soll keinem Menschen weder von mir noch von meinen Kriegsleuten das mindeste Leid zugefüget werden. Ich habe nur einen Befehl von meinem Kaiser und von meinem Churfürsten auszurichten. — Auf diese Versicherung hin, wird ihm der Einzug gestattet. —

Um die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu befördern, läßt er allen Einwohnern Gewehr und Waffen abnehmen, und stellet zu allen Thoren eine starke Wache, mit scharfem Befehle,

bis folgenden Tages keinen Menschen weder aus- noch einzulassen. Hierauf kündet er allen, in seinem mitgebrachten Verzeichniße benannten Aufrührern an, sie sollen sich bereit halten, morgen bey Anbruch des Tages mit ihm abzureisen, und zu Maynz vor Gericht zu erscheinen.

Das war eine sehr traurige Zeitung für diese Leute. Das Gewissen sagte ihnen, sie haben einen verlohrnen Handel, und werden sich unmöglich rechtfertigen können. Guter Rath war theuer. Die meisten entschloßen sich, bey eitler Nacht heimlich aus der Stadt zu entfliehen. — Der Geschichtschreiber meldet nicht, ob sie einen verborgenen Ausgang gefunden; oder mit Werkzeugen eine Oeffnung in den Stadtmauern zuwegen gebracht; oder mit Hülfe von Leitern und Stricken über dieselben hinausgekommen: aber dieses erzählet er ausdrücklich, daß es den mehresten geglücket, heimlicher Weise aus der Stadt zu entwischen.

Mit großem Verdruße mußte der Oberste bey anbrechendem Tage wahrnehmen, daß ihm ungeachtet seiner Wachbarkeit die Vollziehung seines Auftrags fehlgeschlagen habe. Er konnte nichts anders thun, als einen Theil seiner

Manns-

Mannschaft zur Bewachung der Stadt zurücklassen; mit dem andern aber den Rückweg antreten, und die wenigen Aufrührer, die nicht entflohen waren, mit sich fortnehmen.

Aber wie groß war seine Erstaunung und Freude, indem er bey seiner Ankunft an den Thoren der Stadt Maynz gehöret, man habe die losen Vögel, die ihm entwischet, glücklich in das Garn gebracht; die bingischen Bürger, so sich mit der Flucht retten wollen, liegen schon in Fesseln und Banden! — Es hatte nämlich der Kaiser sich wohl eingebildet, die Rädelsführer könnten sich einfallen lassen, die Flucht zu ergreifen. Dieß war Ursache, daß er zu eben der Zeit, da ein Theil seiner Truppen nach Bingen aufbrach, mehrere andere Haufen in alle Gegenden bemeldter Stadt rings herum ausgeschicket, mit Befehl, alle Straßen und Wege, sonderbar auf den Abend und in der Nacht besetzt zu halten, und alle Flüchtlinge, so sie ertappen würden, geraden Wegs nach Maynz zu bringen. Der Befehl ward so genau erfüllet, daß fast alle Aufrührer, die bey nächtlicher Weile aus dem ganzen maynzischen Gebiete fortlaufen wollten, den folgenden

Morgen sich in den Kerker der Hauptstadt eingeschlossen befanden.

Ohne Verzug kam es vor dem Richterstuhle des Kaisers, in Beysein seiner Räthe und vieler vornehmen Herren des Reichs, zur Untersuchung sowohl der Klagen, welche die vertriebenen Rathsherren und andere mißhandelte Bürger vorbrachten; als der Entschuldigungen, mit welchen die gefangenen Missethäter sich zu rechtfertigen suchten. — Nachdem alles wohl überleget worden, ward das Urtheil gefället, vermöge dessen die Anstifter und Rädelsführer durch die Hand des Scharfrichters getödtet; ihre Anhänger und Gehülfen aus dem ganzen Lande auf ewig verwiesen; sämmtliche Güter und Habschaften derselben eingezogen, und zu Ersetzung der vielfältigen Beschädigungen, und Herstellung der allgemeinen Ruhe verwendet werden sollten. Dieses Urtheil ist ohne alle Milderung vollzogen worden. Ueber hundert und vierzig Personen haben theils auf eine gewaltsame Weise ihr Leben lassen; theils von Haus und Hof abziehen, und in das Elend wandern müssen.

Ein

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Ueber hundert und vierzig Personen! Wer hätte vermeynet, daß so viele Leute unglücklich werden könnten wegen einem miserablen Hund?

Pfarrer. Der Hund hat keine Schuld daran gehabt. Aus Abgang der Vernunft und des freyen Willens konnte er den natürlichen Trieben, die ihn verleiteten das Schlachthaus zu besuchen, und auf die Fleischbrocken loszugehen, keinen Widerstand thun. Die Schuld war bey den Menschen, welche sich von dem Zorn und andern Leidenschaften zu solchen Unternehmungen bereden lassen, deren traurige Folgen sie mit ihrem Verstande hätten voraussehen, und mit ihrem freyen Willen vermeiden können. Warum haben die Aufrührer nicht, ihrer Pflicht gemäß, das Urtheil des Stadtrathes ruhig abgewartet? Wenn sie hernach etwas dawider einzuwenden gehabt hätten, wäre ihnen ja gestattet gewesen, ihre Einwendungen mit Ehrerbiethigkeit vorzubringen. Ferners stund ihnen der Weg zu ihrem Oberherrn, dem Churfürsten offen,

wo man einem jeden Recht geschaffet hätte, dem zuvor durch den Ausspruch des Stadtgerichts Unrecht geschehen wäre.

Handw. Das verstehe ich wohl, und bin auch Ihrer Meynung. Aber wir wollen einen andern Fall setzen. Wenn es eine so böse Obrigkeit gäbe, welche den Unterthanen augenscheinliches Unrecht thäte, und diese mit Gewalt um ihre alte Rechte und Freyheiten, um ihr eigenthümliches Geld und Gut brächte, sollte es den Bedrängten nicht erlaubet seyn die Waffen zu ergreifen, und sich zur Gegenwehre zu setzen?

Pfarr. Höret zwey höchst wichtige Ursachen, wegen welchen ich Euch antworte, solche Unterthanen dürften zwar in der Absicht, das Unrecht von sich abzuwenden, an gehörigen Orten ihre Klagen vorbringen, dringende Vorstellungen machen, bitten und flehen: aber wenn hiemit nichts ausgerichtet wäre, müßten sie sich mit Gelassenheit und Geduld in ihr hartes Schicksal ergeben. Erstens, ist ein solches Betragen der Lehre und dem Beyspiele des göttlichen Stifters der christlichen Religion allerdings gleichförmig. In dem Sendschreiben des heiligen Paulus an die Römer heißt es überhaupt

und

und ohne Ausnahme, wer seiner rechtmäßigen Obrigkeit widerstehe, der widersetze sich der Anordnung Gottes, und ziehe sich die Verdammung über den Hals. Zweytens, lehret die vielfältige Erfahrung, und eine Menge von alten und neuen Geschichten, daß besagtes Betragen auch in natürlichem Betrachte besser seye, weil insgemein weit mehrere und größere zeitliche Uebel aus gewaltsamer Widersetzung, als aus nachgiebiger Unterwerfung der Unterthanen zu entstehen pflegen.

Handw. Es ist doch ein gemeines Sprichwort, man därfe Gewalt mit Gewalt abtreiben. Sie haben ja kurz zuvor erzählet, der Metzger Heinrich, der den Schiffmann zu todt gestochen, seye von seinen Mitbürgern für unschuldig gehalten worden. Ich glaube auch, die Obrigkeit werde ihm keine Strafe angethan haben. Warum? er war unschuldig angegriffen, und hatte das Recht, sich nach Möglichkeit zu wehren.

Pfarr. Ja, wenn Euch ein solcher Mensch, der nicht eure Obrigkeit ist, unbillig und gewaltthätiger Weise angreift, habt ihr das Recht Euch so viel zu wehren, als zu Eurer Schadloshaltung vonnöthen ist: Ihr därfet ihn sogar

tödten, wenn Ihr Euer eignes Leben nicht mehr anders retten könnet. Hiezu giebt Euch Euere Obrigkeit selbst die Erlaubniß und Vollmacht, und wünschet sogar, daß Ihr Euch derselben bedienet, und den Gegner aus dem Wege räumet. Wisset Ihr, aus was Ursache? weil der Obrigkeit lieber ist, es gehe nur einer, und zwar ein schuldiger; als es gehen zwey Unterthanen, ein schuldiger und ein unschuldiger verlohren. Hätte sich der Metzger Heinrich von dem Schiffmann zu todt schlagen lassen, würde die Obrigkeit genöthiget worden seyn, auch den Todtschläger hinrichten zu lassen; folglich wären zwey Unterthanen, ein unschuldiger und ein schuldiger, um das Leben gekommen: weil aber der Angegriffene sich zur Wehre gestellet, gieng nur der Schuldige verlohren, und der Unschuldige ward zum Nutzen des gemeinen Wesens gerettet.

Vier-

Vierzehente Geschichte.

Von heimlicher Untreue der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten. — Eine solche Untreue ist nicht nur vor Gott sehr strafbar; sondern wird auch gar oft vor den Menschen auf eine ganz unerwartete Weise offenbar gemacht, und nach Verdiensten scharf abgestraft.

Handwerksmann.

Herr Bruder! wenn Sie nichts dawider hätten, möchte ich Ihnen auch wieder einmal mit einer Erzählung aufwarten, und zwar so hübsch und ordentlich, als es unser einem möglich ist. Ich habe ein wenig darauf studiret.

Pfarr. Ja wohl! das gefällt mir.

Handw. Ich habe diese Erzählung von meinem Nachbar, dem alten Müller; und er hat sie von einem geistlichen Herrn, seinem Vetter, vernommen. Sie lautet also. — Es war einmal ein gewisser deutscher Kaiser, mit Namen Sigmund, ein gar wackerer und tugendhafter Herr. Dieser wollte einstens mit einer

großen Anzahl von Kriegsleuten bis nach Rom reisen, um sich vom Pabste krönen zu lassen. Das soll vor alten Zeiten der Brauch gewesen seyn. Aber was geschieht? Die Venetianer wollten ihn keineswegs durch ihr Land reisen lassen: ja, sie widersetzten sich ihm mit gewaffneter Hand. Ich weis nicht eigentlich, was diese Venetianer für Leute sind; mein Nachbar hat es auch nicht recht sagen können.

Pfarr. Die Venetianer werden also genannt wegen Venedig, der Hauptstadt einer sehr ansehnlichen, aus mehrern Landschaften bestehenden Republik oder eines Freystaates in Wälschland, welcher von den Herren des ältesten Adels, unter dem Vorsitze eines Herzogs oder sogenannten Doge oder Dosche regieret wird. Sie sind vor Zeiten zu Wasser und zu Lande gar mächtig gewesen, und haben viele und schwere Kriege, sonderbar wider die Türken geführet.

Handw. Nun recht. Diese Venetianer wollten dem Kaiser Sigmund den Durchpaß mit gewaffneter Hand verwehren. Es liegt nichts daran, wem ich schon die Ursache nicht sagen kann. Aber er hatte auf seiner Seite einen mächtigen Herrn, welcher, wenn mir recht ist, Herzog von Mayland hieß. Sie vereinigten miteinander ihre Kriegs-

Kriegsvölker, und erhielten die Viktorie, und klopften die Venetianer so gewaltig, daß von diesen etliche tausend Mann um das Leben gekommen. Das war gut. Aber doch nicht gut für die Verwundenen, welche voll Zorn und Unmuth, auf Mittel und Weg dachten, wie sie sich an dem groben deutschen Kaiser rächen könnten. Mit den Waffen war es nicht möglich: darum verfielen sie auf einen abscheulichen Schelmenstreich. Hören Sie nur, worinn derselbe bestanden. —

Der Kaiser hatte zu Mayland für sich und seine Leute sehr viele Pferde; folglich auch einen sehr großen Pferdstall. Ueber diese Pferde und den Stall, auch wie ich mir einbilde, über das Futter, und über alles Reit- und Fahrzeug war ein Aufseher bestellet. Man hat mich berichtet, ein solcher Aufseher werde bey großen Herren der Oberstallmeister genannt, und sein Amt sey eines von den vornehmsten und einträglichsten. Zu dem bemeldten Oberstallmeister kamen zwey fremde Herren, die nicht sagen wollten, wer sie seyen, und woher sie kommen. Es waren aber Venetianer. Sie schmeichelten ihm, und strichen den Fuchsschwanz, und versprachen ihm Geld, recht viel Geld, wenn er ihnen nur eine einzige

Gefällig-

Gefälligkeit erweisen wollte. Was für eine Gefälligkeit? Das wird sich bald zeigen.

O Herr Bruder! wie recht haben sie einmal in einer Predigt gesagt, es gebe Menschen, welche das Geld weit mehr als Gott, und den Nebenmenschen, und die Tugend lieben; oder besser zu reden, welche weder Gott lieben, noch den Nebenmenschen, noch die Tugend; sondern einzig und allein das Geld. Das Geld seye das Hauptziel ihrer Gedanken und Begierden, der Abgott ihrer Herzen. Um Geld sey ihnen alles feil, auch ihre Ehre, ihr Gewissen, und der Himmel. Nett so ist dieser Stallmeister beschaffen gewesen. — Er schlich einstens bey eitler Nacht mit seinen zwey Gästen in den Pferdstall, und öffnete ihnen da einen Kasten, in dem der Reitsattel des Kaisers eingeschlossen war: sie aber bestrichen diesen Sattel mit einem Safte, oder mit einem Pulver, oder was weis ich, mit was für einer verfluchten giftigen Materie. Als solches geschehen, zählen sie dem Stallmeister für die erwiesene Gefälligkeit eine Menge goldener Münzen vor, und verbinden sich mit einem Eidschwure, ihm noch zweymal so viel zu geben, sobald der Kaiser einmal auf diesem Sattel, einige Stunden aneinander, würde geritten seyn.

Endlich

Endlich marschiren alle drey miteinander in höchster Stille wieder zum Stalle hinaus. Gehet nur, ihr Kujonen, und schlafet wohl, wenn euch euer böses Gewissen schlafen läßt! ihr vermeynet, es wisse niemand nichts um euer gottloses Vorhaben: aber ihr werdet bald das Widerspiel erfahren.

Es hatte ein anderer Hofherr des Kaisers einen jungen Knaben, der von Kindheit auf, nichts liebers gesehen, als die Pferde; und nirgends mehr Freude und Vergnügen als in den Pferdställen empfunden. Dieser Knab hatte, seiner Gewohnheit nach, eben denselben Nachmittag in dem bemeldten Stalle die Pferde besuchet, und bestreichelt, und beliebkoset. Es war warm Wetter. Er ward schläfrig; legte sich in einem hölzernen Verschlage, der in einem Winkel stund, und halb mit Stroh gefüllet war, darnieder; fieng bald an, ganz sanft einzuschlafen. Da man auf den Abend, ohne an ihn zu gedenken, den Stall zugeschlossen, hat er nichts gehöret, und tapfer fortgeschlafen. Aber in der Nacht, als die Thüre aufgieng, und die drey Herren hineintraten, erwachte er, und erschrack von ganzem Herzen. Doch hielt er sich mausstill. Nachdem ihm der erste Schrecken vergan-

gen,

gen, guckte er durch einen Spalt des hölzernen Verschlags, und sah alles, was passirte. Die Reden, so die Herren miteinander führten, verstund er auch. Aber die Furcht, es möchten dieselben den ganzen Stall durchgehen, und ihn in seiner Liegerstatt erwischen, verursachte ihm ein starkes Herzklopfen. Er war froh, wie eine arme Seele, als sie sich wieder zur Thüre hinausgemacht. Er konnte zwar nicht mehr schlafen, aber getrauete sich doch wieder, laut zu schnaufen. In der Frühe kamen die Stallknechte, um die Pferde zu besorgen, und zur Tränke zu führen: ihm aber glückte es, unvermerkt davon, und nach Hause zu schleichen.

Unterdessen hatte sein Vater sich eingebildet, der Bursch werde in einem benachbarten Hause bey seines gleichen Kameraden übernachtet haben, wie es schon öfters geschehen. Aber jetzt gerieth er in die größte Erstaunung, als ihm der Sohn alles ordentlich erzählet, wie er im Stalle eingeschlafen sey, und was er zu Nachts gesehen, und gehöret habe. — Ey! Ey! das ist eine höchstwichtige Sache, sagte der Vater: Ich will dir diesesmal dein nächtliches Ausbleiben gern verzeihen. Aber, sagte er,

du mußt bey Leibe keinem Menschen etwas davon melden. Merke es wohl: du darfst im mindesten nichts dergleichen thun, als wärest du vergangene Nacht im Stalle gewesen. Wenn es der Stallmeister wüßte, sagte er, würde er dich erwürgen, oder zu todt schlagen. — Dieses ließ sich der Knab wohl gesagt seyn: sein Vater aber gieng fort, und suchte eine Gelegenheit, unter dem Vorwande eines ganz andern Geschäffts, mit dem Kaiser allein zu reden, welchem er dann alles getreulich offeriret, was er aus dem Munde des Knaben vernommen hatte.

Diese Nachricht kam dem Kaiser sehr kurjos vor. Er wußte anfangs nicht, ob er sie glauben, oder nicht glauben sollte. Vielleicht, gedenket er, hat es dem Knaben nur geträumet; Vielleicht hat er gelogen, damit man ihn wegen seinem nächtlichen Ausbleiben nicht abstrafe; Vielleicht ist der Vater selbst ein heimlicher Feind des Stallmeisters, und will ihn durch eine erdichtete Verläumdung in Ungnade bringen. Endlich kommt dem Herrn ein guter Einfall in den Kopf, ja, ein recht guter Einfall. Sie werden sich verwundern, Herr Bruder! wie geschickt er

diesen

diesen Einfall ausgeführet. Er legte dem Ankläger das allerstrengste Stillschweigen auf, und ließ ihn mit dem Versprechen einer schönen Belohnung von sich. Bald darauf kam die Zeit des Mittagessens, wobey sich der Kaiser ganz munter und frölich erzeiget. Am Ende sagte er den anwesenden Hofherren und Kriegsobersten, weil das Wetter so schön sey, hätte er Lust in ihrer Gesellschaft einen Spazierritt zu machen. Zugleich gab er dem Oberststallmeister den Befehl, er solle eine genugsame Anzahl Pferde für die ganze Gesellschaft: für den Kaiser aber den neugekauften schönen jungen Gaul satteln lassen. O das ist dem untreuen Mann ein erwünschter Befehl! Jetzt hofft er bald das übrige Geld zu bekommen, das ihm die fremden Herren in der Nacht versprochen hatten. Es waren geschwind alle Anstalten zum Spazierritte gemacht. Die Hofherren und Kriegsobersten saßen schon zu Pferde. Der Stallmeister hatte noch zwey in Bereitschaft; das eine für sich, das andere für den Kaiser, nämlich den neugekauften schönen jungen Gaul; und auf diesem war der Sattel, den die Böswichte, wie schon gemeldet, in geheim vergiftet hatten.

Der Kaiser kommt gestiefelt und gespornet. Er betrachtet das für ihn bereitete Pferd, und spricht zum Stallmeister: Ich traue diesem jungen Gaul nicht. Ich muß vorher wissen, ob er recht abgerichtet und tugendsam ist; was er für einen Trab macht; wie er im Galope lauft. Sitz du darauf, sagte er, und reit voraus. Ich will den deinigen besteigen.

Ueber dieser Rede erschrack der Mann, als hätte ihn der Donner getroffen. Gnädigster Herr! sagte er mit stammelnder Zunge, ich bitte um Vergebung. Das kann nicht seyn. Es schickt sich nicht. Ein geringer Diener darf sich nichts solches unterstehen.

Du darfst wohl, antwortet der Kaiser, wenn ich es also haben will. —

Seyn sie versichert, gnädigster Herr! der junge Gaul ist wohl abgerichtet, und recht tugendsam. —

Das will ich sehen, wenn du mir ihn vorreitest. —

So seyn sie dann so gnädig, versetzte der Geängstigte, und lassen sie mich die Sättel umwechseln.

Nichts, nichts! sagte der Herr: dein Sattel ist mir gut genug. Nur geschwind auf!

Aber, verzeihen sie mir! gnädigster Herr! es wird mir eben jezt zum Sterben übel.

Es wird dir durch die Bewegung schon wieder besser werden. Allegro! fort!

Die übrigen Reiter konnten nicht fassen, warum der Stallmeister so viel Dizentes mache. Sie ruften ihm zu, er solle gehorsamen. Er mußte wohl. Der Kaiser, welcher jetzt an der Wahrheit des Vormittag empfangenen Berichts nicht mehr zweifelte, hätte den Kerl, wenn er nicht freywillig aufgesessen wäre, von den Stallknechten auf den Gaul heben, und darauf anbinden lassen. — Der Spazierritt geht an, und dauert mehrere Stunden lang; bald geraden Wegs, bald überzwerchs; wist und hott, auf der Ebene, und über Anhöhen; bald im Trab, bald in vollem Galob. Pferde und Reiter erhitzen sich, und gerathen in starken Schweiß. Das war eben, was der Kaiser verlanget; aber auch was der Stallmeister am meisten gefürchtet. Es gieng ihm grün und gelb vor den Augen um, weil ihm alleweil einfiel,

was ihm die Venetianer deutlich genug zu verstehen gegeben, durch die Wärme und den Schweiß werde das Gift, mit welchem der Sattel bestrichen, zum Ausdünsten gebracht, und zur Vergiftung des darauf sitzenden Reiters zubereitet werden. Wie gern würde er das eingenommene Lumpengeld, und noch viel von dem seinigen dazu gegeben haben, wenn er einen andern, anstatt seiner, hätte dürfen aufsitzen lassen! er nahm sich oft vor, er wolle nicht schwitzen, und schwitzte doch mehr, als die andern alle. Man ließ ihm keine Ruhe: so bald er mit dem Pferde innhalten oder zurückbleiben wollte, schlug der Kaiser, oder auf dessen Wink ein anderer Reiter mit der Peitsche auf den jungen Gaul also zu, daß dieser die heftigsten Capriolsprünge machen mußte.

Aber was geschieht weiter? Als man vom Spazierritte nach Hause gekommen, ruhete der Kaiser ein wenig aus. Hernach ließ er seine Hofräthe zusammenberufen, und dem Stallmeister durch einige Gerichtsdiener ankünden, er müsse, als ein Angeklagter, ohne Verzug vor Gericht erscheinen. O weh! das ist ein neuer Donnerschlag in den Ohren des bestürzten Man-

nes. Er kann sich zwar nicht einbilden, wer ihn verrathen habe: aber daß er verrathen sey, kann er nicht mehr zweifeln. Wie angstvoll und desperat erscheint er vor dem Richterstuhle seines so sehr beleidigten und so billig erzörnten Herrn! — Der Kaiser fragt in dessen Gegenwart seine Hofräthe, was dieser Mensch für eine Strafe verdienet habe, der die vergangene Nacht den Reitsattel des Kaisers von zwey Fremdlingen vergiften lassen, und dafür eine Anzahl goldener Münzen eingenommen; auch wirklich entschlossen gewesen, durch diesen Sattel seinem Herrn das Gift beyzubringen, und hiedurch noch doppelt so viel Geld zu verdienen. — Alle Gerichtsherren entsetzen sich, und sind der einhälligen Meynung, der gräuliche Missethäter müsse entweder lebendig gerädert, oder auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. — Aber der Kaiser stimmet dieser Meynung nicht bey; sondern giebt folgenden Ausspruch: Es brauchet weder Rad, noch Feuer. Das Gift, welches der Untreue, anstatt meiner, im Spazierritte bekommen, wird ihn schon genugsam abstrafen. Er soll eben jene Schmerzen empfinden, die er mir zubereitet; und den langsamen Tod ausstehen, den er mir an-

thun

thun wollen. Lasset ihn in dem Kerker verwahren, und nur dieses verhüten, daß er sich selbsten das Leben nicht abkürzen könne.

Dieser Sentenz ist genau vollzogen worden: die Prophezeyung des Kaisers hat bald ihre Richtigkeit bekommen. — Anfangs sind dem unglückseligen Stallmeister seine Füße und Schenkel, und der ganze Leib heftig aufgeschwollen. Hernach hat das Gift, mit Verursachung entsetzlicher Schmerzen und Quaalen auch die innerlichen Theile angegriffen. Endlich folgte die Fäulung und Vermoderung eines Glieds nach dem andern, und zuletzt ein abscheulicher Tod. — Ob dieser arme Sünder vor dem Richterstuhle Gottes besser bestanden, als vor dem Richterstuhle des Kaisers, werden wir am allgemeinen Gerichtstage innen werden.

Jetzt hat meine Erzählung ein Ende. Ich habe aber noch einen Denkspruch dazu ausstudirt, welcher also heißt: **Heimliche Untreue verdienet öffentliche Schand und Strafe.**

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Pfarrer.

Euer Denkspruch ist wohl angebracht. Man wird mit diesem wegen seiner Untreue verunglückten Manne wenig Mitleiden getragen; sein eignes Gewissen wird ihm, anstatt des Trostes in seinen Schmerzen und Quaalen, immerdar gesagt haben: Es ist dir Recht geschehen. — Wer seinem auch mindesten Nebenmenschen in geheim schaden will, ist schon Schand- und Strafwürdig: wie vielmehr ein Unterthan, ein Beamter, ein Dienstboth, der etwas solches waget gegen seine Vorgesetzten, Herren und Meister, welchen er eine besondere Treue schuldig ist?

Handw. Bey uns gemeinen Leuten ist kein Dienstbothe so boshaft, daß er sich getrauen würde, seiner Herrschaft mit Gift nach dem Leben zu stellen. Aber es giebt doch hin und wieder einige, welche sich kein Gewissen machen, mit dem Haab und Gut ihres Meisters treulos umzugehen, bald da bald dort etwas zu zwacken, zu entwenden, in der Stille zu verkaufen, oder ihren Verwandten und Bekannten heimlich einzuliefern.

Pfarr. Was nützet solchen Dienstbothen ihre Treulosigkeit? Oftmals werden sie auf eine unversehene Weise ertappet oder verrathen: dann ist es um ihren guten Namen geschehen; man verstoßet sie aus dem Dienste, und will sie in keinem ehrlichen Hause mehr annehmen. Gesetzt aber, ihre Schelmenstreiche bleiben vor den Menschen verborgen, fallen sie doch bey dem allwissenden und gerechtesten Gott in Ungnade, und haben von ihm kein Glück und Segen mehr zu hoffen: der ungerechte Gewinn wird ihnen niemal wohl angedeyen: sie werden die Wahrheit jenes Sprichworts erfahren: **Uebel gewonnen, übel zerronnen.**

Handw. Was sagen Sie von jenen Hausvätern, welche aus Mistrauen bisweilen arglistiger Weise die Treue ihrer Dienstbothen auf die Probe stellen? Zum Exempel, sie lassen da und dort ein Stück Geld, oder sonst etwas, unverwahret liegen, um zu sehen, ob der Dienstboth dasselbe für sich behalten; oder aber unverrückt liegen lassen, oder seinem Herrn getreulich einhändigen werde?

Pfarr. Diese Art einen armen Dienstbothen in Versuchung zu setzen, mag hingehen,

wenn der Haushert schon vorher eine gegründete Ursache hat, an der Treue einer solchen Person zu zweifeln. Sonst aber wollte ich ihm rathen, er solle vielmehr sein Geld, und alle seine Habschaft nach Möglichkeit verschließen und verwahren, und fleißig darauf Acht geben. So machte es ein gewisser Hausvater, und als ihm seine Magd sagte: Warum verschließet ihr alles? haltet ihr mich für eine Diebinn? gab er ihr zur Antwort: Nein, ich halte dich für keine Diebinn; sondern ich verschließe alles, damit du keine Diebinn werden könnest.

Handw. Ich hätte fast vergessen, Ihnen einen Zweifel vorzutragen, den ich schon damals bekommen, als ich das erstemal die Geschichte von dem Stallmeister des Kaisers Sigmund erzählen hören. Hat es wohl natürlicher Weise möglich seyn können, den Reitsattel dieses Herrn also zu vergiften, daß das Gift durch die Wärme und den Schweiß sich in den Leib des Reiters ergießen müssen?

Pfarr. Es wäre zu wünschen, daß kein Mensch jemals an die Erfindung einer so gefährlichen Kunst gedacht hätte. Aber sie ist, nach dem Zeugnisse naturkündiger und arzneyverstän-

diger

diger Männer, schon lang erfunden. Man erzählet auch zum Beweise verschiedene Geschichten; unter andern eine vom Kaiser Otto dem dritten, welchem eine adeliche Frau von Rom vergiftete Handschuhe zugeschicket, und dadurch den Tod beygebracht haben soll. — An der Wahrheit Eurer Erzählung läßt sich fast nicht zweifeln; sie ist von dem schon einmal angerühmten Geschichtschreiber Johann Trithemius, der nahe an den Zeiten des Kaisers Sigmund gelebet, in seinen mit vieler Aufrichtigkeit verfertigten hirschauischen Jahrschriften, auf das Jahr 1432. umständlich aufgezeichnet worden.

Fünfzehente Geschichte.

Von den Pflichten des Soldatenstandes. — Jener Kriegsmann verdienet die größte Ehre und Hochschätzung, welcher zugleich tapfer und wohlgesittet in allen Gelegenheiten nicht nur sein Vaterland und seinen König wider den Feind; sondern auch sein Herz wider das Laster beschützet; und nicht aufhöret tugendhaft zu handeln, wo einige seines gleichen tugendlos zu handeln pflegen.

Handwerksmann.

Sie wissen wohl, Herr Bruder! daß man eine Zeit her, fast von nichts, als von Kriegen und von Soldaten redet. Neulich trank ich im Wirthshause eine Maas Bier; und da war einer zugegen, den man Herr Hauptmann schelten mußte, und der in unsern Gegenden junge Mannschaft anwerben und fortführen hilft. Er erzählte uns, in Gegenwart einiger Rekruten, allerhand Heldenthaten vom König Alexander, und vom Kaiser Karl, und vom Prinz Eugeni; sonderbar aber von einem Feldherrn,

mit Namen Laudon. Ich hätte ihm gern auch etwas dergleichen entgegen erzählet: aber es fiel mir nichts ein. Möchten Sie mir nicht eine schöne Geschichte von Kriegen und Soldaten vorstrecken, mit welcher ich ihn das nächstemal auszahlen könnte?

Pfarr. Mir gefallen dergleichen Geschichten am allerwenigsten. Ich denke ungern und mit herzlichem Abscheuen an das Blutvergießen, und an die Gewaltthätigkeiten, welche im Kriege gewöhnlich sind; und an die traurigen Folgen, so daraus entstehen. — Doch will ich Euer Begehren nicht abschlagen. Es kommt mir eine merkwürdige Begebenheit zu Sinne von einem Kriegshelden, der zugleich tapfer und wohlgesittet, in allen Gelegenheiten nicht nur sein Vaterland und seinen König wider den Feind; sondern auch sein Herz wider das Laster beschützet, und nicht aufgehöret tugendhaft zu handeln, wo einige seines gleichen tugendlos zu handeln pflegen. Sein ganzer Lebenslauf ist in vielen, sonderbar französischen Büchern, von Champier, Caussin, Morery, beschrieben worden, und erst vor wenigen Jahren zu Paris wieder auf das neue im Druck erschienen.

Er war gegen Ende des fünfzehenten Jahrhunderts in der französischen Landschaft Dauphine oder Delphinat von hochadelichen Eltern gebohren: sein eigentlicher Name hieß Peter von Terrail: aber nachdem er auf die vor alten Zeiten gewöhnliche Weise zum Ritter geschlagen worden, ward er insgemein nur der Ritter von Bayard genannt. — Wir haben keine umständliche Nachricht wie seine jugendliche Erziehung beschaffen gewesen: aber ohne Zweifel hatte seine Frau Mutter in Abwesenheit des Herrn Vaters, der sich selten zu Hause befand, ihre wichtige Schuldigkeit wohl erfüllet. Sie wird sich nicht begnüget haben, dem jungen Sohn zuzusprechen, er solle gedenken, daß er von hohem Adel sey, und sich durch adeliche Sitten von dem gemeinen Pöbel unterscheiden müsse. Wenn man sich nicht wohl aufführe, komme man in der Welt nicht recht fort; man werde nicht angesehen und geschätzet; man könne sein Glück nicht hoch treiben. Weit kräftigere Bewegursachen wird sie ihm vorgestellet; viel wirksamere Wahrheiten wird sie in sein zartes Herz eingepräget haben, die Wahrheiten von Gott und seinen Gebothen, von dem göttlichen Erlöser und sei-

nen

nen Lehren und Beyspielen, von dem Ziel und Ende der menschlichen Seele, von ihrem zukünftigen Schicksale, von der ewigen Belohnung der Tugendhaften, und ewigen Bestrafung der Lasterhaften. — Wehe jenen adelichen Eltern, welche sich fast schämen, von dergleichen Gegenständen, als wenn sie nur für gemeine Leute gehörten, mit ihren Kindern zu reden! sie werden niemal die Freude erleben, welche diese adeliche Frau an ihrem Sohne erlebet, da er frühzeitig mit seinem Herrn Vater in das Feld ziehen, und in solche Gesellschaften und Gelegenheiten gerathen müssen, wo gar oft die Tugend am meisten Gefahr leidet, und die Ausgelassenheit der Sitten ungehindert im Schwunge geht.

Er ließ sich angelegen seyn, nicht nur ein tapferer Kriegsmann zu werden, sondern auch ein guter Christ zu bleiben. Beydes gieng ihm von statten, und zwar sein ganzes Leben lang, welches er unter drey französischen Königen, Karl dem achten, Ludwig dem zwölften, und Franz dem ersten, in beständigen Kriegsdiensten zugebracht.

Ich will Euch nicht alle Heldenthaten melden, die dieser berühmte Ritter von Bayard in

Bela-

Belagerungen und Schlachten, in Einnehmung und Beschützung der Länder ausgeübet; auch nicht alle tugendsame Handlungen, mit welchen er den Glanz seiner Heldenthaten vermehret. Nur eine einzige Begebenheit will ich Euch, als eine Probe seiner Tapferkeit und Tugend, umständlich erzählen.

Die französischen Kriegsvölker belagerten im venetianischen Gebiete eine große wohlbefestigte Stadt, Brescia genannt, welche sie schon einmal eingenommen, aber durch die Treulosigkeit der Bürger wieder verlohren hatten. Es waren schon einige Theile der Mauern und Festungswerker durch das grobe Geschütz zu Boden geworfen: aber die Belagerten, theils Bürger, theils venetianische Kriegstruppen, in sehr großer Anzahl, wollten nichts von einer Uebergabe hören. Darum ward im französischen Lager beschlossen, einen Hauptsturm zu wagen, und mit Gewalt in die Stadt einzudringen. Der Ritter von Bayard erhielt den Auftrag, mit den beherztesten Soldaten eine der stärksten Verschanzungen zu besteigen und zu erobern. Er wußte zwar wohl, daß die Franzosen jene Soldaten, die beym Sturmlaufen vorausgeschicket

werden,

werden, verlohrne Kinder zu nennen pflegen, weil es insgemein um ihr Leben geschehen ist: aber das schreckte ihn nicht; er nahm den Auftrag mit größter Munterkeit an, und war der erste mit den erforderlichen Zurüstungen fertig.

Der bestimmte Tag kommt an; die zum Stürmen verordneten Völker rücken auf mehrern Seiten vor; dem Ritter von Bayard gelingt es mit seiner Mannschaft die angewiesene Schanze zu ersteigen, ohne größeres Unglück für seine Person, als daß er von einer Flintenkugel an dem linken Ohr nicht so fast verwundet, als nur gestreifet worden. Aber erst jetzt gieng es recht hitzig zu. Man mußte sich mit Hauen und Stechen einen Weg machen: ein jeder Schritt kostete Blut: unser Ritter, der mit dem Degen in der Faust die Seinigen anfrischte, bekam einen so gewaltigen Stich von einer feindlichen Lanze, daß der Spitz des Eisens in der Wunde stecken geblieben. Das Blut sprudelte hervor; er konnte sich kaum mehr auf seinen Füßen halten. — Aber sehet seine Unerschrockenheit! er wendet sich zu einem an seiner Seite fechtenden Hauptmann, Molard mit Namen. Mein Molard! sagte er: ich bin verwundet; die

Kräf-

Kräften verlassen mich. Aber gebet auf mich kein Acht; lasset nur die Truppen tapfer vordringen. Die Stadt ist unser. — Der Hauptmann und die ganze Kriegsschaar, durch diesen Zuspruch und das Blut ihres Anführers noch mehr erhitzet, überwanden allen Widerstand; zwangen die Belagerten mehr und mehr zurückzuweichen; und verfolgten sie bis in die Vorstadt. Zu gleicher Zeit hatte ein anderer Theil des stürmenden Kriegsheeres auf einer andern Seite die Festungswerker überstiegen. Von aussen kamen immerdar neue Hülfsvölker an. Die Belagerten waren übermannet; die Obsieger drangen gar in die Stadt selbsten ein. Da ward leider, wie es bey dergleichen Umständen zu geschehen pflegt, in der ersten Wuth alles niedergemetzelt; Häuser und Kirchen geplündert; mehrere zerstöret oder in Aschen gelegt; keinem Geschlechte, keinem Stande, keinem Alter verschonet. Nach Zeugniß eines der angeführten Schriftsteller sind bey dieser blutigen Begebenheit gegen zwanzig tausend Personen um das Leben gekommen.

Wie ist es aber unterdessen dem tödtlich verwundeten Ritter von Bayard ergangen? zwey Soldaten hielten ihn, da er zu Boden sinken wollte,

wollte, und trugen ihn aus dem Gefechte hinweg. Weil in der Eile keine Leinwand zu finden, schnitten sie die Aermel von ihren Hemdern ab, und verbanden damit seine Wunde, so gut sie konnten. Von einem Schildwachthause, das in der Nähe stund, rissen sie ein Brett hinweg, um den Verwundeten darauf zu legen, und etwas sanfter fortzutragen. Wohin? in die Vorstadt, welche, wie ich schon gemeldet, zu nämlicher Zeit von den Bestürmern eingenommen war. Unter den ersten Häusern befand sich eines, welches schön gebauet, einem Pallaste gleich sah. Diesem giengen die Träger zu, in Hoffnung, da werde ein gutes Bett und eine gute Verpflegung für ihren leidenden Feldherrn zu finden seyn.

Es wohnte in besagtem Hause eine reiche und tugendhafte adeliche Wittwe mit zwey christlich erzogenen jungen Töchtern. Man kann denken, in was Schrecken und Angst alle drey bey wirklichem Anrücken und Eindringen der feindlichen Kriegsvölker gerathen, sonderbar aber, als sie an der Hausthüre heftig und anhaltend klopfen und rufen gehöret. Die Töchter liefen davon, um sich an dem Orte, wo das Futter für die

Kutschenpferde aufbehalten wurde, nach Möglichkeit unter dem Heu zu verbergen. Die Mutter hatte noch so viel Muth, daß sie sich getrauet zum Fenster hinauszusehen. Bey dem ersten, wiewohl schauderhaften Anblicke des mit Blute überronnenen Feldherrn fiel ihr ein, die zwey Soldaten haben ihn daher getragen, damit er in ihrem Hause beherberget und versorget werde. Unverzüglich muß einer ihrer Dienstbothen die Hausthüre öffnen: sie selbst aber lauft ihrem schönsten Zimmer zu, sperret es auf, und zieht die Fürhänge des besten darinn zubereiteten Gastbettes von einander.

So bald der verwundete Ritter darauf gelegt worden, wirft sie sich vor ihm auf die Knie nieder. Ach, hochedler Herr! spricht sie mit seufzender Stimme: Ich habe schon bemerket, daß ihr einer der vornehmsten und tapfersten aus dem französischen Kriegsheere seyd. Erbarmet euch einer bedrängten Wittwe und ihrer zwey Töchter. Beschützet uns großmüthig wider die Plünderung und Gewaltthätigkeit! ich biethe euch für diese Gnade mein ganzes Haus und alles zeitliche Haab und Gut zu euren

Dien-

Diensten an. — Frau! antwortete er, ihr sehet, daß ich gefährlich verwundet bin, und vielleicht nur noch wenige Stunden zu leben habe. Aber so lang ich lebe, soll euch und den eurigen nicht das mindeste Leid geschehen. Verlasset euch auf mein ritterliches Ehrenwort, und sorget hauptsächlich, daß eure Töchter sich nach Möglichkeit verborgen halten.

Indem er also redete, kam ein Kriegsbeamter, der sein Geheimschreiber und Zahlmeister war, sammt dem Wundarzt und dessen Gesellen herbeygelaufen. Der Ritter aber, bevor er sich die Wunde besichtigen ließ, gab den zwey Soldaten Befehl, dieses Haus, das er hiemit unter seinen Schutz nehme, genau zu bewachen, und niemanden ohne seine ausdrückliche Erlaubniß den Eintritt zu gestatten. Dabey versprach er ihnen acht hundert Thaler aus seinem eignen Beutel zu ihrer Entschädigung, weil sie durch ihren Dienst verhindert wurden, gleich andern Soldaten zu plündern und Beute zu machen.

Es kostete diese Schildwachen wenig Mühe den Befehl zu vollziehen; niemand ließ sich gelüsten mit Gewalt in eine Behausung einzudrin-

gen, wo ein so berühmter Held seine Einkehre, oder wie die Soldaten reden, sein Quartier genommen hatte. In andern Häusern hörte man zu eben dieser Zeit Getös und Lärmen, jammern und heulen; die meisten wurden rein ausgeplündert; manche übel zugerichtet, oder gar in Aschen geleget: aber in diesem war Frieden und Ruhe. — Der Wundarzt hatte das Glück, den eisernen Lanzenspitz aus der Wunde des Ritters herauszubringen, und den Brand zu verwehren: ja, er wirkte durch seine Kunst und Geschicklichkeit so viel aus, daß in wenigen Tagen die Todesgefahr verschwunden, und die Wunde zu heilen angefangen.

Wer will die Freude der adelichen Wittwe genug beschreiben? Sie dankte Gott nicht anders, als wenn er ihr einen Engel vom Himmel zu ihrer und ihrer Töchter Beschützung geschicket hätte. Was immer zur Verpflegung und Bequemlichkeit dieses, obwohl kranken, doch allerwerthesten Gastes dienlich seyn konnte, schaffte sie mit größter Sorgfalt an; munterte den Wundarzt und seinen Gehülfen zu unermüdeter Hülfsleistung auf; kochte mit eignen Händen, und setzte ihm die Speisen vor, die er in seinen kränk-

kränklichen Umständen genießen durfte. Keine Mutter kann für ihren eignen Sohn sorgfältiger seyn.

Es ward mit ihm von Tag zu Tag besser. Er konnte schon unter Tags ausser dem Bette seyn, und die Besuche von den vornehmsten Kriegsobersten annehmen. Da merkte die Kostfrau erst recht, daß sie nicht nur einen tapfern Kriegshelden, sondern auch einen tugendhaften Christen bewirthe. Täglich widmete er eine gewisse Zeit dem Gebethe: zum Zeitvertreibe ließ er sich etwas nutzbares aus guten Büchern vorlesen: in seinen freundlichen und witzigen Gesprächen kam ihm niemal ein unanständiges Wort aus dem Munde. — Als sie ihn eines Tages um Erlaubniß bath, ihre Töchter vorzuführen, gab er mit Höflichkeit zur Antwort, es werde ihm eine Ehre seyn, wenn ihn diese Fräulein bisweilen besuchen wollen: aber er bitte nur, daß es jederzeit in Begleitschaft ihrer Frau Mutter; und niemal in Gegenwart der Kriegsleute geschehe. — Sie kam auch öfters mit beyden, und weil die eine im Singen, die andere im Klavierschlagen meisterlich geübet waren, warteten sie ihm bisweilen mit einer kleinen Musik auf.

Aber was leidige Bothschaft setzet plötzlich alle drey in tiefe Bestürzung und Verlegenheit! Es kommt ein Befehl an, der Ritter von Bayard solle unverzüglich mit einem Theile der Besatzung aus der Stadt ziehen, und sich mit dem Kriegsheere vereinigen, welches in Bereitschaft stehe, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Ach Himmel! seufzet die Frau: wende von uns ein solches Unglück ab! o theurer Ritter! wie hart und unbarmherzig geht man mit euch um! kaum seyd ihr dem Tode entgangen, und sollet ihm schon wieder entgegen gehen. Ich hoffe doch, ihr werdet euch mit eurer schwachen Gesundheit entschuldigen.

Meine Kräften, gab er zur Antwort: haben schon ziemlich zugenommen. Es ist um die Erfüllung meiner Standespflichten zu thun. Ich denke, wenn ich für mein Vaterland und für meinen König Leib und Leben wage, werde Gott mit mir eben sowohl zufrieden seyn, als mit einem geistlichen Ordensmanne, der zu gleichem Ziel und Ende sein Gebeth verrichtet.

Aber,

Aber, erwiederte sie unter hervorbrechenden Thränen: wenn ihr uns verlasset, wie wird es uns ergehen? wer wird mich und meine Töchter beschützen? —

Derjenige wird euch beschützen, der mich so unerwartet zu euch geschicket, da ihr einen Schutz vonnöthen hattet. Trauet auf seine gütige Fürsehung. Ich will thun so viel ich kann, und euer Haus dem Obersten der hierbleibenden Kriegstruppen nachdrücklich anbefehlen.

Die gute Wittwe konnte vor Betrübniß nichts mehr reden, und gieng davon, um desto freyer bey ihren Töchtern zu weinen.

Als wirklich der Tag seiner Abreise angebrochen war, kam sie abermal, ein schweres aus Stahl verfertigtes Kästlein in den Händen tragend, in sein Zimmer, und wollte sich, nachdem sie das Kästlein auf den Tisch gestellet, ihm zu Füßen werfen: aber er gestattete es nicht. Sie blieb dann stehen, und redete ihn also an: So muß es dann seyn, Herr Ritter von Bayard! ihr wollet leider noch diese Stunde abreisen, und werdet vielleicht nimmermehr zurückkommen! In Gottes Namen! meine

Entschließung ist auch gemacht: ich will eurem Rathe folgen, und bey diesem bittern Schicksal mein ganzes Vertrauen auf die göttliche Fürsehung setzen. — Aber warum saget ihr nichts von den großen Forderungen, die ihr noch an mich zu machen habet? Ohne euern Schutz wäre mein Haus geplündert worden, und unser ganzes Vermögen verlohren gegangen. Jetzt gehöret von rechtswegen alles euch, und steht euch zu Diensten. Wenn euch eure edle Großmuth nicht zuläßt alles anzunehmen, so verschmähet doch nicht die kleine Verehrung, welche ich zum Zeichen unserer herzlichsten Dankbarkeit daher gebracht. — Bey diesen Worten eröffnete sie das Kästlein, welches mit lauter glänzenden Dukaten angefüllet war. — Der Ritter lächelte, und fragte, wie viel es Dukaten seyen. — Es sind zwey tausend und fünf hundert, antwortete sie, über diese Frage ein wenig erschrocken: aber wenn ihr mehrere fordert, so will ich euch mehrere herbeyschaffen. — Nein, liebe Kostfrau! ich bin schon zufrieden mit der großen Sorgfalt und vielfältigen Mühe, mit welcher ihr mich in eurem Hause ver-

pfleget

pfleget habet. Nehmet dafür meine Dank-sagung an. Was das Geld anbelangt, behaltet es nur, und ehret mich allzeit mit zurer tugendhaften Freundschaft, welche ich mehr als alles Geld schätze.

Sie wollte ihm noch einmal einen Fußfall thun; und als er es verhindert, bath sie ihn mit aufgehobenen Händen und weinenden Augen, er solle doch das Geschenk nicht verachten; es sey etwas geringes in Ansehung seiner Verdienste; der Schmerzen, den sie wegen seiner Abreise empfinde, würde noch heftiger werden, wenn er abreisen wollte, ohne ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. — Nun dann, sprach er: damit ich euch nicht betrübe, nehme ich hiemit euer Geschenk mit Dank an. — Erweiset mir noch eine Gefälligkeit, und bringet mir eure Töchter, damit ich auch von ihnen, ehe ich zu Pferde steige, meinen Abschied nehmen könne. — O! antwortete die Frau, voll Freuden: sie warten schon vor der Thüre, um ihre Danksagung mit der meinigen zu vereinigen.

Es kamen beyde herein. Die ältere brachte ein zierliches, von ihr selbsten mit Gold gestick-

tes Degenband; die jüngere ein Paar mit ihren eignen Händen künstlich ausgearbeitete Armbänder: beyde versprachen ihm eine unaufhörliche Dankbarkeit, und ersuchten ihn, diese Kleinigkeit zum Angedenken mit sich zu nehmen. — Er lobte die schöne Arbeit; dankte höflich; wickelte selbst das Band um seinen Degen, und legte die Armbänder an, wie es zu denselben Zeiten auch die Kriegsleute zu tragen pflegten. — Aber, sprach er hierauf: edle und tugendhafte Fräulein! ich bin auch euch ein Angedenken schuldig für eure große Geduld, und für die viele Mühe, mit welcher ihr eurer Frau Mutter geholfen habet mich zu verpflegen. Erlaubet mir, daß ich euch dieses Kästlein verehre, welches ich eben jezt auch geschenkt bekommen. Es befinden sich zwey tausend fünf hundert Dukaten darinn. Eine jede aus euch beliebe davon tausend Dukaten zu nehmen, und für sich als eine Beylage zu ihrem Heirathgute zu behalten. Das ist mein ernstlicher Wille, und ich nehme keine Widerrede an. — Die übrigen fünf hundert Dukaten möchte ich gern denjenigen Frauenklöstern zukommen lassen, welche bey der Belage-

rung

rung und Bestürmung der Stadt den meisten Schaden erlitten. Ihr werdet wohl die Güte haben, anstatt meiner das Geld in besagten Klöstern nach eurem Gutdünken auszutheilen. — Lebet wohl! der gütige Himmel wolle Mutter und Töchter in seinem Schutze erhalten! —. Sie stunden alle drey ganz erstaunet da. Die Mutter, mit Thränen in den Augen, blickte ihre Töchter an, als wollte sie ihnen befehlen, auf diese Abschiedsrede Antwort zu geben: die Töchter sahen die Mutter an, als wollten sie sagen, sie wissen nicht, was und wie sie antworten sollen. Dem Ritter gefiel diese ihre Verlegenheit. Er eilte davon, und stieg zu Pferde, um mit zwölfen der vornehmsten Hauptleute, und drey tausend gemeinen Soldaten, die schon in voller Rüstung auf ihn warteten, die Reise, oder nach ihrer Redensart den Marsch zur Armee zu beschleunigen. —

Nicht wahr, Bruder! das war ein großmüthiges und tugendreiches Betragen?

Handw. Fahren Sie doch in Ihrer Erzählung fort! Ich möchte noch etwas von diesem wunderbaren Herrn hören, sonderbar was er für ein Lebensende genommen.

Pfarr.

Pfarr. Kurz zu sagen, der Ritter von Bayard war immerdar sich selbsten gleich. Es kam so weit, daß man ihm bey dem französischen Kriegsheere einen besondern Ehrennamen geschöpfet: man nannte ihn den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel; ohne Furcht wegen seinem Heldenmuth; ohne Tadel wegen seiner tugendhaften Lebensart: und dieser Ehrennamen wird ihm bis auf die heutige Stunde in den Büchern beygeleget. Der König Franz der erste schätzte ihn so ungemein hoch, daß er sich von demselben nach dem Gebrauche der alten Zeiten zum Ritter schlagen, und zum Zeichen der Aufnahme in den Ritterorden freundlich umarmen lassen. —

Nach einiger Zeit ward das französische Kriegsheer wegen großer Ueberlegenheit der verstärkten Feinde genöthiget, die eroberten Gegenden zu verlassen, und sich mehr und mehr zurückzuziehen. Bey solchen Rückzügen sind allzeit diejenigen Kriegsschaaren, welche den Nachtrab ausmachen, oder der Ordnung nach die Letzten marschiren, in der größten Gefahr von den nachsetzenden Feinden aufgehalten und angefochten zu werden. Sie müssen oft stillhalten, und sich

zur

zur Gegenwehre setzen, damit die Vorausgehenden desto sicherer forkommen. Das Vertrauen so man schon lang auf unsern Ritter ohne Furcht und Tadel gesetzet hatte, war Ursache, daß er zum obersten Befehlshaber der besagten Kriegsschaaren bestellet worden.

Es kam zu oftmaligen Scharmützeln: in einem der hitzigsten ward der Held durch einen Flintenschuß tödtlich verwundet. — Man will ihn eilends davon tragen, und in Sicherheit bringen: aber er vermerket bald, daß durch die erschütternde Bewegung sein Zustand verschlimmert, und sein Tod beschleuniget werde. Darum sagte er zu den Trägern: **Gehet nicht weiter! ich habe die noch übrigen Augenblicke meines Lebens nöthig, um mich meinem Gott anzubefehlen. — Leget mich unter den nächsten Baum, aber so, daß mein Angesicht gerade gegen die Feinde gekehret sey; ich habe ihnen niemal gern den Rücken gebothen — verfüget euch wieder zu euern Kameraden, und streitet tapfer. Ich verlange niemand bey mir zu haben, als meinen getreuen Beamten.**

Als sein Verlangen erfüllet worden, fieng er an zu bethen, seinem Erschaffer für alle lebens-

länglich

länglich empfangene Gutthaten zu danken, und ihn mit herzlicher Liebesreue um Verzeihung aller begangenen Sünden anzurufen. Obwohl kein Priester vorhanden war, wollte er doch die demüthige Anklage seiner selbsten nicht unterlassen. Es mußte der Beamte, so hart es ihn immer ankam, aus dem Munde seines Herrn das Bekenntniß aller seit der letzten Beicht begangenen Sünden anhören. — Nach dieser recht seltsamen Demüthigung richtete der Sterbende seine Augen auf den vor ihm liegenden Degen. Warum? weil er, was noch weit seltsamer, sich angewöhnet hatte, bey Verrichtung seines Gebeths den Degen vor sich hinzulegen, dessen Klinge sammt dem Gefäße für ein Kreuz anzusehen, und sich also jenes Kreuzes zu erinnern, an dem die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch den kostbaren Tod Jesu Christi vollendet worden. Diesem göttlichen Erlöser bezeugte er mit todtschwacher Stimme seinen steifen Glauben, und sein zuversichtliches Vertrauen, griff unter solchen Andachtsübungen in die letzten Zügen, und starb, wie er gelebet, herzhaft und tugendsam.

Ein

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Vergelts Gott, Herr Bruder! So eine Erzählung habe ich gewünschet. Der Soldatenwerber wird horchen, wenn ich ihm dieselbe, so gut ich kann, mittheile. Ja, er soll mir noch dabey einen Zuspruch bekommen. Ich will ihm gut deutsch sagen: Da spiegelt euch, ihr Herren Hauptleute und gemeine Musquetier! so müsset ihr es machen, wenn ihr eine rechte Ehre erwerben, und einstens in den Himmel kommen wollet. Aber mit Fluchen und Schwören, mit Saufen und Zechen, mit Buhlereyen und Unzuchten, mit Rauben, Morden und Brennen machet ihr euch eine Schande, und gehet geraden Wegs der Hölle zu.

Pfarr. Vom Rauben, Morden und Brennen müsset Ihr nichts sagen. Der Werber würde es übel nehmen, und Euch antworten, dieses seye oftmals eine Hauptschuldigkeit der Soldaten. So bald zwey oder mehrere Landesherren einander den Krieg angekündiget, müssen

ihre

ihre sowohl freywillige als gezwungene Kriegsleute sich aufmachen, mit allerley Mordgewehren auf einander losgehen, und einander, dem tausend nach, verwunden und tödten, wenn schon vorher keiner dem andern nichts Leids gethan, wenn sogar keiner den andern kennet. Manchesmal erfordern die Kriegsregeln, daß die Obsieger im feindlichen Lande ganze Dörfer und Städte verheeren; allen Vorrath von Getreid und andern Lebensmitteln verbrennen, oder in das Wasser werfen; auch die unschuldigsten Einwohner, die gar keine Ursache zum Kriege gegeben, ihres Haab und Guts berauben, und von Haus und Hof verjagen.

Handw. Auf dieses wollte ich ihm wieder antworten, so seye dann das Kriegen ein grausames und abscheuliches Handwerk. Man sollte es gänzlich abstellen.

Pfarr. Er würde Euch auslachen, und zugleich ermahnen, Ihr sollet behutsamer reden. Wer das Kriegführen tadle, der tadle auch die großen Herren, die dazu den Befehl geben. Es stehe aber dem Unterthanen nicht zu, seine Obrigkeit zu tadeln. Eine solche Verwägenheit könnte ihm die höchste Ungnade und schwere Strafen über den Hals ziehen.

Handw. Holla! Holla! da würde mir keine Antwort mehr einfallen.

Pfarr. Ihr könnet sagen, wenn die Sache sich also verhält, so wollet Ihr es machen, wie Euer Pfarrer. Von diesem habt Ihr gehöret, er wünsche und bitte täglich, daß Gott der höchste Herr aller Herren den Geist des Friedens in die Herzen der Großen dieser Welt eingießen, und sie bewegen wolle, ihre Zwistigkeiten freundschaftlich mit einander auszumachen; das Gut und Blut eigner und fremder Unterthanen zu schonen; wenn doch ein Krieg unvermeidlich, die strengste Kriegszucht anzuordnen; die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen mishandeln zu lassen; der verderblichen Land- und Menschenplage, so bald es nur möglich, ein Ende zu machen, und den goldenen Frieden mit allen seinen kostbaren Folgen wieder herzustellen.

Sechszehente Geschichte.

Von Zurückstellung des fremden Guts. — Wenn ein fremdes, deinem Nebenmenschen zugehöriges Gut, auf was immer für eine Weise, auch ohne deine Schuld, in deine Hände gekommen, mußt du es unverzüglich dem Eigenthümer zurückgeben. Sonst bist du kein gerechter und kein ehrlicher Mensch, obwohl dich vielleicht jedermann für einen solchen ansieht.

Pfarrer.

Die Geschichte, die Ihr heut anhören werdet, ist desto merkwürdiger, weil sie schon vor mehr als dreyzehn hundert Jahren in einer christlichen Kirche dem versammelten Volke zum nützlichen Unterrichte erzählet worden. Wir haben ein schätzbares Buch aus den ersten Zeiten des Christenthums, welches den Titel führet: Reden oder Predigten von den Worten des Apostels; und nach der Meynung der heutigen Bücherkritiker, welche sich mit genauer Untersuchung und Beurtheilung der Bücher beschäftigen, ist es entweder der heilige Bischof und

Kirchen-

Kirchenlehrer Augustinus, oder doch ein gleichzeitiger ebenfalls gelehrter und frommer Seelsorger gewesen, der diese Reden zum Volke gehalten. In der neunzehenten Rede sagt er, er habe sich in der Stadt Mayland gegenwärtig befunden, als sich daselbst folgende Begebenheit zugetragen.

Es war um dieselbe Zeit, nämlich gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach der Geburt unsers Heilandes, die Stadt Mayland, gleichwie die Hauptstadt Rom, und andere Städte in Italien noch nicht gänzlich vom Heydenthume gereiniget: theils heydnische, theils christliche Einwohner lebten darinn untereinander vermischet. Doch wurden die Christen nicht mehr wegen ihrer Religion verfolget und gemartert, wie es in den vorigen drey hundert Jahren geschehen, wo lauter heydnische Kaiser auf dem Throne gesessen. Jetzt regierten christliche Kaiser, und verschafften den Christen Ruhe, und Freyheit ihren heiligen Glauben ungescheuet zu bekennen, und öffentlich auszuüben. — Unter andern christlichen Einwohnern bemeldter Stadt befand sich auch ein armer Mensch, welchen ich, weil sein eigentlicher Name nicht bekannt, Ehrlichmann nennen will. Ihr werdet bald sehen,

daß er diesen Namen wohl verdienet. Seine Aeltern waren dahin gestorben, ohne ihm ein Erbgut zu hinterlassen: doch redete er von ihnen allzeit mit großem Lobe, und dankte ihnen noch nach ihrem Tode, daß sie sich bemühet ihm eine christliche Auferziehung zu geben; sonderbar aber, daß sie ihn in seiner Jugend fleißig in eine Schule geschicket, wo er im Christenthume gefestiget worden, auch dabey gut lesen, und sauber schreiben gelernet. Das setzte ihn in den Stand sein Brod zu gewinnen. Er bekam einen kleinen Dienst, und ward so viel als Unterschulmeister, mit der Pflicht, seinem ehemaligen Lehrer in Unterweisung der christlichen Jugend Hülfe zu leisten. Man kann sich wohl einbilden, seine jährliche Besoldung werde nicht hoch gestiegen seyn. Aber ein guter Christ, wie er war, befriediget sich, wenn er seine Nahrung und Kleidung hat; er gedenket, wir haben nichts mit uns auf die Welt gebracht, und werden auch nichts mit uns hinaus tragen; unsere unsterbliche Seele seye zu einem höhern Ziel und Ende als zum Gold- und Silbersammeln bestimmet, und müsse die Ersättigung ihrer Begierden nicht in irdischen und vergänglichen, sondern in himmlischen und ewig dauernden Gütern suchen.

Es ereignete sich einstens eine ungewöhnliche Gelegenheit, wo unser **Ehrlichmann** klar an den Tag geben konnte, daß sein Leben nach diesen christlichen Grundsätzen eingerichtet sey. — Er kam von einer kleinen Reise gegen die Stadt zurück, und erblickte gähling einen wohlgefüllten, und versiegelten oder pettschirten Geldbeutel oder Geldsack, der neben der Straße in dem Grase lag. Natürlicher Weise mußte ihm einfallen, es werde jemand im vorbeygehen oder vorbeyreisen denselben verlohren haben. Wenn er nicht geforchten hätte, dieses fremde Gut möchte in die Hände eines gewissenlosen Finders kommen, dergleichen es unter den Heyden, bisweilen auch unter den Christen geben kann, wäre er seines Wegs fortgegangen, ohne es anzurühren. Aber wegen dieser nicht ungegründeten Furcht, hebt er den Geldsack von der Erde auf; verbirgt ihn unter seinem Kleide; wartet eine zeitlang, und schauet hin und her, ob niemand komme, das verlohrne zu suchen; fraget alle Vorbeygehende, ob sie nichts verlohren; und geht endlich unter beständigem Nachfragen in die Stadt, und nach Hause. — Das war aber nur der Anfang seines Nachforschens. Als er zu Hause angelanget, schloß er den pettschirten

und mit Geld gefüllten Beutel in seinen Kasten ein, und besann sich, was ferners zu thun sey, um den Eigenthümer zu entdecken. Es fiel ihm auch bald eines der besten und tauglichsten Mittel ein. — Er verfertiget noch am spaten Abend eine nach der Art damaliger Zeiten gestaltete Schrift, und henget sie des folgenden Morgens auf einem Marktplatze, wo sich täglich die größte Menge Volks versammelte, an einer Säule auf. In dieser Schrift hieß es, wer einen Beutel mit Geld verlohren, soll sich an einem solchen Ort, bey einer solchen Person, einfinden, wo ihm alles richtig werde eingeliefert werden. Daben war sowohl der Name, als die Behausung des **Ehrlichmanns** deutlich beschrieben. — Ob derjenige, den diese Einladung angieng, selbst die Schrift gelesen, oder ob er ihren Inhalt von andern Leuten vernommen, kann ich nicht sagen: aber eines aus beyden ist gewiß geschehen; denn er kam den folgenden Tag voller Freuden in das angezeigte Haus, um seines verlohrnen Guts wieder habhaft zu werden. Ich will ihm den Namen Gerndank schöpfen. — So darf ich dich dann bitten, sprach er nach einem freundlichen Gruße zum Ehrlichmann: du möchtest mir

den

den Geldsack den ich verlohren, und du gefunden, wieder zukommen lassen? —

Ja, von Herzen gern, antwortete dieser: aber du mußt es mir nicht übel nehmen, daß ich dich zuvor frage, wie der Geldbeutel aussehe? wie das Pettschaft gestaltet sey? und wie viel Geld sich darinn befinde? —

Das ist ein billiges Verlangen, sagte Gerndank: ich will deine Fragen beantworten, und du wirst hernach nicht mehr zweifeln können, ob ich der wahre Eigenthümer sey. — Jetzt machte er eine genaue und wahrhafte Beschreibung von der eigentlichen Beschaffenheit, Farbe und Gestalt sowohl des Beutels, als auch des Pettschafts. Das eingeschlossene Geld belangend, versicherte er, es müssen zwey hundert Solidi seyn, das ist, zwey hundert Geldstücke oder Geldmünzen, die zu den damaligen Zeiten Solidi genennet wurden.

Handw. Verzeihen Sie mir, Herr Bruder!, daß ich Ihnen in die Rede falle. Dieses Wort Solidi habe ich mein Lebenlang niemal gehöret.

Pfarr. Es läßt sich nicht genau bestimmen, ob diese alten Münzen aus Silber, oder Kupfer, oder einem andern Metalle, oder aus mehrern untereinander vermischten bestanden; wie groß und gewichtig eine jede gewesen; was sie in Vergleichung mit den neuen zu unserer Zeit gebräuchlichen Geldmünzen gegolten.

Handw. Könnten Sie nicht denselben einen bekannten Namen geben?

Pfarr. Ich will sie Groschen nennen: aber Ihr müsset dabey gedenken, daß vor alten Zeiten alle Geldmünzen, folglich auch diese Groschen einen weit größern äußerlichen Werth gehabt, als heut zu Tage; daß man damals um einen Groschen manchesmal so viele Waaren kaufen können, als jetzt um einen Gulden. — Nun fahre ich in meiner Erzählung fort. — So bald der Gerndank die Gattung und Zahl der verlohrnen Geldmünzen angegeben hatte, langte der Ehrlichmann den Beutel aus dem Kasten hervor; erbrach das Pettschaft; zählte das Geld auf den Tisch hin, und fand in der That, daß es nicht mehr und nicht weniger als zwey hundert Groschen seyen. —

Jetzt, mein Freund! sagte er, habe ich keinen Zweifel mehr. Das gefundene Gut

ist

ist dein. Nimm es hin. Ich wünsche dir Glück dazu, und schätze mich selbst glücklich, daß ich dir aus der Angst und Kümmerniß, die du ohne Zweifel ausgestanden, heraushelfen können. —

Ja, antwortet der frohe Gerndank: ich bin dir dafür recht großen Dank schuldig. Aber bey den leeren Worten soll es nicht bleiben. Wer des andern Gut so fleißig besorget, verdienet wenigst den Zehend, oder den zehenten Theil davon. — Sieh da! diese zwanzig Groschen verehre ich dir. —

Behalte sie nur für dich, antwortet der Finder: ich will nichts von deinem Gelde. Was ich gethan, ist meine Schuldigkeit gewesen. — Da entstund zwischen beyden ein seltsamer Wortstreit. Sie redeten, einer nach dem andern, also:

Du mußt die zwanzig Groschen nicht als einen Lohn, sondern als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit ansehen. —

Von deiner Erkenntlichkeit bin ich schon durch dein freygebiges Anerbiethen überzeuget. Du mußt aber auch meine Unei-

gennützigkeit sehen, weil ich das Anerbiethen ausschlage. —

Ey! wenn du nicht zwanzig Groschen annehmen willst, so nimm aufs wenigste zehn an. —

Nein, ich thue es nicht.

Aber doch fünf. Ich bitte dich! verschmähe nicht diese fünf Groschen.

Und ich bitte dich, muthe mir nichts dergleichen zu!

Was? nicht einmal fünf Groschen? du erzörnest mich.

Das wäre mir leid. Aber —

Was aber?

Du hast es schon gehöret: ich will nichts von deinem Gelde.

So wohl! wenn du nichts davon willst, so will ich es auch nicht. Da liegt der Beutel sammt dem Gelde. Sperre nur alles wieder in deinen Kasten ein. Ich werde nimmermehr kommen es abzuholen, bis du deine Hartnäckigkeit ablegest, und nicht nur fünf oder zehen, sondern zwanzig Groschen annimmst. —

Mit

Mit diesen Worten gieng der Gerndank ganz unwillig der Thüre zu, und war entschlossen sich ohne weitern Abschied fortzumachen.

O was schöner Streit! heißt es in der Anrede, in welcher der heilige Augustin, oder ein gleichzeitiger Prediger vor vielen hundert Jahren diese Begebenheit dem Volke erzählet: Was schöner Streit der Ehrlichkeit, der christlichen Liebe, der Dankbarkeit, der Uneigennützigkeit! Unsere Welt ist eine Schaubühne menschlicher Handlungen; Gott selbst ist der Zuschauer. So, wie diese beyden Männer, muß man handeln, wenn man einem solchen Zuschauer gefallen, und seine Gutheissung verdienen will. — Aber was hat endlich dieser Streit für ein Ende genommen? Ein eben so schönes Ende, als schön der Streit selbst gewesen. —

Als der Ehrlichmann gesehen, daß es seinem Gast wahrer Ernst sey, mit Hinterlassung alles Gelds davon zu gehen, rufte er ihm nach: Warte doch! wir wollen uns vereinigen, und miteinander Fried machen. —

Ich gebe nicht mehr nach, antwortet der andere unter der Thüre. —

Aber

Aber mir fällt ein Mittel ein, daß keiner dem andern nachgeben muß, und doch alle beyde zufrieden seyn können. Komm doch noch einmal her, und höre mich an!

Der Gerndank läßt sich bereden, und geht von der Thüre wieder zum Tische zurück. Es kommt noch einmal zu einem Gespräche. —

Unser Streit, sagte Ehrlichmann: betrifft zwanzig Groschen. —

Das ist richtig. —

So fülle dann den Beutel mit hundert und achtzig Groschen, und schieb ihn ein, als dein Eigenthum. Die übrigen zwanzig Groschen aber lege daher. — So recht!

Nun dann, was weiter?

Du willst diese zwanzig Groschen nicht, und ich will sie auch nicht. —

Das ist eben der strittige Punkt. —

Aber ich kenne Leute, welche von Herzen gern wollten, was keiner aus uns will. Wenn du nichts dawider hast, gehe ich hin, und theile dieses Geld unter die Armen aus. So wird das alte Sprichwort wahr werden: wenn zwey miteinander streiten, gewinnet der dritte dabey. —

O Ehr-

O Ehrlichmann! das wäre mir nicht eingefallen. Dein Vorhaben freuet mich. Du denkest und handelst recht christlich. Gieb nur Almosen! du wirst mit zwanzig Groschen einen andern viel größern Schatz im Himmel gewinnen. —

Hiemit gieng der Gerndank ganz getröstet, und sehr erbauet davon. Der Ehrlichmann aber säumte nicht dasjenige zu bewerkstelligen, was beyde miteinander verabredet. Bevor die Nacht angebrochen, hatte er schon die zwanzig Groschen, ohne einen Hällers werth für sich zu behalten, unter die Armen ausgetheilet.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Ich gestehe es: dieses Betragen des Ehrlichmanns kommt mir sehr lobwürdig vor. Aber sagen Sie mir doch, hätte er es nicht anders machen dürfen? Er war nach Ihrer Erzählung arm. Wäre es gefehlet gewesen, wenn er bey der ersten Erblickung und Ergreifung des Geldsackes gedacht hätte: Da schicket mir Gott ein unerwartetes Glück, um mir aus mei-

ner

ner Armuth zu helfen. Jezt kann ich mir eine bessere Kleidung und Nahrung verschaffen. Aber nur fein still! es soll kein Mensch erfahren, wie dieses Geld in meine Hände gekommen?

Pfarr. Ja freylich wäre es ein großer Fehler gewesen. Ihr wisset wohl das göttliche Geboth: du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. Wenn einer das Unglück hat ein Geld oder etwas geldwerthes zu verlieren, so giebt er nicht gleich sein Recht auf, sondern bleibt noch der Eigenthümer seines verlohrnen Guts: folglich kann derjenige, der es gefunden, nicht befugt seyn, dasselbe nach Belieben sich selbst zuzueignen. Er muß ernstliche Nachfrage halten, und öffentlich verkündigen oder verkündigen lassen, daß er ein fremdes Gut gefunden, und bereit sey, dasselbe dem Eigenthümer heimzustellen. Noch dazu, wenn einige Kösten vonnöthen wären, um diese Nachricht auszubreiten, und die gefundene Sache in gutem Stand zu erhalten, müßte er solche Kösten, auf die Rechnung des Eigenthümers, unterdessen selbst tragen. Was sind diese Schuldigkeiten anders, als ganz natürliche Folgen jenes ersten und allgemeinen

meinen Grundsatzes: Was du nicht willst, daß dir andre Menschen thun, thue ihnen auch nicht; und was du willst, daß sie dir thun, thue ihnen auch. —

Handw. Aber so wäre es kein Glück, wenn einer einen Beutel mit Geld, oder ein anders fremdes Gut fände. Er hätte nichts davon, als die Mühe, den Eigenthümer aufzusuchen, und ihm das gefundene zurückzustellen.

Pfarr. Ist es dann kein Glück, daß er die Gelegenheit bekommt, ein schönes, in den Augen Gottes kostbares und verdienstvolles Werk der Liebe des Nächsten auszuüben, und dabey jene innerliche Freude und süßes Vergnügen zu verkosten, welche sich unfehlbar einfinden, so oft man mit reiner Meynung einen Nebenmenschen vom Unglücke befreyet, oder glücklich macht?

Handw. Hätte aber der Ehrlichmann auch gefehlet, wenn er die angebothenen zwanzig Groschen angenommen, und für sich behalten hätte?

Pfarr. Das sage ich nicht. Was man Euch als eine Erkenntlichkeit für einen christlichen Liebesdienst anerbiethet, dürfet Ihr wohl annehmen, und behalten. Ja sogar, wenn

Ihr

Ihr bey einem solchen Dienst Eure Arbeit versäumet, oder einige Geldkösten auf Euch genommen habet, ist es Euch erlaubet, die Ersetzung zu begehren. Aber erkennet Ihr nicht selbst, daß die großmüthige Uneigennützigkeit dieses Mannes, der gar nichts gefodert, und gar nichts angenommen, viel edler, schöner, lobwürdiger, Gottgefälliger, verdienstlicher gewesen sey?

Handw. Ey ja. Ich erinnere mich noch: als einstens das Haus eines vermöglichen Bürgers in Flammen gerathen, bin ich mit andern Männern hinzugelaufen, um das Feuer zu löschen. Es war auch bald gelöschet. Da wollte der Bürger einem jeden ein Trinkgeld geben. Zwey Männer nahmen es nicht an, und sagten: Wenn in unsern Häusern Feuer auskäme, wären wir auch froh, wenn uns andere Leute zu Hülfe kämen, und dabey keinen eignen Nutzen suchten. Das gieng mir so zu Herzen, daß ich mich gleichfalls geweigert etwas anzunehmen. Es ist auch dabey in meinem Herzen ein solches Vergnügen entstanden, wie Sie zuvor gemeldet. Ja, es freuet mich noch jetzt, so oft ich daran gedenke. — Darf ich Ihnen noch einen Zweifel vortragen? Wir wollen

setzen,

setzen, unser Ehrlichmann hätte mit seinem Nachfragen und Verkündigen gar nicht erfahren können, wem der Sack mit Geld zugehöre; zum Exempel, wenn der Eigenthümer ein unbekannter Fremdling gewesen, und nach verlohrnem Sacke auf der Reise eines gähen Todes gestorben wäre, ohne jemanden zu sagen, daß er etwas verlohren habe: würde wohl in diesem Falle dem Finder erlaubet gewesen seyn, das Gefundene für sich zu behalten, und zu seinem eignen Nutzen zu verwenden?

Pfarr. Wenn er allen möglichen Fleiß in Aufsuchung des Eigenthümers angewendet, und was wohl zu merken, eine so geraume Zeit zugewartet hätte, daß endlich alle Hoffnung denselben zu entdecken verschwunden wäre, so vermeyne ich, er hätte das Geld zu seinem eignem Unterhalte gebrauchen dürfen, weil er selbst arm war, und sich mit harter Mühe erhalten konnte. — Aber vielleicht möchtet Ihr noch einmal fragen, ob er es dann nicht auch also hätte machen dürfen, wenn er kein armer und bedürftiger, sondern ein wohlbemittelter und reicher Mann gewesen wäre. Hierauf antworten einige Sittenlehrer mit ja; aber noch mehrere sagen

nein, und verpflichten einen solchen Finder, das gefundene Gut den Armen zu geben, oder zu Werken der Barmherzigkeit und Gottseligkeit anzuwenden. Dieses letztere dünket mich in solchem Falle billiger zu seyn, und ich glaube sicherlich, ein jeder wohldenkender Mensch würde eine so gute Anwendung seines verlohrnen Gutes wünschen und verlangen, wenn er keine Hoffnung mehr hätte, dasselbe wieder in seine Hände zu bekommen.

Siebenzehente Geschichte.

Von einer Hauptschuldigkeit der Aeltern, wenn sie wahrnehmen, daß ihr Kind sich unterfange mit andern Leuten, die ärmer, oder von niedrigerm Stande sind: verächtlich und ungerecht umzugehen. — Sie müssen diesen höchst wichtigen Fehler bey Zeiten und nachdrücklich ahnden, und abstrafen.

Handwerksmann.

Herr Bruder! meine Nachbarinn, die arme verwittibte Schreinerinn, läßt Ihnen recht

recht vielen Dank sagen. Sie hatte Ihnen neulich geklaget, daß ein böser Bube aus unserer Nachbarschaft ihre Kinder ohne Ursache plage; so oft sie auf die Gasse kommen, beschimpfe; bisweilen auch schlage; ja sogar, wenn sie etwa ein Stücklein Brod in Händen haben, ihnen dasselbe entreiße, und damit davon laufe. Ihr Ehrwürden müssen den Bursch wacker gezwaget und ausgefilzet haben. Er ist jetzt viel sittsamer, und thut den Kindern kein Leid mehr.

Pfarr. Das ist gut. Sollte er sich aber noch einmal in diesem Stücke verfehlen, so wäre ich gemüßiget, ihm bey seinem Vater eine empfindliche Strafe anzuschaffen. Es liegt sehr viel daran, daß man junge Leute bey Zeiten und nachdrücklich abmahne und abhalte, wenn sie sich erfrechen wollen, mit andern Nebenmenschen, welche ärmer, oder von geringerem Stande sind, verächtlich und ungerecht umzugehen. Zum Beweise kann uns eine merkwürdige Geschichte dienen, welche von vielen Schriftstellern, und unter diesen auch von Buselin in den Jahrsschriften vom niederländischen Flandern, im zweyten Buche, auf das Jahr 955. erzählet wird.

Um die bemeldte Zeit lebte in Flandern ein adelicher Herr, mit Namen Liderich, welcher in dieser Landschaft vollkommene Obergewalt, und hohe und niedere Gerichtsbarkeit hatte. Seine Unterthanen waren mit ihm sehr zufrieden: nur bisweilen schien er ihnen gar zu streng, oder nach ihrer Redensart gar zu gerecht zu seyn.— Es entstund einsmals in seinem Lande eine große Theurung aller Lebensmittel, sonderbar des nothwendigsten, des Brodes. Die Aernte war mehrere Jahre nacheinander übel ausgefallen, und die Zufuhr des Getreides fast gänzlich gesperret. Bey einem solchen Unglücke müssen diejenigen Leute, welche ohnehin schon von der Armuth gedrücket werden, am meisten leiden. Das Klagen und Jammern nahm von Tag zu Tag überhand. Der Herr half den Bedürftigsten: aber weil ihre Anzahl sich immer vermehrte, konnte er nicht überall genug wehren, indem er für sich selbsten und seine Familie etwas im Vorrathe behalten mußte.

Unter den vielen Bedrängten befand sich auch eine gewisse, auf dem Lande in einem einsamen schlechten Hause wohnende Wittwe, welcher ihr frühzeitig dahin gestorbener Ehemann fast nichts anders, als eben dieses schon verschuldete Haus,

nebst einem kleinen Garten, und zwey junge Kinder hinterlassen. Was Sorgfalt und Mühe ließ sich nicht diese arme Mutter kosten, um das nothwendige Brod herbeyzuschaffen! wie oft litte sie den bittersten Hunger, und gab das erkaufte, oder erbettelte Brod den Kindern, ohne einen Bissen für sich zu behalten! Aber bald gieng ihr das Geld aus: bald hatte die mitleidige Beysteuer anderer Leute ein Ende: sogar in dem Herrnschloße durfte sie nicht öfters als zweymal in der Woche, gleich andern Bettlern, einen Laib Brod abholen. Das wollte nicht erklecken: ihr mütterliches Herz ward unaussprechlich gequälet, indem sie hören mußte, daß das eine Kind in der Wiege mit immerwährendem Weinen seinen Hunger anzeige; das andere aber, welches schon ein wenig reden konnte, mit ausgestreckten Händlein unaufhörlich um Brod rufe. Beyde hatten schon angefangen, sehr schwach und kränklich zu werden. Sie blickte oft eines um das andere mitleidig an; weinte; und wünschte zu sterben, wenn sie nur mit ihrem Tode diesen Unschuldigen das Leben fristen könnte. Einen kleinen Trost gab ihr noch ein Baum in ihrem Garten, der schöne Aepfel trug. Wenn nur diese Früchte noch zeitig werden, bevor meine Kinder vor Hunger

sterben, sagte sie oft bey sich selbsten: so kann ich noch etwas gewinnen, um ihr Leben eine zeitlang zu erhalten. Es war wirklich die äußerste Noth. So bald ein paar Dutzend Aepfel zur Zeitigung gelanget, füllet sie damit ein Körblein; giebt noch einem jeden ihrer halb todten Kinder einen Kuß; und eilet, mit dem Körblein unter dem Arm, so geschwind, als es ihr ausgemergelter, von Hunger und Sorgen ermatteter Körper zuläßt, dem Schlosse zu.

Bey ihrer Ankunft waren nicht weit von dem Eingange des Schlosses, in einer angenehmen Ebene, die drey Söhne des gnädigen Herrn, mit einigen andern Knaben, in einer jugendlichen Ergötzung begriffen, welche, wie bey dem sogenannten Ballspiele, meistentheils im Hin- und Herlaufen bestund. Das Weib näherte sich hinzu, und als der älteste Herrnsohn, mit Namen **Ratram**, ein Jüngling von zwölf bis vierzehn Jahren vorbey lief, deckte sie das Körblein auf, both ihm die Aepfel zum kaufen an, und begehrte für die Bezahlung entweder Geld, oder Brod, oder Mehl. — Die schönen Früchte lachten den Jüngling an. Er nimmt einen Apfel aus dem Körblein heraus, und verkostet ihn.

ihn. Seine Kameraden laufen auch herbey. Kommet nur, sagte er: da ist ein wüstes Weib; aber sie hat schöne Waaren. Greifet zu, und haltet mit mir. — Nachdem dieselben seiner Einladung gefolget, und den grösten Theil der Aepfel verzehret, müssen sie, auf sein Zusprechen, die noch übriggebliebenen in ihre Taschen stecken. Zu der Verkäuferinn spricht er: sie solle nur warten, bis das Spiel vollendet: hernach wolle er sie befriedigen. Hiemit lauft er davon, um mit seinen Kameraden das Spiel fortzusetzen. — Was hätte der armen Tröpfinn unbeliebiger seyn können? Sie rufet ihm nach: Ich kann nicht warten. Haltet mich um Gotteswillen nicht auf! Gebet mir wenigstens ein Stück Brod! Aber er giebt auf ihre Reden kein Acht. Sie stellet sich ihm mit Fleiße auf dem Wege entgegen, da er hin und wieder lauft: er stößt sie zurück. All ihr Bitten und Flehen ist umsonst. Bestürzt und trostlos setzet sie sich auf die Erde nieder: jeder Augenblick kommt ihr wie eine ganze Stunde; und jede Stunde wie ein ganzer Tag vor.

Es rückte schon der Abend an, und doch schien Ratram gar nicht besorget, seine Schul-

digkeit zu erfüllen. Gähling kommt ein Bedienter, um die drey jungen Herren zu berichten, es seye Zeit zum Abendessen. Sie entlassen ihre Kameraden, und laufen dem Schlosse zu. Gleich darauf wird das Thor verriegelt. Das Rufen und Schreyen des verlassenen Weibes hilft nichts: da sie an dem Thore anklopfet, wird sie von dem Thorhüter mit Drohworten abgewiesen. Es bleibt ihr keine Hoffnung mehr übrig, die so sehnlich erwartete Bezahlung zu erhalten. Wo soll sie Hülfe suchen? Das Dorf ist ihr gar zu weit entfernet, und auch der Gang dahin, um etwas zu erbetteln, wäre wahrscheinlicher Weise fruchtlos. Die mütterliche Liebe treibt sie an, nach so langer Abwesenheit geraden Wegs wieder zu ihren Kindern zurückzukehren. Vielleicht, denket sie, wenn ich an dem Baum noch einen zeitigen Apfel fände, und denselben kochte, würde ich diesen armen Geschöpfen den äußersten Hunger ein wenig stillen können. — Obwohl sie alle noch übrigen Kräfte angespannet, kam sie doch erst bey später Nacht zu Hause an. Aber, ach Gott! was erblicket sie bey hellem Mondenschein? das Kind in der Wiege greift in die letzten Züge; das andere wälzet sich unter schmerzhaften Zuckungen

auf

auf dem Strohbette herum. Sie lauft in den Garten, und reißt von dem Baume den nächsten besten Apfel ab. Aber da sie ihn kochen will, stirbt das kleinere Kind; das ältere will nichts mehr zum essen annehmen, und giebt ebenfalls gegen Anbruch des Tages seinen Geist auf. —

Niemand, als eine Mutter, kann sich die Entrüstung der unglücklichen Wittwe genugsam einbilden. Schier hätte die Heftigkeit des Schmerzens auch ihr das Leben genommen. Sie sank in eine Ohnmacht, und erst, nachdem sie sich ein wenig erholet, brachen ihr die Seufzer und heißen Thränen aus, mit welchen sie bald dieses, bald jenes ihrer erblaßten Kinder benetzte. Verzeihet mir, sagte sie zu ihnen, als wenn sie noch bey Leben wären: ich bin nicht schuldig, daß ihr nichts zu essen bekommen. Der muthwillige Jüngling ist schuldig, der mich so lang umsonst auf die Bezahlung warten lassen. Mit einem Stück Brod wäre ich zufrieden gewesen, und hätte euch noch retten können. — O du junger Böswicht! du Mörder meiner Kinder! du sollst mir gestraft werden, wenn anders noch eine Gerechtigkeit auf Erden ist. —

Dieses sagend, nimmt sie beyde todte Kinder in ihre Arme, und geht damit, wiewohl mühsam und hin und her wackelnd, doch immer voll Zorn und Grimm, bis in das Schloß, und unter die Augen des gnädigen Herrn, der sich eben jetzt angekleidet hatte, und beym Fenster stund. Ihr erbärmliches Heulen, und der Anblick zweyer todten Kinder in ihren Armen drangen ihm zu Herzen: man mußte das Weib auf seinen Befehl unverzüglich zu ihm in das Verhörzimmer kommen lassen. Der mütterliche Schmerzen und die Rachbegierde machten die halb verzweifelte Klägerinn beredsam: sie fand die eindringlichsten Worte, um die Größe der Unbild und des Schadens zu beschreiben, so ihr von dem jungen Herrn zugefüget worden.

Der Vater entsetzet sich; bezeiget der Betrübten sein Mitleiden; verspricht ihr die schuldige Genugthuung, sammt aller möglichen Erleichterung ihres traurigen Schicksals. Hierauf läßt er den Sohn Ratram vor sich rufen, um dessen Verantwortung anzuhören. Es brauchet nicht viel Nachforschens. Die Aussage des Jünglings stimmet mit der Anklage überein. Auf die Frage, ob er nicht gestern dieser

Weibs-

Weibsperson ihre feilgebothene Aepfel abgenommen? antwortet er: Ja. — Ob er sie bezahlet habe? — Nein. — Warum nicht? — er habe es vergessen. — So gehe hin, spricht der Vater in sehr ernsthaftem Tone: hole all dein Geld, so du bisher zusammengesparet, und liefere es dieser beleidigten und bedrängten Wittwe ein. — Ratram mußte ohne Widerrede gehorsamen. — Bey seiner Zurückkunft hatten schon zwey Bediente den Befehl, ihn zu packen, in ein gewisses Zimmer einzuschließen, und allda genau zu bewachen. Auch dieses mußte er sich gefallen lassen; hoffte aber dabey, es werde solche Strafe nicht länger dauern, als etwa etliche Stunden, weil er nämlich das Weib etliche Stunden lang auf die Bezahlung warten lassen. Aber die Sache fiel, leider! ganz anders aus.

Nachdem wirklich etliche Stunden verflossen waren, kommt der Schloßkapellan ganz unerwartet zu dem Gefangenen, nicht in der Absicht, demselben die Befreyung anzukünden; sondern ihn mit geistlichen Zusprüchen zur Anhörung einer höchst traurigen Bothschaft vorzubereiten, und endlich mit Ausrichtung der Borhschaft

selbst

selbst hervorzurücken. Sie lautete also: Der Missethäter Ratram, der durch sein ungerechtes Betragen zur tödtlichen Betrübniß einer armen Wittwe, und zum Tode ihrer zwey unschuldigen Kinder Anlaß gegeben, soll sich zum Tode bereiten. Das Todesurtheil sey von seinem Herrn Vater über ihn gefället, und werde morgen vollzogen werden. — Was schreckenvolle Zeitung! wie erblasset der sonst so freche Jüngling! wie ermärmlich weinet und klaget er! wie inständig bittet er den Geistlichen, mit Zuziehung guter Freunde, den Herrn Vater zu besänftigen, und zur Milderung der Strafe zu bewegen!

Der Geistliche versprach sein mögliches zu thun. Zu gleicher Zeit hatten schon die herrschaftlichen Beamten, so bald sie von diesem strengen Urtheile Nachricht bekommen, sich aus allen Kräften bestrebet, den gnädigen Herrn auf andere Gedanken zu bringen. Die Fehler junger Leute, sagten sie, müssen nicht so scharf abgestrafet werden, als die Fehler derjenigen, die schon zum reifen Alter gelanget. Die Jugend sey unbesonnen, unvorsichtig, unaufmerksam auf die Folgen ihrer

rer Handlungen. Ratram habe nicht einmal wissen können, daß aus seiner Nachläßigkeit ein so großes Unheil entstehen werde. Die Gerechtigkeit erfordere nur, daß man ihm eine Strafe anthue, durch welche er von fernerer Begehung eines solchen Fehlers könnte abgeschrecket werden. Man müsse auch auf seine hohe Geburt und auf die Ehre seines hochadelichen Geschlechts eine Rücksicht haben.

Aber diese Vorstellungen machten bey dem Richter wenigen Eindruck. Ich bin einer ganz andern Meynung, antwortet er: hohe Geburt und alter Adel können nicht zur Entschuldigung des Uebelverhaltens dienen. Die adelichen Standespersonen werden durch lasterhafte Thaten desto strafmäßiger, je mehr sie verpflichtet sind, sich mit Tugendhaften ihres Vorzugs vor gemeinen Leuten würdig zu machen, und in die Fußstapfen ihrer durch rühmliche Aufführung geadelten Vorältern zu treten. — Wenn schon Ratram noch jung, hat er doch Verstand und Witz genug, und weis schon lang, was das Licht der Vernunft

jedem Menschen zu erkennen giebt, er müsse auch dem geringsten Nebenmenschen geben, was ihm gehöret. Er hat immerdar gesehen, wie sehr sein Vater alle Gattungen der Ungerechtigkeit verabscheue. Man hat ihn oft ermahnet, sich in dieser wichtigen Sache wohl in Acht zu nehmen. — Wenn er sich nicht gescheuet, das Widerspiel zu thun, da er noch seinen Vater zu fürchten hatte, was würde er nicht thun, wenn er nach meinem Tode unumschränkte Gewalt bekäme? Wie sehr ist zu fürchten, er möchte alsdann seine Unterthanen unbarmherzig mishandeln, mit ihrem Eigenthume nach Belieben schalten und walten, und sich weder an seine Versprechen, noch an die Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit binden lassen? — So muß es dann seyn! nicht nur zur Strafe seiner Missethat, sondern auch zur Sicherheit der Unterthanen soll ihm morgen in der Frühe das Leben, und mit dem Leben die Macht ferners zu schaden genommen werden.

Es ist kein Mittel der Rettung mehr übrig. Trauer und Leid verbreitet sich in dem Schlosse,

und

und in der ganzen Nachbarschaft. Der Geistliche sparet keine Mühe, um dem Verurtheilten zur geduldigen Ergebung in sein bitteres Schicksal, und zum nützlichen Empfange der letzten Heilsmittel verhülflich zu seyn. Zur bestimmten Stunde führet man den erbarmungswürdigen, vor Angst schon halb todten Ratram in den schaudervollen, mit schwarzen Tüchern behängten Gerichtssaal. Da muß er sich auf den Block hinlegen, und sein Haupt durch das tödtende Beil von dem Leibe absondern lassen.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Das ist gräuelmäßig! Sagen Sie mir, was Sie wollen, Herr Bruder! ich kann mich nicht enthalten, diesen Herrn als einen grausamen Tyrannen und unmenschlichen Wütherich zu schelten, weil er wegen einem einzigen noch wohl verzeihlichen Fehler, einen adelichen Jüngling, seinen eignen Sohn hinrichten lassen. —

Pfarr. Es dünket mich auch, er sey viel zu streng verfahren, und habe durch sein Urtheil weit mehr Tadel, als Lob verdienet. Aber in

einem

einem Stücke hat er doch Recht gehabt, daß er den Fehler des Jünglings für sehr sträflich angesehen, und dabey gefürchtet, derselbe möchte mit der Zeit, zum Schaden des ganzen Landes, ein unbarmherziger und ungerechter Oberherr werden.

Handw. Da hätte man ja auf eine andere Weise helfen können; zum Exempel, wenn man den Ratram verpflichtet hätte, die beschädigte Wittib in ihrem Hause um Verzeihung zu bitten, ihr sein Mittag- und Abendessen zu überbringen, und dafür mit der schlechten, bey ihr gewöhnlichen Kost, mit Wasser und Brod vorlieb zu nehmen. Item, wenn man ihn öfters in die Wohnungen der ärmsten Leute herumgeschicket hätte, mit Befehl, genau nachzusehen, was ihnen abgehe, und denselben mit eigner Hand die nothwendigen Lebensmittel auszutheilen.

Pfarr. Euer Gedanken ist nicht zu verwerfen. Ich glaube, einige große Herren sind bisweilen nur deswegen nicht genug barmherzig und gerecht, weil sie die Anliegenheiten und Bedürfnisse ihrer Unterthanen niemal in der Nähe eingesehen haben, und niemal einzusehen verlangen.

Handw.

Handw. Wenn der junge Mensch keine Hoffnung der Besserung gegeben hätte, wäre noch ein Mittel vorhanden gewesen, die Unterthanen vor allem Schaden zu bewahren. Man hätte ihn als einen unwürdigen und unfähigen, von der Nachfolge in der Regierung ausschließen; und wenn er damit nicht zufrieden gewesen wäre, eine zeitlang, oder gar lebenslänglich eingekerkert halten können. Es ist mir einmal erzählet worden, sogar ein König, weis nicht was für einer, habe etwas dergleichen mit seinem bösartigen Sohne vorgenommen. — Aber ich will nicht weiter solchen Sachen nachgrübeln, die für mich zu hoch sind. Verzeihen Sie mir, daß ich so viel geplaudert. Es ist aus Mitleiden mit dem hingerichteten Ratram geschehen. — Ich möchte noch wissen, wie das zu verstehen, was Sie am Ende der Trauergeschichte von einem Block, und von einem Beil gemeldet haben.

Pfarr. Auf diese Art wurden damals in Flandern die Uebelthäter hingerichtet, die man verurtheilet hatte den Kopf zu verlieren. Es war ein eigends zubereiteter Block, in dessen Einschnitt der Verurtheilte seinen entblößten Hals einlegen mußte. Auf gegebenes Zeichen

ward durch die Gewalt eines schweren und scharfschneidenden Beils, so gerad auf den Hals herunter fiel, ohnfehlbar und augenblicklich das Haupt vom Leibe abgesondert. Eine solche Art der Hinrichtung soll noch heut zu Tage in England gewöhnlich seyn. — Ich sage Euch nur unter uns, und gesprächweise, daß ich schon öfters gewünschet, sie möchte auch in jenen Ländern eingeführet werden, wo sonst der Scharfrichter mit freyer Hand den Uebelthäter köpfen muß; aber leider! bisweilen einen, zwey, oder mehrere Fehlstreiche thut, und den armen Sünder wiederholtermalen verwundet, martert, oder gar in Gefahr der Verzweiflung setzet.

Achtzehente Geschichte.

Von der schönsten Art der Gutthätigkeit und Freygebigkeit gegen bedürftige Nebenmenschen. — Hilf deinem bedürftigen Nebenmenschen, so viel es dein Vermögen zuläßt, und suche dabey keine menschliche Vergeltung, keinen Ruhm, kein Lob; ja, wenn es möglich ist, laß sogar denjenigen, dem du Gutes thust, nicht wissen, daß es von dir herkomme.

Pfarrer.

Ich habe Euch schon in einer vorhergehenden Erzählung von der berühmten französischen Handelsstadt Marseille oder Marsilien, und von ihrem Seehaven oder Meerporte, Meldung gethan. Jetzt muß ich Euch noch weiter sagen, daß in dieser Stadt nicht nur viele tausend Einwohner von allen Gattungen der Stände befindlich sind; sondern auch ohne Unterlaß unzählbare Fremde, auch aus entlegenen Welttheilen, auch Juden, Griechen, Türken, Heyden, theils wegen der Handelschaft, theils wegen an. Ursachen allda ankommen, und sich eine längere

oder kürzere Zeit aufhalten. — Der Haven oder Port ist ein am Ufer oder Gestade des mittelländischen Meeres liegender Ort, wo die Schiffe ein- und auslaufen, und vor dem Sturme sicher sind: darinn stehen auch die französischen Galeeren, und er ist mit zwey Citadellen oder kleinen Festungen zur nöthigen Beschützung versehen. — Bey schönem angenehmen Wetter pflegen manche adeliche und gemeine Leute sich mit einer Spazierfahrt auf dem Wasser zu belustigen: es steht eine Menge kleiner Schiffe zu ihren Diensten: sie können nach Belieben einsteigen, und sich, wohin sie wollen, um eine mäßige Belohnung von den allzeit bereiten Schiffpatronen führen lassen. —

Es kam einstens an einem Sonntage auf den Abend ein fremder adelicher Herr an das Ufer, und stieg in ein solches Schiff hinein: wollte aber, weil der Schiffmann nicht zugegen war, gleich wieder heraustreten, und sich in ein anders begeben. Da lauft ein junger wohlgestalteter und wohlgekleideter Mensch herbey, und spricht: Herr! dieses ist mein Schiff. Wollen sie mir nicht die Ehre thun, und da bleiben?

Ja

Ja gern, antwortet der Herr: aber euer Aussehen und eure Redensart machen mich zweifeln, ob ihr ein Schiffmann seyd. —

Das Seefahren ist in der That nicht mein gewöhnliches Handwerk, versetzet der Jüngling: ich treibe es nur, wann ich sonst keine Arbeit habe, an den Sonn- und Feyertagen, um etwas Geld zu gewinnen.

Um etwas Geld zu gewinnen? Pfui! ein solcher Geitz schicket sich gar nicht für einen jungen Menschen, und vermindert bey mir die Hochschätzung, die ihr sonst durch euer gutes Aussehen und freundliches Betragen verdienet. —

Ach, mein Herr! wenn sie mich kenneten, wenn sie wüßten, warum ich so sehr verlange Geld zu gewinnen, würden sie mich keines so niedrigen Lasters, wie der Geitz ist, beschuldigen; sie würden vielmehr wegen dem Anliegen, daß mich zu dieser Arbeit nöthiget, mit mir Mitleiden tragen. —

Nun dann! führet mich eine zeitlang spazieren, und saget mir vertraulich, was ihr für ein Anliegen habet. —

Der Jüngling gehorchet mit Freuden, und nachdem er das Schiff vom Lande abgestoßen, machet er dem Herrn folgende Erzählung:

„Mein Anliegen besteht in dem, daß mein „Vater, den ich allzeit geliebet, und recht von „Herzen geliebet, sich in einer harten Gefangen„schaft befindet. Er hatte in hiesiger Stadt als „Mäckler oder Unterhändler eine ziemliche Sum„me baaren Geldes gewonnen, wozu auch die „Mutter durch Verfertigung gewisser Mode„waaren für das Frauenzimmer, ein merkliches „beygetragen. Nun hoffte er sein Glück zu ma„chen, wenn er den größten Theil dieses Gel„des zur Handelschaft anwenden würde. Ein „berühmter Handelsmann, der sein guter Freund „war, hatte die nöthigen Anstalten gemacht, „um ein Schiff, das er mit verschiedenen Waaren „beladen lassen, nach Smyrna, jener berühm„ten in der asiatischen Türkey gelegenen Han„delsstadt, abzuschicken. Mit diesem Freunde „trat mein lieber Vater in Gesellschaft, und „dingte sich für sein hergeschossenes Geld einen „verhaltungsmäßigen Theil des Gewinnes aus. „Wollte Gott er hätte es bey diesem Vertrage „bewenden lassen! aber er entschloß sich, selbst „das Schiff zu besteigen, und die Seereise mit„zuma-

„zumachen. Sie ist, leider! sehr übel von stat-
„ten gegangen, indem das Schiff von den bar-
„barischen Seeräubern angegriffen, überwälti-
„get, und nach Tetuan, dem verrufenen Raub-
„neste in dem afrikanischen Königreiche Ma-
„rocco, fortgeführet worden. Alle darauf be-
„findliche Leute, und unter diesen auch mein
„Vater, mußten sich als Sklaven verkaufen las-
„sen. — So bald wir eine Nachricht von die-
„ser traurigen Begebenheit bekommen, trachte-
„ten wir zu erfahren, wie es dem Vater weiter
„ergangen, und wie ihm zu helfen wäre. Man
„forderte für sein Lösegeld zwey tausend Thaler.
„Aber wie hätten wir im Stande seyn können,
„so viel Geld aufzubringen, nachdem der Vater
„fast alles Vermögen für die nunmehr mislun-
„gene Handelschaft fortgenommen hatte? — So
„haben dann meine Mutter und meine zwey
„Schwestern sich vorgenommen, mit unermü-
„detem Arbeiten täglich etwas zu gewinnen, und
„einen Theil des Gewinns zur Befreyung des
„Gefangenen zurückzulegen. Ich mache es eben
„also. Die Woche hindurch helfe ich einem
„Künstler, der mich wohl belohnet, Perlen und
„Edelgesteine bearbeiten und einfassen: an den
„Sonn- und Feyertagen aber lasse ich mir, wie

„sie sehen, angelegen seyn, etwas mit schiffen zu „gewinnen. Wir sparen nach aller Möglichkeit, „und machen keine Ausgaben, als die unum„gänglich nothwendig sind. Es freuet uns alle „wenn wieder ein Thaler gewonnen ist, den wir „hinterlegen können. Aber das geht langsam, „so langsam, daß ich mich neulich entschließen „wollen, heimlich von hier abzureisen, meinen „Vater aufzusuchen, mich für ihn zur Dienst„barkeit anzubiethen, und anstatt seiner die „Fesseln und alles Ungemach eines Sklaven zu „tragen. Allein die Mutter, welche dieses „mein Vorhaben, weis nicht wie, erfahren, wi„dersetzte sich mit allem Ernste; ja, sie ließ bey „allen Hauptleuten der abreisenden Schiffe nach„drücklich anhalten und bitten, man solle mich „keineswegs einsteigen und mitkommen lassen.„

So lautete die Erzählung des jungen Schifers. — Der adeliche Herr sprach hierüber: Jezt verstehe ich, was ihr für eine Ursache habet, auf Geldgewinn zu denken. Sie ist sehr löblich. Aber saget mir: bekommet ihr bisweilen Nachricht von euerm gefangenen Vater? — Wisset ihr, bey was für einem Herrn er Sklavendienste leisten muß, und wie er von diesem behandelt wird?

So

So viel wir vernommen, war die Antwort des Jünglings, ist sein jetziger Herr der Oberaufseher über einige bey Tetuan gelegene, und dem König, oder wie ihn andere nennen, dem Kaiser von Marocco zugehörige Gärten. Dieser verfähret mit seinen Sklaven menschlich und leidentlich: die Arbeiten, so sie verrichten müssen, sind nicht über ihre Kräften. Aber wenn schon dem also, wie manche bittere Stunden wird unser armer Vater haben, wenn er seinen vorigen Lebensstand mit dem jetzigen vergleichet! wenn er an sein Vaterland, an sein Weib und an seine Kinder denket! wenn ihm einfällt, sie bedauern sein Unglück gewiß von Herzen, seyen aber nicht vermögend, ihm genugsame Hülfe zu leisten! —

Wie nennet man ihn jetzt an dem Orte seiner Dienstbarkeit? —

So viel ich weis, hat er seinen Geschlechtsnamen nicht verläugnet, noch verändert. Hier hieß er der Unterhändler Robert, und dort nennet man ihn den Sklaven Robert. —

Schon gut. Robert ist also sein Geschlechtsname, und dieser Robert war ehemals Unterhändler zu Marseille; sein jetziger Herr ist der Oberaufseher über die königlichen Gärten zu Tetuan. Nicht wahr? —

Ja, so lauten die Berichte, die wir bisher empfangen haben. —

Ich empfinde ein herzliches Mitleiden mit ihm, und mit euch. Hoffentlich wird der Himmel die kindliche Liebe und Sorgfalt segnen, die ihr anwendet, um den Gefangenen zu erlösen. — Lasset mich jetzt ein wenig in der Stille meinen Geschäfften nachdenken, und richtet die Spazierfahrt also ein, daß ich mit Untergang der Sonne an das Gestad zurückkomme, wo ich eingestiegen bin.

So sprach der fremde Gast, und zog zugleich seine Briefstasche hervor, um etwas mit dem Bleystifte aufzuzeichnen. Der junge Robert aber beflißsich, dessen Befehlen genaue Folge zu leisten. Da eben die Sonne unterging, war das Schiff an dem bestimmten Ort angeländet. — Der Herr steigt aus; wünschet dem Schiffer eine gute Nacht; deutet mit der Hand auf einen Geldbeutel, den er mit Fleiß

im

im Schiffe liegen lassen, und machet sich mit schnellen Schritten davon. — Das war ein großer Schiffslohn: es befanden sich in dem Beutel acht Duplonen in Gold, und zehn Thaler in Silbermünze. Was seltene Freude empfand nicht der gute Jüngling! wie gern hätte er dem freygebigen Gutthäter Dank gesagt! aber dieser war schon hinweg: niemand von den Leuten, die ihn bey der Schiffahrt und beym Aussteigen gesehen, konnte sagen, wer er sey: überall hieß es, man kenne diesen Herrn nicht; er werde vermuthlich aus fremden Landen, etwa Geschäfften halber, in diese Stadt gekommen seyn. — Der junge Robert kam nach vielem vergeblichen Nachfragen in seine Herberge, und erzählte seiner Mutter und seinen Schwestern, was er für einen unverhofften Gewinn gemachet. Das Geld ward auf sein Verlangen zu dem übrigen gelegt, welches die guten Leute bisher für den Vater ersparet hatten. Voll Freuden dankten sie Gott, daß er ihr Vorhaben so außerordentlich segne, und munterten einander zu fernerer Emsigkeit in ihren Geld einbringenden Arbeiten auf.

Nachdem beyläufig sechs Wochen seit dieser freudigen Begebenheit verflossen waren, ereig-

nete sich eine andere, noch viel freudigere. Sie fassen eines Tags alle vier, die Mutter sammt dem Sohne und den beyden Töchtern, bey dem Mittagessen, und nährten sich mit ihren gewöhnlichen Speisen, mit Brod und gekochten Gartenfrüchten. Da wird unversehens die Stubenthüre ohne vorheriges Anklopfen eröffnet: es tritt ein ganz neu und sauber gekleideter Mann herein, und stellt sich vor den Tisch hin. — Sie sehen ihn steif an; Jesu, mein Gott! ruft eine der Töchter: es ist der Vater! — Die Mutter erkennet ihn auch, und läßt einen lauten Schrey. Sie springen vom Tische auf. — Seyd mir tausendmal gegrüßet, sagte er: liebes Weib, lieber Sohn, liebe Töchter! und da sie dieses hören, werfen sie sich in seine Arme, und vermischen ihre Freudenthränen mit den seinigen. Nur allein der junge Robert konnte nicht mithalten; bey erstem Anblicke seines geliebten Vaters stieß ihn eine Ohnmacht an; er blieb sitzen, und ließ kraftlos sein Haupt an die Wand hinsinken. Der Vater, der es der erste gemerket, bemühet sich mit Hülfe der übrigen, den Ohnmächtigen durch das Anstreichen eines geistreichen Wassers wieder zu sich bringen, und hält ihn väterlich mit einem Arm umschlun-

gen,

gen, bis sich derselbe ein wenig erholet, die Augen aufgesperret, und mit schwacher Stimme den Namen Vater ausgesprochen. — Nach und nach ward es dem guten Jüngling besser. Er fieng an zu reden, und den Vater zu grüßen, und zu melden, er wisse nicht, wie es ihm ergangen; die Uebermaß der Freude habe ihn ganz von Sinnen gebracht. Man ließ ihm Zeit, und munterte ihn auf. Es setzten sich alle zu ihm um den Tisch herum. — Endlich bittet die Mutter, im Namen aller, den lieben Hausvater, er möchte ihnen erzählen, wie es doch zugegangen, daß er aus der Dienstbarkeit entkommen, und die Seinigen mit einer so unerwarteten Ankunft erfreuen können. — Ich kann euch, antwortet er, nur etwas weniges erzählen; denn ich weis selbst noch nicht, wie alles zugegangen. Da ich in der Dienstbarkeit täglich nach euch seufzete, aber noch gar keine Hoffnung einer baldigen Befreyung hatte, ist mir solche gählings von meinem Herrn, dem Oberaufseher der königlichen Gärten zu Tetuan angekündiget worden. Er hat mich mit freundlichen Worten versichert, es sey ihm wirklich aus Cadix, der berühmten See-

stadt

stadt in Spanien, mein ausgedungenes Lösegeld, und noch dazu ein großer Ueberschuß zugeschicket worden, mit der Bedingung, daß er mich nicht nur auf freyen Fuß stelle, und neu kleiden lasse; sondern auch bey meiner Abreise nach Marsilien den ganzen Schiffslohn und alle Reisekösten für mich zum voraus bezahle, und mir über das fünfzig Duplonen in baarem Gelde auf den Weg mitgebe. Alles ist geschehen, wie es bedungen worden. Ich habe Gottlob und Dank! meine vormalige Freyheit, eine neue Kleidung, und fünfzig Duplonen im Sacke. — Jetzt ist das Reden an euch. Saget mir doch, wenn ihr es wisset, wem ich ein so großes Glück zu danken habe? Denn ich kann mir nicht einbilden, daß es euch selbsten möglich gewesen, mir dasselbe zu bescheren. —

Die Mutter, ganz erstaunet, gab ihm zur Antwort: Ich wünschte, herzliebster Mann! daß dieses dein Glück von uns hergekommen wäre. Aber obwohl wir unermüdet gearbeitet, und auf das sparsamste gelebet, haben wir doch in dreyzehen Monaten

ten nur den vierten Theil des großen für dich geforderten Lösegelds zusammen bringen können: und dieses ist noch ganz in unsern Händen. — Allem Anscheine nach, kann uns unser Sohn aus dem Zweifel helfen. Er hat ohne mein Vorwissen abreisen, und sich anstatt deiner zur Dienstbarkeit anbiethen wollen. Vielleicht hat er auch ohne mein Vorwissen die große Geldsumme aufgebracht, durch welche deine Befreyung zu Stande gekommen: vielleicht hat er mir und den Schwestern nichts davon sagen wollen, damit unsere Freude bey deiner unerwarteten Ankunft desto größer wäre. —

Ueber dieser Rede entsetzte sich der Vater: sein zuvor freudiges Angesicht ward verfinstert: man sah ihm Angst und Kummer in den Augen an. Er wirft einen scharfen Blick auf den jungen Menschen: Mein Sohn! sagt er: Mein Sohn! darf ich dich noch also nennen? hast du dich nicht dieses Namens unwürdig gemacht? ist es möglich, daß du so viel Geld aufbringen können, ohne einen Diebstahl zu wagen, oder andere unerlaubte

laubte Mittel anzuwenden? O wenn du etwas solches gethan hättest, wollte ich diese Stunde wieder fortreisen, und dich mein Lebenlang mit keinem Auge mehr ansehen!

Dem Jüngling, der bisher ganz bleich ausgesehen, stieg eine Röthe in das Angesicht: er nahm alle seine Kräften zusammen, und antwortete ganz beherzt: Verschonet mir, lieber Vater, mit dergleichen Argwöhnen! euer Sohn hat die guten Lehren und Beyspiele die ihr ihm von Jugend auf gegeben, niemal vergessen, und wollte lieber sterben, als euch und sich selbsten durch eine lasterhafte That entehren. — Das Geld, welches zu eurem Glücke nach Teruan gesandt worden, kommt gar nicht von mir her. —

Von wem dann? —

Das weis ich nicht. — Aber vielleicht könnte ich es wohl errathen. —

So sage es doch. —

Ein fremder Herr, der mir vor etlichen Wochen einen ganzen Beutel voll Geld als einen Schiffslohn geschenket, hat mich währender Schiffahrt so genau und

sorg:

sorgfältig um euren Namen, um den Ort eurer Gefangenschaft, um die Unterscheidungszeichen eures Herrn befraget, und darauf so liebreich mit der Hoffnung göttlicher Hülfe getröstet, daß ich gleich bey meiner Heimkunft der Mutter gesagt, es wäre wohl möglich, daß dieser Herr sich noch weiter um uns annähme, und etwas mehrers zur Erlösung des Vaters beytrüge. —

Die Mutter bekräftigte diese Aussage des jungen Roberts. Je umständlicher er die Geschichte bemeldter Schiffahrt erzählte, desto wahrscheinlicher kam seine Muthmassung allen insgesammt vor. Weil das Lösegeld für den Vater aus der Stadt Cadix geliefert worden, fiel ihnen ein, der gutthätige Herr seye vielleicht in eben besagter Stadt wohnhaft. Sie machten miteinander den Vorsatz, täglich ein gewisses Gebeth für denselben zu verrichten; auch alles mögliche anzuwenden, um zu erfahren, wer er sey; und wenn sie es erfahren, ihm ihre Dankbarkeit auf alle ersinnliche Weise zu bezeigen. — Hierauf folgte ein neuer Ausguß ihrer allseitigen Freude, mit vielen Glückwünschen; dann eine Berathschlagung, wie sie das Glück, so ihnen

Gott durch diesen unbekannten Gutthäter zugeschickt, recht benützen wollten. Die Maaßregeln, so sie dabey genommen, waren so gut, daß in der Folge ihre Habschaften immerdar zugenommen, und der gute Vater in den Stand gesetzet worden, ein eignes Haus zu seiner und der Seinigen Bequemlichkeit zu kaufen.

Nur dieses allein verminderte ihre Zufriedenheit, daß sie zwey ganze Jahre niemal zur Erkenntniß ihres Gutthäters gelangen können. Doch auch nach einer so geraumen Zeit gab sonderbar der junge Robert noch nicht alle Hoffnung verlohren. — Er befand sich an einem Sonntage auf den Abend an dem Meerporte, und erblickte von weitem unter der großen Menge von allerley Leuten einen Herrn, der ohne Gesellschaft an dem Ufer spazieren gieng. Es dünket ihn der Postur nach, das könnte vielleicht sein Gutthäter seyn: er eilet näher hinzu, und erkennet aus desselben Gesichtszügen, dieser und kein anderer seye es. — Wer will die Freude des Jünglings beschreiben? er liegt schon vor diesem Herrn auf den Knieen, küsset ihm die Hand, und benetzet sie mit heißen Zähren. — Was soll das bedeuten? fraget der Herr ganz ernst-

ernsthaft; gnädigster Herr! gütigster Herr! ist die ganze Antwort des dankbaren Jünglings, unter beständigem Küssen und Drücken der Hand seines Gutthäters. Dieser entreißt ihm die Hand, und geht davon: aber Robert stellet sich ihm auf den Weg, wirft sich abermal zu seinen Füßen: Ach, gnädigster Herr! verstoßen sie mich nicht! ich bin derjenige, dem sie vor dritthalb Jahren einen Beutel voll Geld für den Schiffslohn bezahlet, und bald darauf seinen lieben Vater aus der Sklaverey erlöset. Nur noch eine Gnade, nur noch eine! würdigen sie sich, einen Augenblick in unserm Hause einzukehren, und selbst zu sehen, wie glücklich sie unsere ganze Familie gemacht. Das ist der größte Trost, den meine Aeltern noch erleben möchten. —

Guter Jüngling! antwortete der Herr: man kann sich oft betrügen, und einen Menschen für den andern ansehen. Ich bin in dieser Stadt fremd, und erst vor einigen Tagen hier angekommen. Wenn euch wohl geht, freuet es mich: aber ich verlange weder mit euch, noch mit euern Aeltern nähere Bekanntschaft zu machen. —

So erlauben sie mir doch, daß ich sie bis in ihre Herberge begleiten darf. —

Nein! wenn ihr mich nicht erzörnen wollet, so entfernet euch von mir, und lasset mich ungehindert meines Wegs fortgehen. —

O Himmel! ruft Robert: meinen grossen Gutthäter erzörnen, darf ich nicht! was schmerzlicher Befehl! was trauriges Schicksal! — und windet vor Unmuth seine Hände, und schicket einen Seufzer nach dem andern dem forteilenden Herrn nach, bis er denselben aus dem Gesichte verlohren.

Seine Bestürzung und Traurigkeit war so groß, daß die Aeltern bey seiner Nachhausekunft vermeynet, es sey ihm eine gählinge Krankheit zugestoßen. Die Erzählung von dem, was ihm begegnet, gieng ihnen sehr zu Herzen: jedoch aus billiger Furcht, das unmäßige Trauern möchte ihm an der Gesundheit schaden, sprachen sie ihm zu, er solle nicht aus einem Unglücke zwey machen. Es sey ja genug, daß er seine Dankbarkeit dem Gutthäter nach aller Möglichkeit zu erkennen gegeben. Wenn dieser Herr gänzlich unbekannt bleiben wolle, müssen sie es

geschehen lassen, und für ihn desto eifriger ihr tägliches Gebeth verrichten.

Aber dieses alles konnte den jungen Robert niemal völlig beruhigen. Er gieng an den Sonn- und Feyertagen bey dem Meerporte und auf allen öffentlichen Spatzierplätzen herum, in Hoffnung, den Herrn, der ihm beständig im Sinne lag, noch einmal anzutreffen: bey jeder Gelegenheit fragte er denselben nach, mit genauer Beschreibung seiner Kleidung und seines ganzen Aussehens: ja sogar versprach er ein schönes Trinkgeld zu geben, wenn ihm jemand eine sichere Nachricht von diesem fremden Herrn bringen würde. Es liefen aber alle diese Bemühungen wieder eine lange Zeit, beyläufig anderthalb Jahre, ganz fruchtlos ab. Endlich erhielt er eine Nachricht, welche ihm große Hoffnung machte, seines Wunsches gewähret zu werden. — Ein guter Freund berichtet ihn, „es wohne in „der Stadt, und zwar in einer Hauptgasse, die „er benamset, eine adeliche, mit einem ebenfalls „adelichen Herrn, Namens von Hericourt, „verehlichte Frau, welche vor einiger Zeit an„derswohin in ihre Heimath verreiset, und nach „einer ziemlich langen Abwesenheit erst seit eini„gen Tagen wieder zurückgekommen sey. Nun

„habe diese Frau bald nach ihrer Zurückkunft „sich verlauten lassen, sie möchte wissen, ob „nicht ein Mann in Marsilien wohne, der sich „Robert nenne, und vor einigen Jahren aus „der afrikanischen Sklaverey erlöset worden: sie „könnte ihm sagen, wenn er es noch nicht wisse, „wer das Lösegeld für ihn hergegeben habe.„

Kaum hat Robert diese fröliche Zeitung vernommen, reichet er dem Ueberbringer das versprochene Trinkgeld, und eilet, was er kann, seinem Vater zu, um diesem zu erzählen, was er gehöret. Gottlob! sagte der Alte: jetzt werden wir einmal aus dem Wunder kommen. — Sie gehen, ohne Verzug miteinander in das Haus der bemeldten adelichen Frau; lassen sich durch den Bedienten anmelden, und bedeuten, wer sie seyen, und warum sie wünschen, mit der gnädigen Frau sprechen zu dürfen. — Als sie vorgelassen worden, und ihre Ehrerbiethigkeit mit tiefer Neigung bezeiget, fragte die Frau den ältern Robert: Seyd ihr derjenige Robert, der vor einigen Jahren von den Seeräubern gefangen, und nach Tetuan geführet; hernach aber von einem Gutthäter aus der Dienstbarkeit losgekaufet worden? —

Ich

Ich bin es, gnädige Frau! antwortete er: und komme mit meinem Sohn daher, euer Gnaden um eine Erklärung zu bitten, wer dieser uns bisher unbekannte Gutthäter sey, der für mich so gütig und großmüthig nicht nur das Lösegeld, sondern auch noch einen großen Ueberschuß hergegeben.

Das habe ich vor kurzer Zeit erfahren, erwiederte die Frau: und kann euch jetzt aus eurem Zweifel helfen. — Ihr müsset wissen, daß mir vor zwey Monaten ein Bruder gestorben, mit Namen Karl von Secondat, Baron von Montesquieu, welcher eine geraume Zeit in der Stadt Burdo das Amt eines Präsidenten oder Oberhaupts in einer der vornehmsten Gerichtskammern versehen hatte. So lang er gesund war, reisete er bisweilen, wann es seine Geschäffte erlaubten, bis hieher, und beehrte mich mit einem Besuch; blieb aber jedesmal nur einige wenige Tage da. Die letztverflossenen anderthalb Jahre kam er gar nicht mehr. Ich erhielt die betrübte Nachricht, daß er gefährlich krank liege, und

begab mich auf die Reise, um ihn zu besuchen: aber, leider! zu spat; er war kurz vor meiner Ankunft zu Burdo verschieden. Gott verleihe ihm die ewige Ruhe! — Jezt merket wohl auf. Da man nach seiner Beerdigung, seine hinterlassenen Schriften durchsuchet, fand man eine, in welcher gemeldet war, er habe einem berühmten, zu Cadix in Spanien wohnenden Kauf- und Wechselherrn, mit Namen Mayn, zwey tausend fünf hundert Thaler zugeschicket: aber zum Zeichen, daß dieses Geld richtig nach seiner Bestimmung verwendet worden, war ein Strich durch die Schrift, und ein Riß durch das Papier gemacht. Glaublich hat es mein Bruder, wie man mit dergleichen Papieren zu thun pflegt, in das Feuer werfen, und verbrennen wollen; aber hernach vergessen, dieses Vorhaben zu erfüllen. Mich und andere Miterben stach der Vorwitz; wir hätten gern wissen mögen, wie und auf was Weise eine so beträchtliche Summe Geldes verwendet worden; deswegen bathen wir durch ein höfliches Schreiben den besagten Kauf- und Wechselherrn, uns

eine

eine Erläuterung zu geben. Seine Antwort war, er habe vor einigen Jahren dieses Geld, auf Befehl des Herrn Präsidenten von Burdo, Baron von Montesquieu, nach Tetuan in Afrika übermachet, um einen Bürger von Marsilien, mit Namen Robert, von der Sklaverey zu befreyen.

Die Frau hatte noch nicht ganz ausgeredet, da schoßen schon dem alten und jungen Robert bittere Thränen in die Augen. Die unerwartete Nachricht von dem Tode ihres Gutthäters, dem sie immerdar danken wollen, und niemal danken können, machte sie äußerst bestürzt und fast sprachlos. Sie wollten sich seiner gnädigen Frau Schwester zu Füßen werfen, und eine Danksagung abstatten: aber diese ließ es nicht zu. Ich habe keinen Antheil, sprach sie: an der Gutthat, die euch mein selig verstorbener Bruder erwiesen. Er hat mir zwar einstens, da er hier war, auf den Abend erzählet, er sey von einem jungen Schiffer spazieren geführet worden, dessen Vater den barbarischen Seeräubern in die Hände gefallen, und jezt zu Tetuan Sklavendienste thun müsse: aber dabey hat er

mit keinem Worte gemeldet, daß er gesinnet sey, mit seinem Gelde den Gefangenen zu erlösen. — Ihr habet also Gott allein zu danken, der euern Gutthäter in Ausübung dieses Werkes der Barmherzigkeit gestärket, und jetzt hoffentlich dafür belohnen wird. — Von mir könnet ihr versichert seyn, daß ich zwar nicht so viele zeitliche Güter habe, als mein Bruder gehabt; aber doch einen eben so guten Willen, euch zur Beförderung eures Glücks verhülflich zu seyn.

Mit solcher Versicherung wurden die guten Leute von der würdigen Schwester ihres edlen Gutthäters entlassen. — Wie ihnen dabey um das Herz gewesen, läßt sich leichter denken, als mit Worten beschreiben.

Die Geschichte ist bald darauf in der Pariser Monatschrift, der Merkur von Frankreich genannt, auf den Maymonat des Jahrs 1775. bekannt gemacht worden, und hernach öfters im Druck erschienen.

Ein

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Wenn ich ein großer Herr wäre, und viel Geld hätte, wollte ich auch, wie dieser Herr Präsident, das überflüßige anwenden, um unglückliche Nebenmenschen glücklich zu machen. Das ist freylich etwas schönes; aber ein gemeiner Mann, wie ich bin, der sein Brod mit täglicher Handarbeit gewinnen muß, ist nicht im Stande, etwas solches zu unternehmen. Ich habe zwar, Gottlob! ein ehrliches Stück Geld zusammengesparet: aber ich muß es zur künftigen Versorgung meines Sohns beysammen behalten.

Pfarr. Erinnert Euch jener schönen Lehre, welche ehemals der alte Tobias seinem Sohne gegeben: **Sey barmherzig, wie du es vermagst: hast du viel, so gieb viel; hast du wenig, gieb gern etwas weniges.**

Handw. Aber wenn ich auch viel hätte, möchte ich doch nicht völlig so handeln, wie dieser gutthätige Herr gehandelt hat. Warum hat er sich dem jungen Robert niemal zu erkennen

geben

geben wollen? Warum hat er alles sogar vor seiner eignen Schwester verborgen gehalten?

Pfarr. Er wird es gethan haben, um jene Ermahnung unsers göttlichen Lehrmeisters zu befolgen: Wenn du ein Almosen giebst, soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut. Er wird gedacht haben: Wenn meine linke Hand nichts von dem Almosen wissen soll, das ich mit der rechten gebe, sollen vielweniger andere Leute, die mir nicht so nahe sind, als die linke Hand, etwas davon wissen.

Handw. Er hätte doch eine rechte Freude und zuckersüße Herzenslust genießen können, wenn er mit dem Jüngling nach Hause gegangen wäre, und die Dankbezeigungen einer ganzen durch ihn glücklich gemachten Familie eingenommen hätte. Die wackern Leute würden sich ihr Lebenlang bestrebet haben, ihm alle möglichen Ehren anzuthun, und seinen Ruhm durch Stadt und Land auszubreiten. Vielleicht hätten sie gar, zum ewigen Andenken, denselben abmalen, und sein Bildniß mit einer vergoldeten Rahm einfassen lassen. —

Pfarr. Es giebt freylich manche Leute, welche mit dergleichen zeitlichen Absichten ihrem

Neben-

Nebenmenschen Gutes thun, damit sie ihn zur Erkenntlichkeit und Dankbarkeit verpflichten, und bey der Welt Ehre und Ruhm erlangen. Einige lassen sogar die Nachricht von ihren Werken der Barmherzigkeit in den öffentlichen Zeitungsblättern ausposaunen; andere lassen sich verlauten: sie hätten sich wohl gehütet diesem oder jenem Nebenmenschen Gutes zu thun, wenn sie seinen Undank vorher gesehen hätten. Aber das ist weit gefehlet. Die wahre Tugend der Gutthätigkeit besteht nicht in dem allein, daß man gebe; man muß auch mit reiner Meynung geben. —

Handw. Wie verstehen Sie diese reine Meynung?

Pfarr. Daß man beym Almosengeben keine Vergeltung, keine Dankbarkeit, keine Ehre, keinen Ruhm von den Menschen verlange; sondern allein Gott zu ehren, und Gott zu gefallen trachte. Ich zweifle nicht, der edle Herr von Montesquieu werde sich zur Loskaufung des Sklaven Robert mit diesen oder dergleichen Gedanken aufgemuntert haben: Da hast du eine gute Gelegenheit ein gottgefälliges Werk der Barmherzigkeit auszuüben. Er ist der allgemeine Vater aller Menschen, und

thut

thut allen ohne Unterlaß Gutes: es muß ihm gefallen, wenn wir, so viel wir können, seiner Gutthätigkeit nachzuahmen trachten. Du hast die zeitlichen Güter, so du besitzest, seiner gnädigen Fürsicht zu danken. Erzeige ihm deine Dankbarkeit; gieb ihm zu Ehren, was du überflüßig hast, dem Nebenmenschen, der nicht genug hat. — Das war eine reine Meynung. — Ja, Bruder! von den Almosengebern, die es also meynen, sind die trostreichen Stellen der heiligen Schrift zu verstehen, worinn den Barmherzigen Barmherzigkeit, Nachlassung der Sünden und ewiges Leben versprochen wird. Jene hingegen, welche die Vergeltung bey den Menschen suchen, haben keine mehr von Gott zu hoffen.

Neunzehente Geschichte.

Von der Geduld und Starkmüthigkeit im Leiden. — Nichts ist tauglicher, den Menschen in zeitlichem Unglück und Widerwärtigkeiten geduldig und starkmüthig zu machen, als die lebhafte Betrachtung der christlichen Glaubenswahrheiten.

Handwerksmann.

Ist es auch wahr, Herr Bruder! man sagt, die Zeitungen seyen fast immerdar voll von traurigen Begebenheiten, von Feuersbrünsten, von Ueberschwemmungen, von Hagelwettern, von Schiffbrüchen, von ansteckenden Krankheiten, von Verheerungen der Länder durch feindliche Kriegsheere, und von noch vielen andern, wodurch manche, auch unschuldige und wackere Leute, ihr Haab und Gut, ja gar ihr Leben auf eine erbärmliche Weise eingebüßet.

Pfarr. Das ist der gewöhnliche Weltlauf. Kein Mensch auf Erden, in was immer für einem Stande er seyn mag, kann mit Gewißheit sagen: Ich werde mein Lebenlang kein

großes

großes Unglück, keine schwere Widerwärtigkeit auszustehen haben. Wenn auch einer allen vorgemeldten schmerzlichen Zufällen entrinnen könnte, wäre er doch niemal genug gesichert wider die Nachstellungen und Verfolgungen boshafter Nebenmenschen, welche auch den Unschuldigsten um seine Ehre, um seine zeitliche Habschaften, bisweilen auch gar um das Leben zu bringen trachten. Mit wie viel Geschichten könnte ich Euch dieses bewähren! Höret nur eine, die von einem französischen Schriftsteller unserer Zeiten, Gayot von Pitaval, in dem dritten Theile seines Werks von berühmten und wichtigen Gerichtshändeln, aufgezeichnet worden. Ihr werdet daraus auch abnehmen können, welches das tauglichste Mittel sey, um sich in allem solchen Unglück und Widerwärtigkeiten wider die Ungeduld und Kleinmüthigkeit zu verwahren.

In einer gewissen ansehnlichen Pfarrgemeinde der Grafschaft Flandern, welche eine von den siebenzehn Provinzen des sogenannten Niederlandes ausmachet, entstund eines Tags, in aller Frühe, ein entsetzlicher Lärmen, wegen einer grausamen Mordthat, welche in dem kleinen,

ganz

ganz nahe am Dorfe gelegenen Gehölze, oder Wäldlein verübet worden. Man fand darinn unter einem Haufen von Gesträuch und Baumreisern den todten Körper eines bekannten, zur Dorfgemeinde gehörigen Mannes. Er lag in seinem Blute da: die ganz frischen Wunden gaben zu erkennen, daß die Mordthat erst vor kurzer Zeit mit mehrern Messer- oder Degenstichen geschehen: In einer seiner Kleidertaschen befand sich ein wohlgefüllter Geldbeutel, und hieraus konnte man abnehmen, es müsse der Thäter kein eigentlicher Dieb oder Straßenräuber seyn, der nur aus Raubbegierde die gräuliche That gewaget hätte.

Bey solchen Zufällen giebt es insgemein unter den Leuten eine Menge Muthmaßungen, Argwohn und Urtheile. Es gieng schon ein Gemurmel herum, als hätte ein Hirtenknab den vorigen Abend, da es schon fast finster war, von weitem einen Mann, in langer schwarzer Kleidung, aus dem Wäldlein herauslaufen, und mit schnellen Schritten dem Pfarrhofe zueilen gesehen; aber nicht erkannt, wer es eigentlich sey. Weil man nun wußte, daß sonst niemand als der Pfarrer, ein solches Kleid zu tragen pflege, faßten einige gleich den Argwohn, eben

der Pfarrer könnte vielleicht einige Schuld an der Mordthat, oder wenigstens einige Wissenschaft davon haben. Sie wurden in diesem Argwohne einigermaßen gesteifet, weil der Pfarrhof am Ende des Dorfes, von andern Häusern etwas abgesondert stund, und zwey Thüren hatte, von deren einer man in das Dorf und in die Kirche; von der andern aber durch einen kleinen Fußweg in vorbesagtes Wäldlein kommen konnte.

Aber dem Amtmanne oder Gerichtsverwalter war schon in der Nacht eine weit wichtigere Anzeige zu Ohren gekommen. Es hatte sich bey ihm ein ansehnlicher Einwohner der Dorfschaft eingefunden, welcher umständlich erzählet, er habe bey anbrechender Nacht, da er von seinem Felde nach Hause kehren wollen, in dem nächstgelegenen Wäldlein jemanden um Hülfe schreyen hören; diesem Geschrey sey er nachgegangen, und ganz nahe an den Ort gekommen, wo eine der gräulichsten Mordthaten begangen worden. Es komme ihn hart an; aber er befinde sich im Gewissen verpflichtet, seiner rechtmäßigen Obrigkeit anzuzeigen, was er mit Augen gesehen. Der Thäter seye,

leider!

leider! kein anderer, als der Herr Pfarrer: dieser habe einem seiner Pfarrkinder mit einem sogenannten Stilet, oder gespitztem Mordmesser etliche Stiche versetzet; hernach den Körper des Ermordeten mit Gesträuchen und Baumreisern zugedecket, und sich mit schneller Flucht aus dem Gehölze fortgemachet. — Der Amtmann hatte nichts weniger als eine solche Anzeige erwartet: sie kam ihm desto unglaublicher vor, je mehr er bisher den Pfarrer für einen ehrlichen Mann, und fleißigen Seelsorger angesehen hatte. Doch mußte er sein Amt verrichten, und eine genaue Untersuchung anstellen. Zu erst nahm er, bey erstem Anbruche des Tags den gehörigen Augenschein in dem Wäldlein ein, und ließ den todten Körper an ein sicheres Ort überbringen. Hierauf begab er sich, in Begleitung einiger Gerichtspersonen, in den Pfarrhof, und deutete dem Pfarrer mit Ehrerbiethigkeit an, die höchste Noth erfordere es, daß man sich seiner Person versichere, und das ganze Haus mit möglicher Genauigkeit durchsuche. Beydes geschah ohne den mindesten Widerstand des Geistlichen. Aber mit was traurigem Erfolge! Man findet den schwarzen langen Rock, den der Pfarrer, so oft

er aus dem Hause gieng; anzulegen; bey der Zurückkunft aber in dem Vorzimmer an einem Nagel aufzuhängen gewohnt war: und diesen Rock findet man hin und wieder mit frischem Blute besprenget. Nicht genug; hinter dem Rock hängt ein Stilet, ebenfalls mit Blut gefärbet.

Alle Anwesenden erschrecken über diesem Anblick: der Amtmann aber, um mit aller möglichen Behutsamkeit in die Sache zu gehen, läßt das Stilet zum todten Körper bringen, und in seiner Gegenwart untersuchen, ob die Größe und Gestalt der Wunden mit der Beschaffenheit dieses Mordzeuges übereinkomme. Die Gleichförmigkeit ist so augenscheinlich, daß man sicher dafür halten muß, die Wunden seyen mit eben diesem Stilete versetzet worden.

Jetzt befand sich der Amtmann, der eingeführten Gerichtsordnung gemäß, bemüßiget, den Pfarrer gefänglich in die Hauptstadt zu dem obersten Gerichtshof zu liefern. Er selbst verfügte sich, mit den schriftlich verfaßten Urkunden seiner Untersuchungen dahin: der vorgemeldte Kläger und Augenzeuge der verübten Mordthat, dem ich den Namen Leander gebe, mußte auch mitkommen.

Es sind sonst die geistlichen Personen in den katholischen Ländern von der weltlichen Gerichtsbarkeit ausgenommen: aber an einigen Orten müssen sie sich derselben, wenigstens in solchen Fällen unterwerfen, wo sie einer großen, wider die öffentliche Ruhe und bürgerliche Glückseligkeit laufenden Missethat, wie der Todschlag ist, beschuldiget werden. Also gieng es auch dem gefänglich eingebrachten Pfarrer: sein Handel ward von der weltlichen Obrigkeit untersuchet und entschieden. Der Kläger bestättigte seine Aussage mit einem gerichtlichen Eidschwur, und behauptete dieselbe, da er dem Angeklagten unter die Augen gestellet worden. Dieser aber läugnete alles, und betheuerte standhaft, er habe nicht einmal den Gedanken gehabt, eine so abscheuliche Missethat zu begehen. Auf die Frage, wo er sich denselben Abend befunden, da die Mordthat in dem Wäldlein geschehen, war seine Antwort, er habe in seinem Zimmer theils die priesterlichen Gebethe verrichtet, theils an einer Predigt gearbeitet. — Ob ihn jemand gesehen? — Nein, es sey niemand zu ihm gekommen: seine Magd aber, die er denselben Nachmittag, Geschäffte halber, in ein entfern-

tes Ort geschicket, habe erst nach Untergang der Sonne zurückkehren können. —

Endlich kam es zum richterlichen Ausspruche. Der Geistliche ward, als eines vorsetzlichen, an seinem Pfarrkinde verübten Todschlags schuldig erkläret und verurtheilet, nächst bey dem Platze, wo die Mordthat geschehen, lebendig verbrannt zu werden.

Es ist leicht zu glauben, was der Geschichtschreiber anmerket, die meisten Pfarrkinder, ja auch andere Leute, die zuvor einige Bekanntschaft mit dem Pfarrer gehabt, seyen bey Verkündigung dieses erschrecklichen Urtheils in die größte Bestürzung und Traurigkeit gerathen. Einige nahmen sich mit lauten Klagworten um den Verurtheilten an, und sagten, es haben sich schon öfters auch die obersten Gerichtshöfe in ihren Urtheilen übereilet: das könnte wohl diesesmal geschehen seyn. Von einem ehrlichen Geistlichen lasse sich keine so große Uebelthat vermuthen. Vielleicht seye Leander betrunken gewesen, da er in dem Wäldlein von weitem der Mordthat zugeschauet; oder habe sich wegen anbrechender Nacht geirret, und einen andern

Bös-

Böswicht für den Pfarrer angesehen. — Hingegen ließ eben dieser Leander, sammt einigen seiner Freunde, sich angelegen seyn, die Ehre der Richter zu schützen, mit Vermelden, es seyen vernünftige grundgelehrte Herren, welche gewiß die ganze Sache genau untersuchet, da es auf die Ehre und das Leben eines öffentlichen Seelsorgers angekommen. Dieser habe sich zwar, dem äußerlichen Scheine nach, ehrlich aufgeführet; aber es sey nicht alles Gold, was glänzet: man könne keinem Menschen in das Herz sehen: schon öfters haben sich auch ehrliche Leute durch die Heftigkeit einer unordentlichen Leidenschaft zu einer abscheulichen Missethat verleiten lassen. Man habe doch bey dem verurtheilten Pfarrer schon lang etwas von einem melancholischen und gallsüchtigen Humor bemerket: man wisse auch, daß er ehemals mit dem jezt ermordeten unglückseligen Pfarrkinde eine Zwistigkeit wegen den Zehendabgaben gehabt.

Als der schrecklich, zur Vollziehung des Urtheils bestimmte Tag angekommen, machten mehrere gute Pfarrkinder noch den letzten Ver-

such, ihren lieben Seelsorger zu retten, sie erbothen sich, mit ihrem Leben das Seinige zu erkaufen, und anstatt seiner die peinliche Todesstrafe auszustehen. Aber ihr Anerbiethen ward nicht angenommen. — Das Mitleiden und der Schmerz vermehrte sich bey Erblickung des Geistlichen, da er wirklich zum Scheiterhaufen geführet ward. Man entdeckte in seinem Angesichte eine gewisse Beruhigung und Heiterkeit, die nur aus dem guten Zeugniße des Gewissens, und aus Hoffnung eines zukünftigen bessern Schicksals zu entstehen pflegt. Er gab seinem Beichtvater, und denen, die um ihn waren, die wiederholte Versicherung, er bethe mit Ergebenheit die unerforschlichen Zulassungen Gottes an; verzeihe von Herzen allen denjenigen, die zu seinem Tode etwas beygetragen; und erwarte wohlgemuthet ein zweytes ganz verschiedenes Urtheil von dem allwissenden und gerechtesten Richter.

Wenige Zuschauer konnten sich vom Seufzen und Weinen enthalten, da er an den Pfahl gebunden, und das Holz angezündet worden. Seine Augen waren bisher auf das Bildniß des gekreuzigten Heilandes gerichtet, das ihm der Beichtvater vorhielt: jetzt erhob er die Augen

gen

gen Himmel, als wenn er durch die Verdienste des göttlichen Erlösers bald dahin zu kommen hoffte. Dieses verursachte eine neue Rührung in den Herzen der Zuschauer. Kaum war sein Leib durch die heftigen Flammen in Aschen gelegt, ruften mehrere überlaut, das sey ein heiligmäßiger Tod; die abgeleibte Seele werde sich schon in der Erquickung befinden; man müsse von dem Mitleiden zur Hochschätzung und Verehrung dieses im Leben und Sterben so auferbaulichen Seelsorgers übergehen.

Von dieser Zeit an, war der Leander bey den meisten Pfarrgenossen verachtet und verabscheuet: sie beobachteten weit genauer, als zuvor, all sein Thun und Lassen: man merkte nach und nach, daß er ein Heuchler sey, der unter der Larve der Ehrlichkeit eine große Herzensbosheit verborgen halte. Einer seiner besten Freunde gerieth mit ihm in einen Streithandel, und machte ihm in der ersten Zornhitze den Vorwurf, er habe seine Geldmittel meistentheils durch listige Ränke und schelmische Kunstgriffe erworben. Hierüber entstund ein großes Gemurmel unter den Leuten. Von einem solchen Menschen, heißt es, dürfte man wohl argwoh-

nen, er habe aus boshaften Absichten ein falsches Zeugniß wider den Seelsorger abgeleget. Einige treiben den Argwohn noch weiter, vielleicht sey Leander selbst der Anstifter, oder gar der Vollzieher der Mordthat gewesen; denn man habe erst zuverläßig erfahren, daß er ehemals eine heimliche Feindschaft gegen den nunmehr ermordeten Dorfgenossen, und einen heimlichen Groll wider den Seelsorger getragen, obwohl er ihnen äußerlich lauter Freundlichkeit erzeiget. Nur ist noch die Frage, wie dann der verurtheilte Pfarrer unschuldig seyn können, da man doch in seinem Hause seinen eignen Rock mit Blut gefärbet, und dabey das blutige Stilet gefunden? Aber auch diese Frage beantwortet der schon gemeldte ehemalige Freund, und nunmehrige Feind des Leanders. — Ihr wisset ja, sagte er, daß die hintere Thüre des Pfarrhofs, und die erste Stube, wo der Seelsorger seinen Rock aufzuhängen gewohnt war, den ganzen Tag niemal verschlossen gewesen. Ihr habet auch gehöret, daß an dem Abend, da die Mordthat geschehen, der Pfarrer die Magd vom Hause fortgeschicket; und

sich,

sich, seiner Gewohnheit nach, in dem innern Zimmer in das Beten und Studiren vertiefet. Hätte nicht der listvolle Leander, da niemand um den Weg war, in die Stube schleichen, den Rock hinwegnehmen, sich damit bekleiden, und dann denselben nach verübter Mordthat, an das vorige Ort zurückzubringen, und sammt dem Stilete aufhängen können? —

Das ist möglich, sagten die guten Pfarrkinder: aber wer kann beweisen, daß es also gegangen sey? Etliche giengen fort, um einen berühmten Rechtsgelehrten in der Nachbarschaft um Rath zu fragen. Dieser zuckte die Achseln, und gab zu verstehen, ihre Argwöhne seyen nicht ungegründet; es scheine, die Richter haben jene Hauptregel des richterlichen Amtes nicht genug beobachtet, man solle keinen Menschen, wenn er nicht einer todteswürdigen Missethat vollkommen überwiesen, zum Todte verdammen. Dabey zeigte er ihnen mit Erzählung mehrerer Beyspiele, daß leider! schon öfters dergleichen fehlerhafte Urtheile gefället worden.

Mit diesem schlechten Troste mußten sich die guten Leute diesesmal befriedigen lassen: aber

nach

nach einiger Zeit bekamen sie einen bessern. Die Unschuld ihres mishandelten Seelsorgers kam vollkommen an den Tag.

Leander hatte sich geschmeichelt, der heftige wider ihn erregte Lärmen werde nach und nach wieder aufhören. Aber es geschah das Widerspiel. Nachdem schon vier Jahre verflossen, ließ man nicht nach, ihn für einen falschen Ankläger des ehemaligen Pfarrers anzusehen. Länger wollte er es nicht mehr gedulden, und faßte endlich den verzweifelten Entschluß, sich in ein anders Land zu flüchten; aber zuvor den Hauptanstifter des ganzen Lärmens seine Rache empfinden zu lassen. — Dieser befand sich eines Tages ganz allein zu Hause. Der Böswicht überfällt ihn unvermuthet, und ermordet ihn auf eine grausame Art. — Aber jetzt ist das Maas seiner Missethaten voll. Die Flucht kann ihn nicht mehr retten. Er wird von einem Nachbar auf frischer That ertappet, und auf dessen Rufen von den herbeylaufenden Pfarrgenossen angehalten, und der Obrigkeit eingeliefert. Man findet bey Durchsuchung seiner Behausung mehre gestohlene Sachen, die er eingepacket hatte, um damit davon zu fliehen. Die Beweise sind

ganz

ganz überzeugend. — Das Urtheil lautet, er solle, als ein Dieb und Mörder, lebendig gerädert werden. —

Ich weis nicht, ob Gott diesem verruchten Menschen noch am Lebensende die Gnade der Bekehrung verliehen: aber es geschah doch gewiß aus einer sonderbaren göttlichen Anordnung, daß der Uebelthäter, da er wirklich auf dem Richtplatz stund, ein für die Ehrrettung des ehemaligen Pfarrers nothwendiges Bekenntniß ablegt. — Er sagte mit ganz verständlicher Stimme, es sey alles wahr, was man schon seit geraumer Zeit von ihm geargwohnet: er habe vor vier Jahren in dem Pfarrhof, da niemand um den Weg gewesen, den langen Rock des Pfarrers in der Vorstube heimlich angelegt; in solcher Kleidung seinem Feinde in dem Wäldlein aufgepasset, und das Leben genommen; hierauf den mit Blut bespritzten Rock sammt dem blutigen Mordzeuge unvermerkt in besagter Vorstube aufgehänget; und endlich, allen Verdacht von sich abzuwenden, den unschuldigen Seelsorger angeklagt, und in den Tod geliefert. Dieses reue ihn jezt

mehr,

mehr, als alle übrige Missethaten seines ganzen Lebens.

Nach diesem Bekenntniß ward das Urtheil an ihm vollzogen. Aber was großer Unterschied zwischen seinem Tode, und dem Tode des vor vier Jahren hingerichteten Geistlichen! Nicht Zufriedenheit und Beruhigung; sondern Verwirrung, Furcht und Angst schien aus dem Angesichte des Missethäters hervor; das Geschrey, so er bey der Hinrichtung hören ließ, gleichte mehr dem Geschrey eines Verzweifelnden, als eines Hoffenden: Er ward von keinem Zuschauer bedauert; alle trauerten nur, mit einer neuen Verabscheuung des Missethäters, über das unersetzliche Unrecht, so er ihrem ehemaligen guten Seelsorger angethan.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Herr Bruder! bey dieser traurigen Erzählung ist mir ein schwerer Zweifel eingefallen. Gott ist unendlich gerecht, und unendlich gütig. Wenn er über boshafte und lasterhafte Menschen schwere Unglücke und Trübsalen verhänget, erkenne

ich

ich wohl, daß dieses Verhängniß nicht nur seiner Gerechtigkeit, sondern auch seiner Güte gemäß sey; weil er dadurch dem Sünder, oder doch andern Menschen, welche Zeugen von diesen Strafen sind, Anlaß giebt, in sich selbsten zu gehen, ihre Fehler zu erkennen, zu bereuen, und zu bessern. Aber wie kann er doch zulassen, daß bisweilen ein ehrlicher und frommer Mensch, wie dieser Pfarrer gewesen, ohne Schuld in die größten Unglücke und Widerwärtigkeiten gerathe, ja wohl gar ungerechter und gewaltthätiger Weise seines zeitlichen Haab und Guts, seiner Ehre, und seines Lebens beraubet werde?

Pfarr. Wenn der Mensch ein einzigesmal durch eine freywillige Uebertretung der Gebothe Gottes, diesen höchsten Herrn Himmels und der Erde, seinen Erschaffer, Erhalter, und beständigen Gutthäter entehret hätte, sollte er schon denken, er habe alle mögliche zeitliche Strafen verdienet; er sollte in allem Leiden mit demüthiger Unterwerfung sagen: Du bist gerecht, o Herr! und rechtmäßig ist dein Urtheil! — Brenne hier, schneid hier, wenn du mir nur in der Ewigkeit verschonest! — Aber gesetzt, es führte einer ein engelreines, von allem Schatten der Sünde entfernes

ferntes, ganz unsträfliches Leben, sollte dann Gott kein Recht haben, dessen Tugend durch Widerwärtigkeiten, wie das Gold im Feuer, zu prüfen? Sollte ihm Gott keine Gelegenheit geben dürfen, die schuldige Treue und Liebe in Uebertragung großer Beschwerlichkeiten an den Tag zu legen?

Handw. Eben da steckt mein Zweifel. Wenn die Gerechten, nach einiger Zeit der Prüfung, wieder so glücklich würden, wie der geduldige Job, der sein verlohrnes Haab und Gut wieder zweyfach bekommen; oder wie der fromme Joseph in Aegypten, der aus dem Kerker auf den Thron gelanget, so wäre alles recht. Aber bisweilen muß der Gerechte bis an das Lebensende leiden. Wie reimet sich dieses mit der unendlichen Güte Gottes zusammen?

Pfarr. Euer Zweifel wäre vielleicht nicht ungegründet, wenn es nach dem zeitlichen Leben des Menschen auf Erden kein anders mehr in der Zukunft gäbe; wenn seine Seele zernichtet würde, da sie von dem Leibe abscheidet, und diesen in Staub und Aschen zerfallen läßt. Aber so bald man an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und an das zukünftige für sie bestimmte Schicksal denket, ist Euer Zweifel aufgelöset.

gelöset. Nennet Ihr nicht denjenigen gütig, der für einen kleinen ihm erwiesenen Dienst eine große Belohnung giebt? Wenn Euch, zum Exempel, ein Herr für die Arbeit eines Tages einen ganzen Jahrlohn auszahlen ließe, würdet Ihr nicht sagen, das sey ein gütiger Herr? Noch gütiger, wenn er diesen Jahrlohn hundertfach, tausendfach vermehrte? So müsset Ihr dann bekennen, Gott sey unendlich gütig, weil er dem Menschen, der nach seinem Willen und zu seiner Ehre eine kurze Zeit leidet, die himmlische Belohnung ertheilet; denn diese Belohnung ist auf eine zweyfache Art unendlich; erstens wegen der Dauer, weil sie in alle Ewigkeit niemal aufhöret; zweytens wegen der Größe, weil sie in der seligmachenden Genießung eines in allem Betrachte unendlichen Gutes, welches Gott selbsten ist, besteht. —

Handw. Diese Auslegung ist freylich schön. Aber bey allem dem werden doch manche Menschen, da es zum Leiden und Sterben kommt, kleinmüthig und zaghaft.

Pfarr. Weil ihnen der steife Glauben, und die lebhafte Hoffnung abgeht; weil sie gewohnt sind, ihre Glückseligkeit nur in den irdischen Dingen zu suchen, als wenn der Himmel

sie nichts angienge. Hingegen werdet Ihr in Euerm Buche von den Leben der Heiligen gelesen haben, wie manchesmal die wahren Christen, auch junge Leute, auch schwache Weibsbilder, die Verfolgungen, die Schmerzen, den Martertod nicht nur unerschrocken, sondern auch frölich ausgestanden, weil sie ihr Herz mit steifem Glauben, und lebhafter Hoffnung der himmlischen Belohnung gestärket hatten.

Handw. Es ist so, wie Sie sagen. — Jetzt darf ich Ihnen fast nicht melden, was mir noch eingefallen, da Sie erzählet, dieser Seelsorger habe sich so fleißig mit Bethen, Lesen und Studiren beschäftiget, und sey von den Pfarrkindern wegen seiner guten Aufführung so geschätzet worden, daß einige für ihn ihr Leben geben wollen. Ich habe gedacht: Ha! wären doch alle Priester also beschaffen! möchten doch alle, ihrem vortrefflichen Stande gemäß, sich also ehr- und lobwürdig machen! Aber, aber was muß man, leider! hin und wider hören und sehen! Ich rede nicht von Ihnen, Herr Bruder! man hat, Gottlob! keine Klage wider Sie, und viele Ihres gleichen. Aber es sind ein und andere, die ich Ihnen nennen könnte, übel ver-

schrieen,

schrieen, wegen ihrer unauferbaulichen Aufführung, sonderbar wegen der Trunkenheit, und —

Pfarr. Haltet das Maul! es steht Euch gar nicht zu, die Gottgeweihten Personen, die Gesalbten des Herrn zu tadeln, und durch die Hechel zu ziehen. Saget den Leuten, die Euch dergleichen, oft falsche, oft übertriebene Nachreden hinterbringen, sie sollen vor ihrer Thüre kehren, auf ihre eignen Fehler sehen, und diese zuerst verbessern; sie sollen den Balken aus ihrem eignen Auge heraus nehmen, bevor sie sich unfangen, den Splitter aus einem fremden herauszuziehen. Gesetzt auch, es gebe einige Priester, welche ihren Stand durch einen ungesitteten Wandel entehren, so ist Eure Schuldigkeit, daß Ihr nicht ihren Beyspielen, sondern ihren Lehren folget; im übrigen aber die Sorge ihrer Verbesserung der rechtmäßigen Obrigkeit überlasset.

Zwanzigste Geschichte.

Von der züchtigen und sittsamen Aufführung junger Leute. — Junge Leute, die sich züchtig und sittsam aufführen, werden allzeit von andern rechtschaffenen Nebenmenschen hochgeschätzet, und oftmals auf eine vorzügliche Art geehret, und beglücket.

Handwerksmann.

Wenn ich Ihnen nicht beschwerlich wäre, Herr Bruder! wollte ich um einen guten Rath anhalten. Sie wissen, daß ich Ursache habe, mit der bisherigen Aufführung meines einzigen schon erwachsenen Sohnes zufrieden zu seyn. Es wäre mir lieb, wenn er noch vor meinem Absterben eine gute Heirath treffen könnte. Er versteht sein Handwerk meisterlich; ich kann ihm ein standesmäßiges Vermögen hinterlassen; mein Haus sammt der Werkstatt ist, nach meinem Ableben, auch sein. Nun trägt man ihm zum heirathen zwo verschiedene Weibspersonen an, beyde von fast gleichem Alter, und gleich sauberer Gestalt. — Die eine ist für ihren Stand reich, und bekommt ein großes Heirathgut: aber

man

man redet ihr hin und wider viel tadelhaftes nach, sie habe einen hartnäckigen Stutzkopf, und wenn sie sich etwas vorgenommen, dürfe ihr niemand, auch die Mutter nicht widersprechen; sie liebe übermäßig den Putz und Kleiderpracht, und richte sich immerdar nach den neuesten, auch frechesten Moden; nicht gern in der Kirche und bey der Arbeit, aber gern bey weltlichen Lustbarkeiten, Mahlzeiten und Tänzen, in Gesellschaft junger Pursche finde sie sich ein; überdas habe sie in dergleichen Gelegenheiten, wo man einander mit vollen Gläsern die Gesundheit zuzutrinken pflegt, sich schon stark an den Wein gewöhnet. — Die andere ist arm, hat keine Mutter mehr: ihr Bruder arbeitet um den Taglohn: sie versieht das Hauswesen, und wartet dem alten, immerdar kränklichen Vater ab; sucht dabey mit Spinnen täglich einige Kreuzer zu gewinnen. Man sagt ihr übrigens nichts als Gutes nach, sie finde sich fleißig und andächtig bey den Gottesdiensten ein; sey emsig in ihren Arbeiten; geduldig und nachgiebig; mäßig im Essen und Trinken; eingezogen in der Kleidung; bey den Leuten manierlich, munter und frölich, aber niemal frech und ausgelassen.

Mein Sohn will sich nicht ohne mein Gutachten entschließen. Was rathen Sie mir, und ihm?

Pfarr. Heißet ihn alles wohl bedenken, und hernach selbst wählen. Meiner Meynung nach, wäre es sehr klug gehandelt, wenn er die arme, aber wohl gesittete, der reichen aber nicht wohl gesitteten vorziehen würde. Die Erfahrung hat schon manchesmal gelehret, daß die Heirathen der ersten Gattung besser, als die der zweyten ausgeschlagen. Vernehmet eine hieher taugende Geschichte, welche der schon wiederholtermalen von mir angezogene Bischof zu **Bellay, Peter Camus**, in dem zweyten Buche seiner sonderbaren Begebenheiten, an der Zahl die siebente, beschrieben hat.

In **Italien** befindet sich, nebst vielen andern Herrschaften oder Gebieten das Herzogthum **Ferrara**, mit der eben so genannten Hauptstadt, die an dem größten und berühmtesten Fluße Welschlands, an dem **Po**, gelegen ist. Im Jahre 1597. als der regierende Herzog ohne männliche Erben mit Tode abgegangen, ist das Herzogthum dem römischen Stuhle zugefallen, oder zur päbstlichen Herrschaft gekommen; diese Veränderung aber hat mehrere Einwohner veran-

lasset,

lasset, aus der Stadt und dem ganzen Gebiete hinwegzuziehen. Unter andern entschloß sich auch ein reicher und adelicher Herr aus dem gräflichen Geschlechte Fabricci, seine Wohnung anderswo, und zwar in dem ziemlich weit entfernten Herzogthume Piacenza aufzuschlagen, wo sich mehrere Verwandte seiner ohnlängst verstorbenen Gemahlinn befanden. Doch wollte er zu Ferrara weder seinen Palast, noch sein schönes in der Nähe gelegenes Landgut verkaufen; sondern bestellte einen Beamten oder Verwalter, der darüber, auch in Abwesenheit der Herrschaft, Sorge tragen, und alles in gutem Stande erhalten sollte. Wenn nicht schon wirklich die Winterszeit eingerückt wäre, hätte der Graf ungesäumt die Reise mit seiner ganzen Haushaltung vorgenommen: aber wegen diesem Umstande mußte er die Sache anders anstellen. Er nahm nur seinen ältesten Sohn, und einen Bedienten mit sich, und reisete zu Lande nach Piacenza, um allda die nöthigen Einrichtungen zu besorgen. Die jüngern zwey Kinder wurden unterdessen zurückgelassen, und der Obsorge eines nahen Anverwandten übergeben: der Hausmeister aber bekam den Befehl, solche Anstalten zu treffen, daß er gleich zu Anfang des

nächsten Frühlings, alle dem Grafen zuständige bewegliche Güter und Geräthschaften, sammt beyden Kindern, und der übrigen Dienerschaft, auf dem Po einschiffen, und zu Wasser nach eben bemeldter Stadt überbringen könnte. Dieser Befehl ward von dem getreuen Hausmeister nach Möglichkeit vollzogen. Kaum war die Frühlingszeit angerücket, so ließ er zwey Schiffe von verschiedener Größe ausrüsten. In das größere wurden alle Güter und Geräthschaften; in das kleinere aber die zwey gräflichen Kinder gebracht, ein halb erwachsener Sohn, und ein junges Töchterlein in der Wiege, das noch nicht das zweyte Jahr ihres Alters erreichet hatte. Das kleinere, mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehene Fahrzeug hatte man mit einem Schiffseile an das größere fest gemacht, von dem es nachgezogen werden mußte: es befanden sich auch die ganze Dienerschaft, und der Hausmeister selbst darinn, um während der Reise für das Wohlseyn der vornehmen Kinder zu sorgen. —

Aber es hat sich, leider! gezeiget, daß jenes Sprichwort nicht ganz ungegründet sey: Wer eine Reise auf dem Lande machen kann, soll sie nicht auf dem Wasser machen. Die

Schiffe mußten aufwärts, wider den Lauf des Flusses, mit großer Mühe der Ruderknechte fortgebracht werden: der Schiffshauptmann hatte schon anfangs erkläret, wenn auch alles recht gienge, würden sie nicht vor acht oder neun Tagen die Gegend von Piacenza erreichen können. Gähling fiel ein starkes Regenwetter ein, durch welches der große, schon vom Schneewasser aufgeschwollene Fluß noch mehr angewachsen. Am fünften Tage, da die guten Leute fast den halben Theil ihrer Wasserreise gemacht hatten, erhob sich ein heftiger Sturmwind und fürchterliches Ungewitter: die Gefahr war desto größer, weil sie sich in der Gegend befanden, wo ein anderer Fluß, mit Namen Mincio, sich mit Heftigkeit in den Po stürzet. Umsonst bothen die Schiffleute alle ihre Kunst und alle Kräften auf, um an einem Gestade anzuländen. Die Wellen schlugen und drangen von allen Seiten in das größere schwer beladene Schiff: es fieng an zu sinken, und zog auch das kleinere mit sich in den Abgrund; weil bey der allgemeinen Angst und Verwirrung niemand zeitlich genug auf den Gedanken verfallen, das Schiffseil, mit dem beyde Schiffe zusammenhiengen, abzuschneiden,

Es läßt sich leicht erachten, wie groß die Bestürzung des Grafen gewesen, als eben zu der Zeit, wo er die Ankunft besagter Schiffe erwartete, die traurige Nachricht zu Piacenza angekommen: Es seyen bey dem Sturmwetter mehrere Schiffe zu grunde gegangen, und wahrscheinlicher Weise werde es auch um seine eingeschifften Habschaften, Bedienten und Kinder geschehen seyn. Er schickte Eilbothen aus, um sichere Kundschaft einzuholen; und mußte endlich mit Schmerzen vernehmen, man habe zwar in einigen Gegenden hin und wider etwas von Schiffstrümmern und andern Geräthschaften, auch einige todte Körper gefunden, so von den tobenden Wellen an das Gestad ausgeworfen worden; aber von allen Menschen, die sich in den verunglückten Schiffen befunden, wisse man keinen einzigen, der mit dem Leben davon gekommen.

So sind auch große Herren vor großen Unglücken nicht sicher. Der Graf Fabricci wußte sich mit christlicher Standhaftigkeit darein zu schicken, und tröstete sich mit Bedenken, daß ihm doch die göttliche Fürsichtigkeit noch genug

Gut

Gut und Geld, und seinen ältesten Sohn übrig gelassen. — Noch leichter würde er den erlittenen Verlust verschmerzet haben, wenn er gewußt hätte, was sich zur Zeit des erbärmlichen Schiffbruches mit seinem jungen Töchterlein, mit der kleinen **Marianne**, zugetragen. Aber dieses konnte er nicht wissen, weil diejenigen, die allein davon Kundschaft hatten, mit Fleiß dazu still geschwiegen. Ich will Euch den ganzen Hergang umständlich erzählen.

Das bemeldte Kind, welches allein in dem Sturmwetter seine Gefahr nicht erkennen, und sich am wenigsten helfen können, blieb allein beym Leben, und ward in seiner Wiege von den wüthenden Wellen nicht verschlungen; sondern nur hin und her geschützet, und endlich unverletzt an ein sandigtes Gestad hinausgeworfen. Da hätte es freylich wegen Hunger, Kälte und Ungemach nicht lang leben können, wenn ihm niemand zu Hülfe gekommen wäre. Ein Bauersmann kam auf den Abend von einer Feldarbeit ganz ohngefähr in dieselbe Gegend; erblickte von weitem das Kind in der Wiege; lief hinzu, und trug es mit sich in sein abgelegenes einsames Bauernhaus fort. Sein Weib erzeigte ein

Wohl-

Wohlgefallen ab dem holdseligen Kinde, und that alles mögliche, um dessen Leben zu fristen: sie bekam sogar Lust, dasselbe bey sich zu behalten. Wir haben keine eigenen Kinder, sagte sie am folgenden Morgen zu ihrem Manne: wäre es nicht ein gutes Werk, wenn wir dieses verlassene Töchterlein an Kindesstatt annähmen? Aber er schüttelte den Kopf, und gab zur Antwort: Nein, dieses dürfen wir nicht thun. Das Kind gehöret vornehmen Leuten. Du siehest ja, wie die Wiege so fein gearbeitet, die Leinwand so zart, das Häublein von kostbarem Zeuge, das Halsband von Seiden, das Amulettlein von Silber. Wir müssen Nachfrage halten; sonst könnten wir noch in eine große Ungelegenheit gerathen. — Unter dem Worte Amulettlein verstund er ein kleines silbernes Halsgehäng, auf dessen einer Seite das Bildniß unsers gekreuzigten Erlösers; auf der andern aber das Wappen des gräflichen Hauses Fabrici sehr zart eingestochen war. Der Geschichtschreiber meldet von diesem Wappen ausdrücklich, es habe drey Kreuze mit kleinen Tüpflein, welche in der Wappenkunst die Goldfarbe bedeuten, in einem Raum oder Felde von lauter herabhangen-

den

den Strichlein, als ein Zeichen der rothen Farbe, vorgestellet, sammt einer darüber stehenden gräflichen Krone. Aber die unstudirten Leute gaben darauf keine Achtung, oder bildeten sich vielleicht ein, es bedeute nichts anders, als daß wir nach dem Beyspiele des Heilandes durch Kreuz und Leiden die himmlische Krone verdienen sollen.

Die vernünftige Vorstellung des Bauers gefiel seiner Ehegattinn gar nicht. Ey, sprach sie: sey ohne Sorge. Gesetzt auch, das Kind gehöre vornehmen Leuten, so achten sie es doch nicht viel; sonst hätten sie mehrere Sorge dafür getragen. Vielleicht ist es gar ein unehliches Kind, welches sie mit Fleiß fortgeschaffet haben, um nicht in Schand und Spott zu gerathen: da bekämen wir einen schönen Dank, wenn wir es zurückgeben wollten. — Du mußt mir den Gefallen thun, und das Töchterlein wenigstens ein Paar Jahre da lassen: wir wollen sehen, ob es nicht mit zunehmenden Jahren uns in den Haus- und Feldarbeiten nützliche Dienste leisten könnte. Es ist nicht vonnöthen, daß wir sagen, wie

es zu uns gekommen. Ich will seine Wiege, und das übrige schöne Zeug verbergen, und das Kind auf Bauernart kleiden. Wenn man nachfraget, können wir ja dergleichen thun, als wäre es von einem beherbergten Bettelweibe in unserm Hause zurückgelassen worden.

Wollte der Mann den Frieden haben, so mußte er in das Verlangen des eigensinnigen Weibes einwilligen. Sie schöpften dem Töchterlein den Namen Susanne, und erzogen es nach ihrer Art bis in das zehente Jahr ihres Alters. Die Nährmutter war mit demselben allzeit wohl zufrieden; aber der Bauer zeigte sich wegen zwey Ursachen misvergnügt, erstens, weil es das Ansehen hatte, die junge Person werde niemal stark genug zu den Bauernarbeiten werden; zweytens, weil sie immerdar großen Lust zeigte, etwas mehrers als nur dergleichen Arbeiten zu lernen. — Nach reifer Ueberlegung verfügte er sich in das nächste Dorf zu seinem Pfarrer; erzählet demselben im Vertrauen den wahren Hergang der Sache, und bittet ihn am Ende um einen guten Rath, wie er sich dieses Kind mit guter Manier vom Halse schaffen könnte. —

Der

Der Seelsorger besinnet sich eine zeitlang, und sagte endlich, er habe vor Zeiten in der Stadt Ferrara etliche Jahre mit Studiren zugebracht, und erinnere sich gar wohl, daß alldort ein schönes, mit reichen Einkünften versehenes Spital zur Hülfe und Verpflegung junger Töchter bestimmet sey, welche arm, von Vater und Mutter verlassen, sich außer Stand befinden, ihr Brod auf eine ehrliche Art zu gewinnen. Diese werden da zwar etwas streng gehalten, aber zu einem gottesfürchtigen Lebenswandel angewöhnet, und in allen anständigen Arbeiten auf das beste unterrichtet: woraus dann auch erfolge, daß dieselben, obwohl sie aus der Spitalstiftung nur ein geringes Heirathgut bekommen, doch meistentheils gute und glückliche Heirathen treffen.

Nach diesem Berichte erboth sich der Pfarrer, sein mögliches zu thun, damit die junge Tochter in besagtes Spital aufgenommen würde; und, kurz zu sagen, er brachte es :nit Hülfe einiger guten Freunde zuwegen. Dem Bauern geschah die größte Gefälligkeit: er ließ diesesmal seine Ehegattinn nicht Meister seyn, obwohl sie sich wegen dem Verlust der Susanne fast untröstlich

tröstlich zeigte. — Bald ereignete sich eine erwünschte Gelegenheit, die gute Tochter in Gesellschaft einer frommen Weibsperson sicher fortzuliefern: auf ausdrückliches Verlangen des Pfarrers ward ihr auch der Wiegenzeug sammt der übrigen kleinen Ausrüstung, die sie vor acht Jahren mit sich an das Gestad gebracht, auf die Reise mitgegeben: zugleich entdeckte man ihr, was man bisher verborgen gehalten, wie und auf was Weise ihr bisheriger Nährvater sie an dem Ufer des Poflußes gefunden; und was ihn bewogen, sie anfänglich in seinem Hause zu erziehen, jetzt aber weiter zu senden.

Susanne schicket sich willig darein; nimmt mit herzlicher Danksagung von ihrem Erretter und von ihrer gütigen Erzieherinn Abschied; und kommt nach einer ziemlich langen Reise in dem Spitale zu Ferrara an, aber ohne zu wissen, oder argwohnen zu können, daß sie vor zehn Jahren in eben dieser Stadt, und zwar in einem gräflichen Palaste zur Welt gebohren worden. Es scheint ihr ein großes Glück zu seyn, daß sie aus einem schlechten Bauernhause an ein so gutes Ort gelanget. Ganze vierzehn Jahre bringt sie allda mit vieler Zufriedenheit zu, und

läßt

läßt sich immerdar angelegen seyn, in dieser Tugend- und Arbeitsschule recht vollkommen zu werden. Nach so geraumer Zeit, da sie eben das vier und zwanzigste Jahr ihres Alters erreichet, wird ihr gählings eine andere Wohnung sammt einer unvermutheten Heirath angetragen.

Es war ein Fremdling, von dem dieser Antrag hergekommen, ein kunstreicher Uhrmacher, aus Frankreich gebürtig, der die Anfangsgründe seiner Kunst von einem Anverwandten erlernet; hernach bey verschiedenen Meistern in Frankreich, in den Niederlanden, und in Deutschland gearbeitet, und endlich selbst ein vollkommener Meister geworden. Seine künstlichen Arbeiten trugen ihm viel Geld ein, welches er aber nicht durch jugendliche Ausschweifungen verschwendet, sondern mit kluger Vorsicht zusammengesparet. Der Geschichtschreiber giebt ihm ein großes Lob mit einer bekannten, aber vielsagenden Vergleichung, gleichwie einige Flüsse durch das bittere Meer laufen, und doch niemal bitter werden, also habe dieser Künstler bey Durchwanderung vieler Länder, mitten in den Gefahren und Aergernissen der bösen Welt, sein Herz

von keinem Laster verderben lassen. — Als er endlich auch in Wälschland herumgewandert, gefiel ihm die Stadt Ferrara so wohl, daß er den Entschluß gefasset, seinen Reisen ein Ende zu machen, allhier eine Wohnung zu kaufen, und den Ehestand anzutreten. Sein Hauptabsehen war nicht auf eine reiche, sondern auf eine wohlgesittete Person gerichtet. Weil man ihn versicherte, er könnte eine solche nirgends leichter, als in dem Spitale der armen Töchter finden, begab er sich dahin, und zog zu erst bey den Vorgesetzten und Aufsehern des Spitals nähere Kundschaft ein. Man bezeigte ihm einhällig, es befinde sich unter den Töchtern eine, mit Namen Susanne, welche zwar von ihren Aeltern und jedermann verlassen, einem zukünftigen Bräutigam nur ein geringes Heirathgut aus der Spitalstiftung bringen könnte; aber wegen ihrer gottesfürchtigen, arbeitsamen, klugen Aufführung verdiene sie vor allen andern den Vorzug. Schon genug. Er biethet ihr ohne Verzug eine Eheverlöbniß an: sie hingegen verschiebt ihre Einwilligung nur so lang, bis sie, mit Hülfe ihrer Vorgesetzten, eine sichere Nachricht von der Rechtschaffenheit seiner Sitten erhalten,

halten, und giebt alsdann, auf ihr Einrathen und Zusprechen, das Jawort. — Es hieß überall, die arme Susanne habe ein Glück gehabt: aber wer hätte dasjenige Glück vermuthen können, welches ihr und ihrem Manne wiederfahren, da sie kaum ein halbes Jahr miteinander verheirathet waren?

Ihr werdet Euch noch erinnern, daß ich Euch anfangs erzählet, wie der Graf Fabricci mit seinem ältern Sohne sich zu Piacenza wohnhaft niedergelassen, und bald darauf die traurige Nachricht bekommen, seine zwey jüngern Kinder haben in einem Schiffbruch ihr Leben eingebüßet. Von derselben Zeit an, gab er selbst dem einzigen Sohne, den er noch allein übrig zu haben glaubte, gründlichen Unterricht in allen seinem Stande angemessenen Wissenschaften, und half ihm endlich zu einer anständigen Heirath mit einem hochadelichen Frauenzimmer. Es waren aber kaum einige Jahre seit diesem Verlöbnisse verstrichen, so ward dem jungen Grafen der fernere Aufenthalt zu Piacenza, weis nicht aus was Ursache, unangenehm. Er bath den Herrn Vater um Erlaubniß, mit

seiner Gemahlinn und dem jungen Töchterlein, mit welchem Gott ihre Ehe gesegnet, von dannen hinwegzuziehen, und in seiner Geburtsstadt, zu Ferrara, in eben jenem Palaste seinen Wohnsitz zu nehmen, welchen der Herr Vater, wie ich auch schon gemeldet, bey der ehemaligen Abreise aus besagter Stadt nicht verkaufet; sondern noch immer durch einen Beamten hatte besorgen lassen. Diese Bitte war dem gutherzigen Vater nicht misfällig: nach einigem Bedenken ließ er sich sogar bereden, die Reise mitzumachen, damit er den jungen Leuten zu ihrer häuslichen Einrichtung verhülflich seyn; wie auch einige Freunde, die er vor zwey und zwanzig Jahren sammt der Stadt Ferrara verlassen hatte, noch einmal sehen könnte.

Es geschah auch beydes, nach glücklich vollbrachter Reise, zu allerseitigem Vergnügen. Der junge Graf unterließ nichts, was immer zur schönen Einrichtung und Auszierung des Palastes dienen konnte. Weil ihm zu Ohren gekommen, es befinde sich in der Stadt ein kunstreicher Uhrmacher, ließ er diesen zu sich berufen, und fragte ihn, ob er um baare Bezahlung eine

recht

recht schöne Hausuhr verfertigen möchte. Diese Frage war dem Künstler ganz erwünschet: er hatte sich schon lange höfliche Redensarten angewöhnet, und gab zur Antwort, er halte es für eine große Gnade, daß seine hochgräfliche Excellenz ihm erlauben seine Dienste anzubiethen. Hochdieselben hätten nur zu befehlen, wie die Uhr, das Schlagwerk, das Zifferblatt, und die Auszierungen beschaffen seyn sollen: in möglichster Eile werde alles nach Verlangen verfertiget werden. Hierauf machte er, nach der Angabe und Bestimmung des Grafen, auf einem Papier die Zeichnung, oder den Riß, so genau und künstlich, daß der Herr ihn sonderbar zu schätzen anfieng, und sich in ein Gespräch von seinem Vaterlande, von seinen Reisen, von seiner Kunst einließ, auch endlich fragte, ob er verheirathet sey?

— Erst seit kurzer Zeit, antwortet der Uhrmacher, habe ich mich dazu entschlossen. —

Ist euere Frau auch aus Frankreich gebürtig? —

Das ist mir, und ihr selbst unbekannt. Ich habe sie aus dem hiesigen Spitale der armen Töchter genommen, wo sie sich nach dem Zeugnisse der Vorsteher, vierzehen Jahre lang recht wohl aufgeführet hatte. Manche Töchter kommen in dieses Spital, ohne von ihrem Vaterlande und ihren Aeltern etwas sicheres zu wissen: so ist es ihr auch gegangen. —

Hat euch euere Wahl noch nicht gereuet? —

Sie wird mich niemal reuen: ich habe viele Ursache, damit zufrieden zu seyn. —

Gut! wenn ihr wieder zu mir kommet, müsset ihr euere Frau auch mitnehmen: ich möchte sie auch sehen. —

Weil seine hochgräfliche Excellenz solches gnädigst erlauben, wird sie mit mir ihre unterthänigste Aufwartung machen. —

— So gieng der Mann nach einer tiefen Neigung fort, und erzählte zu Hause seiner Susanne alles, was sich zugetragen. Sie war zwar nicht gewohnt, bey vornehmen Standesperso-

personen ihre Aufwartung zu machen: doch versprach sie ihm ganz willig, wenn er die angeschaffte Uhr würde verfertiget haben, mit ihm in den gräflichen Palast zu gehen. Das schöne Kunstwerk war in etlichen Wochen zu Stande gebracht, und wirklich der Tag bestimmt, an dem sie beyde miteinander dem Grafen aufwarten wollten; da sagt Susanne, es sey ihr ein wunderlicher Gedanken eingefallen: weil dieser Herr gar so gütig sey, möchte sie seinem jungen Töchterlein eine Verehrung machen. —

Was für eine Verehrung? fragte der Mann lachend.

Ich habe mich erinnert, antwortete sie: daß unter den Kleinigkeiten, die ich in das Spital gebracht, und im Austritte wieder mit mir genommen, sich ein kleines silbernes Halsgehäng befinde. Wenn ich es mitbringe, und dabey sage, hiemit will ich dem kleinen Fräulein das ganze Heirathgut schenken, so ich von meinen unbekannten Aeltern empfangen, wird der Herr Vater gewiß ein Wohlgefallen haben. —

Dem Manne kam dieses Vorhaben sehr bedenklich vor: doch mußte er sich darein ergeben, wegen ihrer Versicherung, sie empfinde dazu einen innerlichen Antrieb, und könne diesem nicht widerstehen.

Da sie zur Aufwartung gelassen wurden, befanden sich beyde Herren beysammen in dem Zimmer. Bey dem ersten Anblick der Susanne entstund in dem Herzen des alten Grafen eine Wohlgewogenheit gegen dieselbe: er reichte ihr die Hand, da sie den Saum seines Kleides küssen wollte; hörte mit Vergnügen ihre unterthänige, furchtsam angebrachte Empfehlungsrede an, und gab ihr in gnädigen Ausdrücken die Versicherung, es wäre ihm lieb, wenn er ihr eine Gefälligkeit erweisen könnte. Diese Versicherung machte ihr so viel Muth, daß sie sich sogleich unterstanden zu sagen, sie bitte nicht um eine Gefälligkeit, sondern um eine große Gnade, um die Erlaubniß, dem jungen gräflichen Fräulein mit einer schlechten Verehrung aufzuwarten. Zugleich wandte sie sich ehrerbiethig gegen den jungen Grafen, bath ihn um eben dieselbe Gnade, und sprach, bey Darreichung des kleinen Halsgehänges, halblächelnd: Es

ist

ist wenig, aber doch das ganze Heirathgut, so ich von meinen unbekannten Aeltern empfangen habe.

Er nimmt das Geschenk freundlich an; entsetzet sich aber, so bald er es ein wenig betrachtet, und bittet den Herrn Vater, dasselbe zu besichtigen. Dieser erstaunet noch mehr, da er in dem Silber sein gräfliches Wappen eingestochen sieht. Frau! sagt er ganz ernstlich: bekennet mir aufrichtig, woher ihr dieses Geschenk bekommen habet. —

Ich kann nichts anders sagen, giebt sie, ein wenig erschrocken, zur Antwort: als was mir ein Bauer, der acht Jahre mein Nährvater gewesen, bey meiner Abreise in das Spital gesagt, ich habe es an dem Halse hangen gehabt, da er mich, als ein Kind von etwa anderthalb oder zwey Jahren, in einer Wiege an dem Ufer des Poflußes gefunden. —

Der Graf sieht sie eine zeitlang steif und starr an; fraget noch einmal, wie viele Jahre sie bey dem Bauern, und wie viele in dem Spitale zugebracht: erhebt alsdann seine Augen

gen Himmel; bricht in einen Seufzer aus, und spricht mit sanfter Stimme: O Gott! wie bist du so gütig! was unerwartete Freude machest du mir noch vor meinem Lebensende! —

Herr Vater! sagte der junge Graf: darf ich fragen, was ihnen so sehr zu Herzen gehe? —

Freue dich auch, mein Sohn! ich habe vor zwey und zwanzig Jahren meine zwey jüngern Kinder in einem Schiffbruche verlohren: Jezt zeigt es sich, daß wenigstens eines mit dem Leben davon gekommen. Das ist deine Schwester, es ist meine Tochter, meine Marianne. Ich kenne sie aus ihren Gesichtszügen, aus dem Halsgehänge, aus allen Umständen ihrer Erzählung. Der Schuzengel hat sie in ihrer Kindheit aus den Wellen an das Gestad gebracht; hernach wieder in ihre Vaterstadt, und endlich zu uns geführet. —

Wie wunderbarlich! — O! sie sieht unserer verstorbenen Frau Mutter vollkommen gleich. — Sey mir willkommen,

liebe

liebe Schwester! fürchte dich nicht, wirf dich in die Arme deines Herrn Vaters. —

Sie konnte nicht antworten, und wäre ohnmächtig zur Erde niedergesunken, wenn nicht der Herr Bruder einen Sessel herbeygerucket; sie darauf gesetzet; und dann mit einem kräftigen Schlagwasser, das ihm der Herr Vater darreichte, ihre Lebensgeister erwecket hätte. — Nachdem sie sich ein wenig erholet, hielten die beyden Herren für rathsam, sich auf eine kurze Zeit zu entfernen, und die betroffene Marianne allein bey ihrem Manne, dem Künstler, zu lassen: diesen aber ersuchten sie im Hinweggehen, er möchte derselben mit freundlichem Zureden aus der Verwirrung helfen, und Trost und guten Muth beyzubringen trachten. — Er war zwar anfangs selbst in Erstaunung und Verlegenheit gerathen: doch faßte er sich bald wieder, und fand sich im Stande, diesen Auftrag zu verrichten. Seine gute Susanne, oder eigentlich Marianne, blickte ihn an, als wenn sie von einem tiefen Schlafe erwachte. Jetzt fraget er sie mit freundlichem Angesichte, was ihr fehle? —

Sie

Sie antwortet, sie wisse es nicht: nur so viel könne sie sich erinnern, daß einer dieser Herren sie seine Tochter, und der andere seine Schwester genennet. —

Und was wäre es, wenn sie die Wahrheit gesagt hätten? —

O! das ist nicht möglich! —

Warum nicht möglich? der alte Herr bezeuget, er habe vor langer Zeit in einem Schiffbruche ein Töchterlein verlohren. Das könntest ja du seyn, weil man dich in der Wiege am Gestade gefunden hat. —

Ich könnte es seyn: aber vielleicht bin ich es nicht. —

Daß du es seyest, ist durch dein Halsgehäng, und mehrere andere Kennzeichen erwiesen.

Nun fieng sie an zu weinen, und heftig zu weinen. — Er ließ ihr Zeit, und fragte erst nach einer guten Weile: Warum weinest du so sehr? Du solltest dich erfreuen, und Gott Dank sagen. —

Ich danke ihm ja, antwortet sie, noch fortweinend: aber es überfallen mich allerhand Kummer und Sorgen. —

Was für Kummer und Sorgen? Dein Herr Vater und dein Herr Bruder sind ja so gütige Herren! sie haben dich so freundlich bewillkommet! —

Das wäre schon recht. Aber ach! eines bekümmert mich sonderbar.

Was dann? sage es mir doch aufrichtig? —

Ich werde eine Lebensart annehmen müssen, an die ich nicht gewöhnt bin; ich werde dich verlassen müssen. —

O! wenn dieses dein größter Kummer ist, so steht alles gut. Laß nur mich sorgen. Es liegt mir eben so viel, als dir, daran, daß wir nimmermehr voneinander geschieden werden.

Indem sie also miteinander redeten, traten die zwey Grafen wieder in das Zimmer. Der alte both ihr die Hand, sprechend: Ist es dir besser, Marianne? kennst du jetzt deinen Vater?

Vater? — Sie wollte ihm zu Füßen fallen; aber er gestattete es nicht, und fragte noch einmal: Willst du mich für deinen Vater erkennen? — Sie küßte und benetzte seine Hand mit Zähren, und antwortete: Ja Herr Vater. —

Verzeihen sie ihr, sagte hierauf der Künstler, gnädigster Herr! sie kann ihre Freude noch nicht recht an den Tag geben: ihr Gemüth ist noch nicht gänzlich beruhiget. Aber es ließe sich durch eine einzige Gnade seiner hochgräflichen Excellenz bald beruhigen. —

Auf was Weise? —

Sie fürchtet, man möchte sie zwingen, eine ungewohnte Lebensart anzunehmen, und ihren Ehemann zu verlassen. —

Ist es wahr, Marianne? bist du mit deiner jetzigen Lebensart, und mit deinem Ehegemahl zufrieden? —

Ja, Herr Vater! recht zufrieden. —

Nun ich will dir sagen, was ich kurz zuvor mit meinem Sohne, deinem Bruder, ausgemacht und beschlossen habe.

Ihr

Ihr sollet bey einander in unzertrennlicher Ehe bleiben: ich aber werde Mittel und Wege finden, daß dein wackerer Gemahl sammt seiner ganzen Nachkommenschaft in den Grafenstand erhoben werde: dazu will ich ihm ein anständiges Heirathgut beyschaffen, damit ihr recht gemächlich und vergnügt miteinander leben könnet. — Ist es recht so?

Jetzt heiterte sich das Angesicht der guten Tochter auf. Halb weinend, und halb lächelnd nahm sie ihren Mann bey der Hand, und beyde miteinander bezeigten ihre herzliche Erkenntlichkeit, und erstatteten allen möglichen Dank für ein so gnadenvolles Anerbiethen. —

Man kann sich einbilden, wie bald die Zeitung von dieser wunderlichen Begebenheit in der ganzen Stadt verbreitet worden. Alle, die den Uhrmacher kannten, freueten sich über seinem außerordentlichen Glücke. Einige fürchteten, es möchte an ihm jenes lateinische Sprichwort wahr werden, in welchem es heißt, die Ehren verursachen eine Aenderung der Sitten, oftmals keine gute Aenderung; weil

der

der Geehrte entweder hochmüthiger und stolzer; oder nachläßiger und träger; oder frecher und ausgelassener wird. Aber in diesem Verstande erwahrte sich das Sprichwort gar nicht. Obwohl der Künstler den gräflichen Titel, und ein reiches jährliches Einkommen erhalten, sah doch jedermann mit Erbauung, daß er immerdar fortfahre, sich allen Nebenmenschen freundlich und dienstwillig zu erzeigen; die christliche Sittsamkeit und ehrliche Treue auf das genaueste zu beobachten; die kostbare Zeit nicht fruchtlos zu verschwenden, sondern auf Verfertigung künstlicher Arbeiten anzuwenden. — Unter diesen ist sonderbar eine merkwürdig. Zum Andenken des seltsamen Glückes, das ihm Gott in der Stadt Ferrara bescheret, verfertigte er ein großes, ungemein kunstreiches, mit einem trefflichen Glockenspiele versehenes Uhrwerk, und machte damit eine Verehrung in die Hauptkirche der Stadt. — Der Geschichtschreiber, Bischof von Bellay bezeuget am Ende seiner Erzählung, er habe selbst dieses berühmte Kunstwerk zweymal, auf seiner zweymaligen Reise durch Italien besichtiget, und nach Verdiensten bewundert.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handwerksmann.

Dieses Exempel will ich heute noch meinem Sohne erzählen. Es ist ziemlich lang: bis morgen könnte ich etwas davon vergessen.

Pfarr. Ihr müsset ihm dabey melden: es wäre nicht vernünftig, wenn man daraus schließen wollte, alle und jede, die sich mit einer armen, aber wohlgesitteten Person verheirathen, werden einen so außerordentlichen Glücksfall, wie dieser Uhrmacher, erleben: doch aber wisse man aus vielfältiger Erfahrung, daß jene, die nicht pur aus Sinnlichkeit, oder aus Geldbegierde, sondern hauptsächlich aus wechselseitiger Hochschätzung ihrer sittlichen guten Eigenschaften zum Heirathen schreiten, weit sicherer eine dauerhafte Einigkeit, Treue und Liebe von einander zu erwarten; und auch einen reichern Segen für ihr zeitliches und geistliches Wohlseyn vom Himmel zu hoffen haben.

Handw. Eben dieses habe ich ihm schon gesagt, und auch eine Probe mitgebracht, als

ich neulich aus dem nächstgelegenen Städtlein nach Hause gekommen. Es wohnet dort eine Wittwe mit zween Kindern in großer Armuth und Bedürftigkeit. Man hat mich versichert, ihr Mann selig habe sie aus keiner andern Ursache genommen, als weil ihre Aeltern reich gewesen, und ihr ein großes Heirathgut mitgegeben. Aber was ist geschehen? Sie blieb nach der Heirath, wie vorher, frech und ausgelassen, und frequentirte verdächtige Gesellschaften; forderte immerdar neue und prächtige Kleider; verstund das Hauswesen nicht recht, und nahm sich wenig darum an. Er hingegen war dem Trinken und Spielen ergeben, und versäumte manchesmal seine standesmäßigen Arbeiten. Also hat freylich das Hauswesen den Krebsgang nehmen müssen. Eines warf die Schuld auf das andere: sie zankten und haderten auf eine gewaltthätige Weise. Man meynet, der frühzeitige Tod des Mannes sey größtentheils daher gekommen, weil er sich oft im Zorne unmäßig übertrunken. —

Pfarr. Eine andere Probe könnten Euch die zwey alten Eheleute geben, welche zunächst

an

an unserm Dorfe auf einem abgelegenen Bauernhofe wohnen. Der Bauer heirathete in seinen jüngern Jahren, obwohl ihm reiche Personen angetragen worden, eine arme Dienstmagd, die sich durch ihre gute Aufführung ein allgemeines Lob erworben hatte. Die ganze Nachbarschaft bezeuget, sie haben in beständigem Frieden miteinander gelebet, und ihr zeitliches Vermögen habe von einem Jahre zum andern zugenommen. Jetzt liegt er an einer schweren Krankheit darnieder. Es ist nicht zu beschreiben, mit was Sorgfalt und Emsigkeit sie ihm Tag und Nacht beysteht; wie liebreich sie ihn tröstet; wie inständig sie die Leibärzte, oft mit weinenden Augen, ersuchet, alle mögliche Mittel zu seiner Genesung anzuwenden; wie vielfältig sie die Armen, mit Darreichung eines Almosens, für den Kranken bethen heißt.

Handw. Ja, Ja! dieser Mann hat zwar kein so großes Glück gehabt, als der Künstler zu Ferrara, aber doch ein wahres Glück, daß er eher eine tugendhafte, als eine reiche Person gewählet. — Ich will Ihnen, Herr Bruder! mit günstiger Erlaubniß, noch etwas melden.

Es ist mir bey Anhörung Ihrer Geschichte, eine Reflexion in den Kopf gekommen, die ich nicht unterlassen kann, meinem Sohne vorzustellen. Er hat sich schon vor einigen Jahren nach dem Brauche, oder wie die Prediger und Christenlehrer reden, nach dem Misbrauche, mancher ledigen Bursche auf dem Lande richten wollen: er fieng an, eine junge Weibsperson an den Sonn- und Feyertagen zu besuchen, und in die Wirthshäuser zum Weine, und zu allen öffentlichen Lustbarkeiten, bisweilen bis in die späte Nacht herumzuführen. Ihr, und ihren Aeltern ist dieses recht gewesen. Aber ich habe es absolute nicht leiden wollen. Wenn du trinken, oder dich anständig ergötzen willst, sagte ich: so thue es in Gesellschaft wackerer Männer, oder wohlgesitteter deines gleichen Kameraden: das wird dir bey rechtschaffenen Leuten weit mehr Ehre machen. Kurz: ich habe mit Zusprechen, Bitten und Drohen nicht nachgelassen, bis er mir gefolget. — Jetzt will ich ihm bey Erzählung des Exempels sagen: Da siehst du: dieser brave Mensch hat vor dem Heirathen keine langwürige Bekanntschaft mit der Susanne

gehabt;

gehabt; er hat sie niemal zum Weine geführet; und doch ist seine Ehe so glücklich ausgefallen. Habe ich dann nicht recht gehabt, daß ich dich zu einer gleichmäßig ehrbaren Aufführung angehalten?

Pfarr. Er wird, wenn er es eben jetzt noch nicht erkennet, doch mit der Zeit erkennen, daß Ihr Recht gehabt. Er wird Euch für Eure Sorgfalt wenigstens im Herzen danken, wenn er hin und wieder sieht, daß manche betrübte Folgen entstehen, wenn die Aeltern sich nicht getrauen, oder nicht die Mühe nehmen wollen, der Frechheit und Ausgelassenheit ihrer jungen Söhne und Töchter Einhalt zu thun.

Ende.

Verbesserungen der Druckfehler.

Seite	Zeile	statt	lies
77	23	Bürgen	Bürger
117	21	es ist sogar nicht	es ist gar nicht
121	7	es mußten aber diese	es mußten diese
165	14	der Bediente mußte	der Bediente müßte
176	13	beneidet	beneidete
179	21	nicht sicher	sicher
179	25	Oporio (noch öfters)	Osorio
344	24	Moudenschein	Mondesscheine

LD

Reebmann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reebmann, Joseph

Ein rechtschaffenes Exempelbuch für unstudirte Leute, welche bey müßigen Stunden eine unschuldige und nützliche Ergötzung suchen

Bd.: 1

Augsburg (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5520
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261455-1
VD18 90986202-901